



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

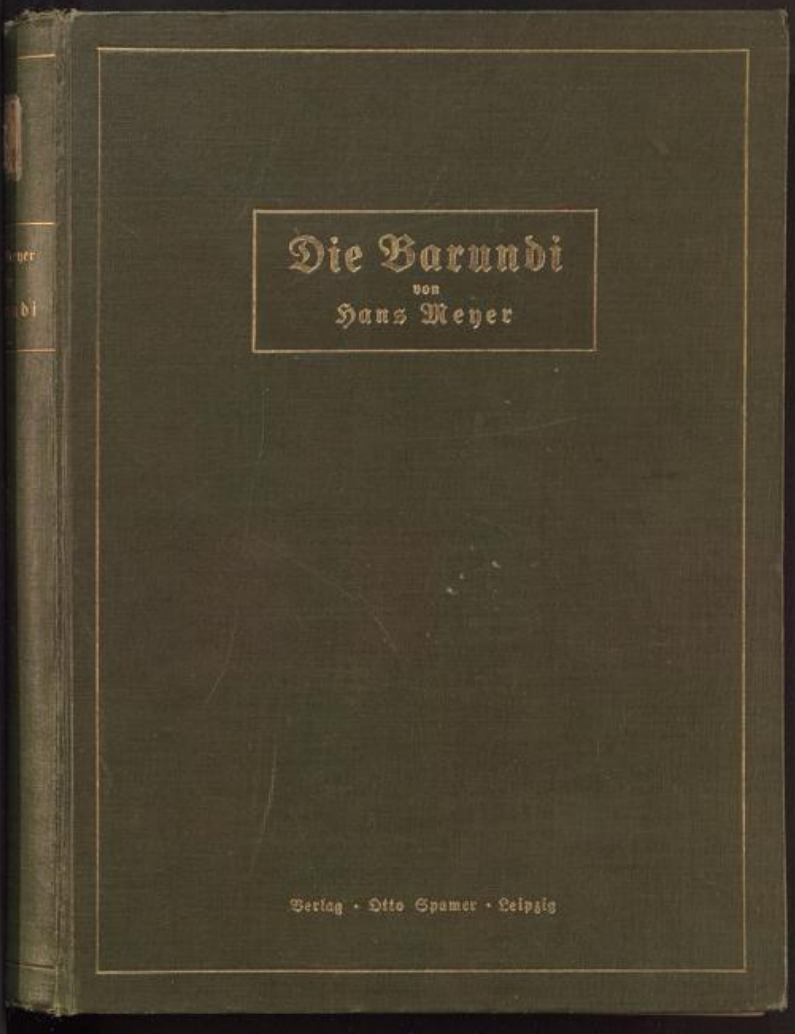
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

**Die Barundi**

**Meyer, Hans**

**Leipzig, 1916**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-14615**



Die Barundi  
von  
Hans Meyer

Verlag · Otto Spamer · Leipzig



V. 2. 6. 644



12.



## Zur Einführung

Am 1. November 1914 ist in Leipzig das Kgl. Sächs. Forschungsinstitut für Völkerkunde ins Leben getreten, dessen erste Veröffentlichung hiermit der wissenschaftlichen Welt vorgelegt wird.

Das neue Institut faßt, dem universalen Charakter des Leipziger Museums für Völkerkunde und dem an der Universität geübten Lehrbetrieb entsprechend, die Völkerkunde in ihrem ganzen Umfang ins Auge; sie schließt deshalb in sie neben der Ethnographie und der Ethnologie auch die Urgeschichte und die Volkskunde ein, soweit beide Wissenschaften Vergleichsmomente mit der Völkerkunde im engeren Sinn ergeben. Die Arbeitsteilung in Feldforschung durch Expeditionen mit Spezialaufträgen und in Institutsforschung mit der Untersuchung besonders wichtiger Probleme, wie sie das Bureau of Ethnology in Washington, das einzige Institut verwandter Art, seit Jahrzehnten so erfolgreich betrieben hat, ist auch für Leipzig die gegebene Methode.

Für die Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Studien sind zunächst zwei Reihen von Abhandlungen vorgesehen:

Reihe I: Ethnographie und Ethnologie.

Reihe II: Urgeschichte und Volkskunde.

Die einzelnen Abhandlungen werden vom Unterzeichneten in zwangloser Folge herausgegeben. Sie erscheinen im Verlag der Firma Otto Spamer in Leipzig und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Alle Zuschriften und Sendungen, die die Mitarbeit an den Forschungen und die Herausgabe von Abhandlungen betreffen, sind zu richten an das Kgl. Sächs. Forschungsinstitut für Völkerkunde, Leipzig, Grassimuseum.

Leipzig, im Herbst 1916.

Karl Weule.

Königlich Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig

---

# Institut für Völkerkunde

Erste Reihe: Ethnographie und Ethnologie

---

Erster Band:

## Die Barundi

Eine völkerkundliche Studie aus Deutsch-Ostafrika

von

Hans Meyer

---

Leipzig 1916

# Die Barundi

Eine völkerkundliche Studie aus Deutsch-  
Ostafrika

von

Hans Meyer

Mit 1 farbigen Karte, 32 Lichtdrucktafeln, 23 Tafeln in Ätzung  
und 19 Textbildern

V. 2. b. 0644



1916: 2436

1916

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Copyright 1916 by Otto Spamer, Leipzig



Druck  
der Spamer'schen  
Buchdruckerei in Leipzig

## Vorwort

Das vorliegende Buch enthält die Zusammenfassung eigener und fremder Beobachtungen und Studien über das in den westlichen Hochlanden Deutsch-Ostafrikas ansässige Volk der Barundi, das in sehr eigentümlicher Art aus Bantu, pygmoiden Batwa und reinrassigen Hamiten zusammengesetzt ist. Ich habe Urundi im Sommer 1911 bereist und meine Beobachtungen im wesentlichen durch das reiche Material ergänzt, das der lange Jahre in Urundi missionierende Pater J. M. M. van der Burgt (Missionsgesellschaft der „Weißen Väter“) in seinem Dictionnaire Français-Kirundi zusammengetragen hat. Für die freundliche Erlaubnis der Benutzung dieses Materials zum Zweck meiner methodischen Darstellung bin ich dem Herrn Verfasser zu wärmstem Dank verpflichtet; ebenso für die wertvollen genealogischen Tabellen der Barundifürsten mit den erklärenden Begleitworten, die ich am Ende dieses Buches veröffentliche, ferner für mehrere interessante Photographien der Barundi und für die Mühewaltung, der sich Herr Pater van der Burgt durch Mitlefen der Korrekturbogen unterzogen hat. Was die Literatur sonst noch über die Barundi bot — leider ist es sehr wenig — habe ich mit verarbeitet; dazu eine Reihe mündlicher und brieflicher Erkundigungen, die ich von Landeskeennern, namentlich von Offizieren unserer Schutztruppe, eingezogen habe. Vor allem habe ich für solche schätzenswerte Auskünfte den Herren Hauptmann von Langenn-Steinkeller und Hauptmann W. von Grawert zu danken. Ersterer hat in freundlichstem Entgegenkommen auch eine Übersichtskarte der Häuptlingsstämme Urundis und eine Anzahl ausgezeichnete photographischer Aufnahmen aus Urundi beigetragen. Desgleichen bin ich für die Überlassung mehrerer guter Photographien Herrn Hauptmann Kraut verbunden.

Meiner Darstellung liegt das bekannte ethnologische Schema F. von Luschan zugrunde, das ich auch auf dieser Reise wieder vorzüglich bewährt gefunden habe. Wenn ich in einzelnen Punkten davon abgewichen bin, so geschah es hauptsächlich mit Rücksicht auf die besondere Eigenart der Barundi. Sehr nützlich war es mir ferner, daß ich während der letzten Ausfeilung meines Manuskriptes Einblick in die Aushängbogen des vortrefflichen neuen Buches „Ruanda“ von J. Czekanowski (Bd. VI

der „Wissenschaftlichen Ergebnisse der deutschen Zentralafrika-Expedition 1907—1908 S. S. des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg“, Leipzig bei Klinckschmidt & Biermann) nehmen konnte, wodurch ich auf zahlreiche ethnologische Parallelererscheinungen bei dem sehr ähnlich gearteten Nachbarvolk, den Banjaruanda, aufmerksam gemacht wurde, die mir manches im Leben der Barundi verständlicher machten. Auch hierfür sage ich sowohl dem Autor wie dem Verleger meinen besten Dank. Ich muß das Entgegenkommen um so höher schätzen, als das Czekanowskische Buch wegen des Krieges, an dem sowohl der Verfasser als auch der Verleger kämpfend teilnehmen, noch nicht erscheinen konnte. Da aber das Werk bis auf die Bildertafeln fertig gedruckt ist und gleich nach dem Krieg erscheinen wird, konnte ich in meinem Text die mehrfachen Verweisungen auf dieses Buch stehen lassen, ohne die Gefahr zu laufen, ihm etwas vorauszunehmen.

Ferner danke ich der Leitung des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin für die Erlaubnis, aus den Schätzen dieses Museums eine größere Anzahl ethnographischer Gegenstände der Barundi abbilden zu dürfen, die entweder photographiert oder von der vielgewandten Künstlerhand Wilhelms von den Steinen für mein Buch gezeichnet wurden. Die übrigen abgebildeten Objekte gehören meiner eigenen Sammlung an und befinden sich im Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Desgleichen sind die Typen-, Gruppen- und Landschaftsbilder dieses Buches von mir aufgenommen, soweit ihre anderweitige Provenienz nicht besonders angegeben ist. Dem Assistenten am Forschungsinstitut für Völkerkunde in Leipzig, Herrn Dr. S. Plischke, bin ich für seine sorgsame Mitarbeit am Register des Buches aufrichtig dankbar.

Schließlich ist es mir eine angenehme Pflicht, dem Leiter des neuen Kgl. Sächs. Forschungsinstituts für Völkerkunde in Leipzig, Herrn Prof. Dr. R. Weule, hiermit auch öffentlich meinen Dank dafür abzustatten, daß er mir Gelegenheit gibt, die Reihe der Abhandlungen dieses Institutes, die sich auf alle Zweige der wissenschaftlichen Völkerkunde erstrecken sollen, mit meiner in ethnologischer Methodik angelegten Arbeit über ein wenig bekanntes Volk unserer ostafrikanischen Kolonie zu eröffnen.

Eine allgemeine illustrierte Schilderung meiner Reise von 1911 wird unter dem Titel „Im Lande der Nilquellen“ voraussichtlich im übernächsten Jahr in einem anderen Verlag erscheinen. Für geographisch Interessierte sei bemerkt, daß über verschiedene Resultate meiner Expedition bereits folgende Schriften veröffentlicht sind:

1. Hans Meyer, Reiseberichte aus Ruanda und Urundi an das Reichskolonialamt. (Mitteil. aus d. Deutsch. Schutzgeb., Berlin 1911, Bd. 24, Heft 4 u. 5.)
2. Hans Meyer, Auf neuen Wegen durch Ruanda und Urundi. (Zeitschrift d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, 1912, Nr. 2.)
3. Hans Meyer, Ergebnisse einer Reise durch das Zwischenseengebiet Ostafrikas 1911. Mit Beiträgen mehrerer Fachmänner, 8 Bildertafeln und 4 farbigen Karten. (Mitteil. aus d. Deutsch. Schutzgeb., Berlin 1913, Ergänzungsheft 6.)
4. Hans Meyer, Der Ragerafluß in Ostafrika und die Ruandabahn. (Koloniale Monatsblätter, Berlin 1914, S. 6—21.)

Die dem vorliegenden Buch am Ende beigegebene vierteilige Karte des mittleren Zwischenseengebietes, dessen Hauptteile die Hochländer Urundi und Ruanda bilden, ist nach dem bis Anfang 1916 veröffentlichten neuesten Material bearbeitet.

Dazu ist kurz zu bemerken:

1. die oro- und hydrographische Karte enthält im wesentlichen nur Höhengschichten von 500 m, wodurch bloß die großen Formen hervorgehoben werden. Die Höhenzahlen sind nach dem deutschen Kolonialatlas, den Aufnahmen der verschiedenen Grenzerpeditionen, den Karten des Oberleutnant Weiß und nach 'meinen eigenen Messungen eingetragen. Im Flußnetz sind nur die Hauptadern eingezeichnet. —
2. Die Karte der Niederschläge beruht auf den Arbeiten von S. Maurer, ergänzt durch die fortlaufenden Publikationen von G. Heidke in den Mitt. a. d. Deut. Schutzgeb. und durch die Karte in der Dissertation von W. Vietsch über das Abflußgebiet des Nils, 1910. Die Regenmessungen auf dem hohen Randgebirge des Zentralafrikanischen Grabens sind unsicher. Wahrscheinlich muß die 1500-mm-Kurve auf lange Strecken des Gebirges östlich vom Nussiffi und vom Nord-Tanganika ausgedehnt werden. —
3. Der Vegetations-Karte liegt die Englersche Karte in meinem Buch „Das Deutsche Kolonialreich“, Band Ostafrika, zugrunde, ergänzt durch meine Aufnahmen von 1911 in den Mitt. a. d. Deutsch. Schutzgeb. 1913, Ergänzungsheft 6. —
4. Die Völker-Karte beruht auf R. Weules Karte im Band Ostafrika des Werkes „Das Deutsche Kolonialreich“ und auf J. Czefanowski's Karte zur Ethnographie des Nil-Kongozwiseengebiets in Peterm. Mitt. 1912, Januarheft. — Für die Redaktion der Karten bin ich Herrn Kartographen P. Krauß in Leipzig zu Dank verpflichtet.

Mein Buch stellt die Dinge in Urundi dar, wie sie kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges lagen. Seitdem wütet die Kriegsfurie zwei volle Jahre lang in unserer Ostafrikanischen Kolonie, dank der Raubgier Englands und seiner belgischen, portugiesischen und südafrikanischen Spießgesellen, und der Zeitpunkt wird nicht mehr fern sein, wo unsern braven, von aller Außenverbindung abgeschnittenen Verteidigern die Kräfte erlahmen werden. Die schönen, reichen Hochländer Urundi und Ruanda sind von den plündernden Horden der kongolesischen Belgier durchzogen und besetzt worden. Was für Greuel und Jammer dies bedeutet, weiß nur, wer die belgische Kolonisationspraxis vom Kongostaat her kennt. Geschwächt und verarmt wird Ostafrika aus dem Krieg hervorgehen, und die großen, von deutschem Fleiß und deutscher Umsicht geschaffenen Werte werden vernichtet oder gestohlen sein; der wahnwitzige Konkurrenzneid unseres britischen kolonialen Nebenbuhlers wird hier wie in Kamerun gründlich dafür gesorgt haben, bis es zum Frieden kommt. Und trotzdem lassen wir uns den Glauben an unsere koloniale Auferstehung nicht erschüttern!

Mit freudiger Zuversicht und mit zähem Nachtwillen erwarten wir vom Endsieg auf den europäischen Schlachtfeldern und Meeren auch die Wiedergeburt eines deutschen Kolonialreiches, eines größeren, schöneren und stärkeren, als das vorige gewesen, eines Kolonialreiches, dessen mittelafrikanisches Kernstück von Ostafrika durch den ganzen Kontinent bis zur Kamerunküste und weiter reichen soll, und dessen geschlossene Einheit uns endlich die natürlichen, wirtschaftlichen, kulturellen, politischen und militärischen Vorteile bieten soll, die wir in der Zersplitterung unserer früheren Kolonialgebiete so lange haben entbehren müssen. Es wird eine Lust sein, in dem neuen deutschen Kolonialreiche zu leben, zu arbeiten, zu organisieren, zu schaffen, zu forschen. In unseren alten Schutzgebieten wird aus den Trümmern feindlicher Zerstörung durch den Zauber deutscher Kraft und Kenntnis der Phönix junger schöner Wirtschafts- und

Kulturblüte erstehen, am schönsten und stärksten vielleicht in den ostafrikanischen Hochländern Ruanda und Urundi, wo ein der Menschenarbeit förderliches Klima, günstige Boden- und Bewässerungsverhältnisse und eine dichte, arbeitsame Bevölkerung natürliche Grundlagen für die Kolonisation bieten, die wohl vorübergehend geschwächt sein können, aber über alle Kriegsnöte hinweg Bestand haben werden. Der nächsten Generation, die jetzt um Deutschlands Existenz und Zukunft kämpft, ist es vorbehalten, all das fortzusetzen, was wir Älteren in langer wirtschaftlicher, politischer und wissenschaftlicher Koloniarbeit begonnen und ein gutes Stück vorwärts gebracht haben. Auf sie, deren Willen und Kraft der Weltkrieg gestählt, deren Einsicht und Weitsicht er geklärt und geschärft hat, setzen wir Älteren unsere kolonialen Zukunftshoffnungen. Könnte ihnen mein Buch ein Wegweiser zur rechten Erkenntnis und demnach zur richtigen Behandlung eines der meistversprechenden Eingebornenvölker unserer bisherigen Kolonien werden, so wäre sein praktischer Zweck, der dem wissenschaftlichen nicht nachstehen will, erfüllt. Sei dem Buch ein freundliches Geschick in Deutschlands schwerster Zeit beschieden!

Leipzig, im Herbst 1916.

Hans Meyer.

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zur Einführung . . . . .	III
Vorwort . . . . .	VII
1. Land. Bevölkerung. Körperbeschaffenheit. Geistige Eigenschaften . . . . .	1
2. Siedelung. Wohnung. Nahrung . . . . .	17
3. Schmuck. Kleidung. Waffen . . . . .	27
4. Jagd. Fischfang. Viehzucht. Ackerbau. Genusmittel . . . . .	36
5. Spiele. Tänze. Musik . . . . .	63
6. Verkehrsmittel. Handel. Handwerk . . . . .	71
7. Politisches. Recht. Soziales. Clans. Totemismus . . . . .	86
8. Ehe. Geburt. Tod . . . . .	106
9. Religion. Mythos. Kultus. Mission . . . . .	117
10. Medizin. Zeitrechnung. Zählen. Sprache . . . . .	140
11. Geschichte. Kolonialpolitisches . . . . .	151
12. Bemerkungen zur genealogischen Tabelle der Barundifürsten, von J. M. W. van der Burgt . . . . .	178
Anhang I: Genealogische Tabelle der Barundifürsten . . . . .	190
Anhang II: Literaturverzeichnis . . . . .	195
Register . . . . .	198

## Verzeichnis der Textabbildungen

	Seite
Fig. 1. Gehöft eines Barundi-Großen . . . . .	18
" 2. Dorf der Barundi . . . . .	20
" 3. Kupferne kegelförmige Anhängsel, Halschmuck und Amulett . . . . .	27
" 4. Eiserne Blöckchen als Halschmuck . . . . .	27
" 5. Hölzerner Kamm zum Haarsträhnen . . . . .	28
" 6. Messer zum Tätowieren und Aderlassen . . . . .	28
" 7. Narbentätowierung eines Murundi . . . . .	29
" 8. Flechtmuster an der Pfeilfederung . . . . .	33
" 9. Messer mit ornamentierten Scheiden . . . . .	34
" 10. Pfeil zum Aderlaß der Rinder . . . . .	45
" 11. Doppelte Tabakspfeifen aus schwarzem Ton . . . . .	58
" 12. Kleine Holzschale zum Anrühren von Schnupftabaksaft . . . . .	59
" 13. Hölzerner Nasenklemmer für Tabak schnupfer . . . . .	59
" 14. Behälter für Saugrohre zum Biertrinken . . . . .	61
" 15. Kinderspielzeug: Rohrflinte zum Abschnellen von Holzpfeilen . . . . .	63
" 16. Arbeitsmesser der Barundi . . . . .	81
" 17. Eiserner Hammer. Steinerner Amboß. Feile. Stift zum Einschlagen von Verzierungen. Eisenbolzen zum Schmieden von Hohlformen . . . . .	84
" 18. Schröpfkopf aus Rindshorn . . . . .	141

## Verzeichnis der Tafeln und Karten

### Tafeln

(Nr. 1—32 Lichtdrucke, Nr. 33—55 Abzungen).

Tafel 1a.	Hochweideland in Südwest-Urundi.
" 1b.	Wasserfall im östlichen Randgebirge des Tanganika, West-Urundi.
" 2a.	Von Papyrusumpfen erfülltes Tal in Nordwest-Urundi.
" 2b.	Quarzitricke östlich von Mujaga, Ost-Urundi.
" 3a.	Grassteppe im untern Ruffissital, Landschaft Bulinga.
" 3b.	Baumgrassteppe am Rajongosifluß, Mittel-Urundi.
" 4a.	Urwald auf dem Randgebirge in Nordwest-Urundi.
" 4b.	Bambuswald auf dem Randgebirge östlich von Usumbura.
" 5a.	Furt des Ruwuwu östlich von Magera.
" 5b.	Überfahrt über den Ruwuwu bei Kihansa.
" 6a.	Barundi am Ruwuwu bei Kihansa, Mittel-Urundi.
" 6b.	Barundi am Ostufer des Tanganikasees bei Usumbura.

- Tafel 7a. Batwa bei Kilima, Nordwest-Urundi.  
 " 7b. Töpfernde Batwa bei Kilima, Nordwest-Urundi.  
 " 8a. Barundi westlich von Mujaga, Ost-Urundi.  
 " 8b. Barundi bei Kilima, Nordwest-Urundi.  
 " 9a. Barundi vom oberen Muwarasi, West-Urundi.  
 " 9b. Barundi von Migeni, westlich von Mugerera, Mittel-Urundi.  
 " 10a. Schlafkranke Weiber in Usumbura.  
 " 10b. Kettensträflinge in Usumbura.  
 " 11a. Batuffigefandtschaft des Königs Mutaga in Usumbura.  
 " 11b. König Mutaga von Urundi mit Batuffigefolge.  
 " 12a. Gefolge des Muganwa Lusokosa vor Station Gitega, Mittel-Urundi.  
 " 12b. Junge Batuffi, Mittel-Urundi.  
 " 13a. Urundikönig Mwesi Kisabo, † 1908.  
 " 13b. Urundikönig Mwesi Kisabo, auf einer Reisebahre getragen.  
 " 14a. Muganwa Seruschanja mit zwei Brüdern.  
 " 14b. Christliche Barundimädchen, Nord-Urundi.  
 " 15a. Mutussimädchen, Urundi.  
 " 15b. Muhutuweib, Urundi.  
 " 15c. Christliches Mutussimädchen, Urundi.  
 " 16a. Batuffikinder mit Europäer.  
 " 16b. Weiber und Kinder der Bahutu, Mittel-Urundi.  
 " 17a. Mutter des Königs Mutaga.  
 " 17b. Häuptling Kilima, Nordwest-Urundi.  
 " 17c. Muganwa Sindivironga.  
 " 17d. Muganwa Rambi.  
 " 18a. Hütte in Nordwest-Urundi mit Geisterhüttchen.  
 " 18b. Hütte in Nordwest-Urundi mit Bahutuweibern.  
 " 19a. Barundidorf bei Kilima, Nordwest-Urundi.  
 " 19b. Barundigehöft östlich des Muwarasi, West-Urundi.  
 " 20a. Dorf mit Euphorbienzaun in der Hyphaenensteppe des unteren Ruffissi.  
 " 20b. Euphorbienhecken zum Schutz der Felder, bei Mugerera.  
 " 21a. Barundi, Bambusstangen zum Hausbau tragend; bei Gitega, Mittel-Urundi.  
 " 21b. Gehöft mit Rindenstoff-Fikusbäumen östlich von Mujaga, Ost-Urundi.  
 " 22a. Feldanlage im abgebrannten Papyrus, Mittel-Urundi.  
 " 22b. Batatenfelder in einem Sumpftal, West-Urundi.  
 " 23a. Rinder bei Mugerera, Mittel-Urundi.  
 " 23b. Rinder mit Kuhreihern im Ruffissital, Nordwest-Urundi.  
 " 24a. Viehherde (Rinder, Schafe, Ziegen) in Süd-Urundi.  
 " 24b. Leopardenfalle in Süd-Urundi.  
 " 25a. Viehärzte des Königs Mutaga bei der Beschwörungszeremonie.  
 " 25b. Murundiweib mit geflochtenen Bienenkörben.  
 " 26a. Staatboote am Nordufer des Tanganikasees.  
 " 26b. Papyrusfloß auf dem mittleren Ruwuvu.  
 " 27a. Salzlasten der Saline Gottorp, am Tanganikastrande bei Usumbura.  
 " 27b. Tagesmarkt in Usumbura.

- Tafel 28 a. Schnupfender Murundi mit Nasenklemmer.  
 " 28 b. Schnupfende Barundi, Tabaksaft in die Nase ziehend.  
 " 29 a. Heilige Haine (Imana) in Mittel-Urundi.  
 " 29 b. Kirche der Missionsstation Mujaga, Ost-Urundi.  
 " 30 a. } Bogenschützen in Usumbura.  
 " 30 b. }  
 " 31 a. Barundi-Batussi, zum Tanz antretend.  
 " 31 b. Tanzende Barundi bei Usumbura.  
 " 32 a. Kriegstanz der Barundi im Festschmuck.  
 " 32 b. Kriegstanz der Barundi bei Station Gitega.  
 " 33. Schmuckfächer und Flechtarbeiten.  
 " 34. Hölzerne Armringe, teilweise mit Metallblättchen eingelegt, Schutz des Handgelenkes gegen das Zurückschnellen der Bogensehne.  
 " 35. Hölzerne Armringe, mit Metallblättchen eingelegt, Schutz des Handgelenkes gegen das Zurückschnellen der Bogensehne.  
 " 36. } Rindenstoffe und Rindenhammer.  
 " 37. }  
 " 38. Hüftenschurze aus Bananenbast, für kleine Mädchen.  
 " 39. Eiserne Speerspitzen.  
 " 40. Eiserne Speerspitzen und ganze Speere.  
 " 41. Pfeile und Bogen.  
 " 42. Köcher und Pfeile.  
 " 43. Messer in hölzernen, mit Kupferdraht umflochtenen Scheiden und mit ledernen Bänderriemen.  
 " 44. Hölzerne bemalte Schilde.  
 " 45. Haus-, Fisch- und Feldgeräte.  
 " 46. Acker- und Hausgeräte.  
 " 47. Musikinstrumente.  
 " 48. Tongefäße.  
 " 49. Tabakspfeifen aus schwarzem Ton.  
 " 50. Aus Stroh geflochtene Körbe und Teller für Getreide und Mehl usw.  
 " 51. Geflochtene Seile zum Lastentragen und geflochtene Tragfächer für Proviant, Tabak usw.  
 " 52. Hausgeräte aus Holz und Kürbis.  
 " 53. Aus Rohr geflochtener Schild.  
 " 54. Kopfschmucke und Amulette.  
 " 55. Halschmucke und Amulette, mit „Medizin“ gefüllt.

### Karten

	Seite
Geologische Skizze des mittlern Zwischenseegebietes . . . . .	3
Die Sitze der Groß-Batwale und Hauptlehnsleute in Urundi . . . . .	171
Farbige Karte des mittlern Zwischenseegebietes . . . . .	Am Ende

Erklärung: Die im Text in Klammern stehenden Nummern, z. B. (Nr. 38, S. 15), beziehen sich auf die fortlaufend nummerierten Werke im Literaturverzeichnis, Anhang II dieses Buches.

## Erstes Kapitel

# Übersicht über Land und Volk<sup>1</sup>

(Vgl. hierzu die farbige Karte am Ende des Buches.)

### 1. Das Land Urundi

Im äußersten Westen Deutsch-Ostafrikas liegt eines der bisher am wenigsten bekannten Länder Afrikas: Urundi. Im Norden grenzt es an Ruanda, im Osten an Ussuwi und Uha, im Süden ebenfalls an Uha, im Westen an den Tanganikasee und den Rufissifluß. Da Urundi nahezu 29000 qkm groß ist, also etwa doppelt so groß wie das Königreich Sachsen und über 1½ Million (nach van der Burgt sogar zirka 2½ Mill.) Einwohner hat, so ist es schon deshalb der Beachtung wert; aber obwohl es nun schon über 25 Jahre deutsches Gebiet ist, wissen wir doch nur wenig von ihm. Wegen der Schwierigkeit seiner Bevölkerung hatte das Gouvernement das Land für den Außenverkehr fast ganz gesperrt, und die politische Beeinflussung beschränkte sich bis zum Jahre 1911 darauf, daß in Usumbura am Tanganikasee eine Station mit einem Residenten und einer Schutztruppenkompagnie errichtet war. Erst 1912 ist die Residentur versuchsweise ins Landesinnere nach Gitega verlegt worden.

Oskar Baumann war der erste Europäer, der 1892 durch Nord-Urundi nach der Nilquelle am oberen Ruwuvu wanderte, worauf 1896—98 mehrere militärische Streifzüge der Schutztruppenoffiziere Ramsay, v. Trotha, Langheld, v. Langensteinkeller, Fonck und des Dr. Randt folgten; und 1896—99 errichtete die katholische Mission der „Weißen Väter“ die Stationen Usumbura (später nach Marienheim verlegt), Mujaga und Mugeru in Mittel-Urundi. Diesem Vorgehen der Europäer begegneten aber die Barundi feindlich, so daß die deutsche Schutztruppe unter ihren Führern Bethe, v. Beringe, v. Grawert sich von 1900 ab mit dem Urundikönig Kisabo herum-schlagen mußte, worauf endlich die Barundi die Oberhoheit der Deutschen anerkannten. Diese Anerkennung ist aber nur nominell, denn unsere Macht ist dort viel zu klein, als daß schon eine deutsche Verwaltung in Urundi eingerichtet werden könnte.

Unter solchen Umständen hat auch die Erforschung Urundis keine wesentlichen Fortschritte machen können. Bloß die Völkerkunde ist in hohem Maß gefördert worden durch den Pater J. M. M. van der Burgt, der viele Jahre in Urundi als Missionar tätig war und seine ausgezeichneten völkerkundlichen Studien in einem Dictionnaire Français-Kirundi niedergelegt hat, das 1903 im holländischen Missionsverlag zu Bois le Duc erschienen ist. Aber die überaus zahlreichen ethnologischen und ethnographischen Angaben sind in diesem Buch so eng mit allerlei historischen und

<sup>1</sup> Ein Teil dieses Kapitels ist einem Vortrag entnommen, den ich im Frühjahr 1914 auf dem 19. Deutschen Geographentag in Straßburg gehalten habe.

Sans Meyer, Die Barundi.

linguistischen Erkursen verbunden, daß es schwer ist, das wissenschaftlich brauchbare völkerkundliche Tatsachenmaterial herauszulesen und methodisch zusammenzustellen.

In Anbetracht dieser Lage der Dinge entschloß ich mich, einen Teil meiner Expedition 1911 der Untersuchung Urundis zu widmen; und so habe ich denn einige Monate dort gearbeitet, Zeit genug, um einen Überblick zu gewinnen, den ich durch Erkundigungen, Korrespondenzen und anderweitige Studien möglichst zu ergänzen bemüht war. Von Ruanda aus Nordwest kommend, habe ich mit meinen beiden Begleitern, Herrn Oberleutnant Siller und Herrn Dr. Houy, zuerst das nordwestliche Gebirgsland, die „Mondberge“, überschritten, bin dann zur großen Zentralafrikanischen Grabensenke in das Ruffissital abgestiegen, habe mit Einbäumen den Nordzipfel des Tanganikasees bis zur Residentur Usumbura überquert und bin darauf durch ganz Zentral-Urundi von West nach Ost in einem Monat und weiter durch Nord-Uha und die Usumbwastaaten gezogen, bis ich schließlich bei Tabora die Zentralbahn erreichte, auf der ich nach Daréssalam fuhr.

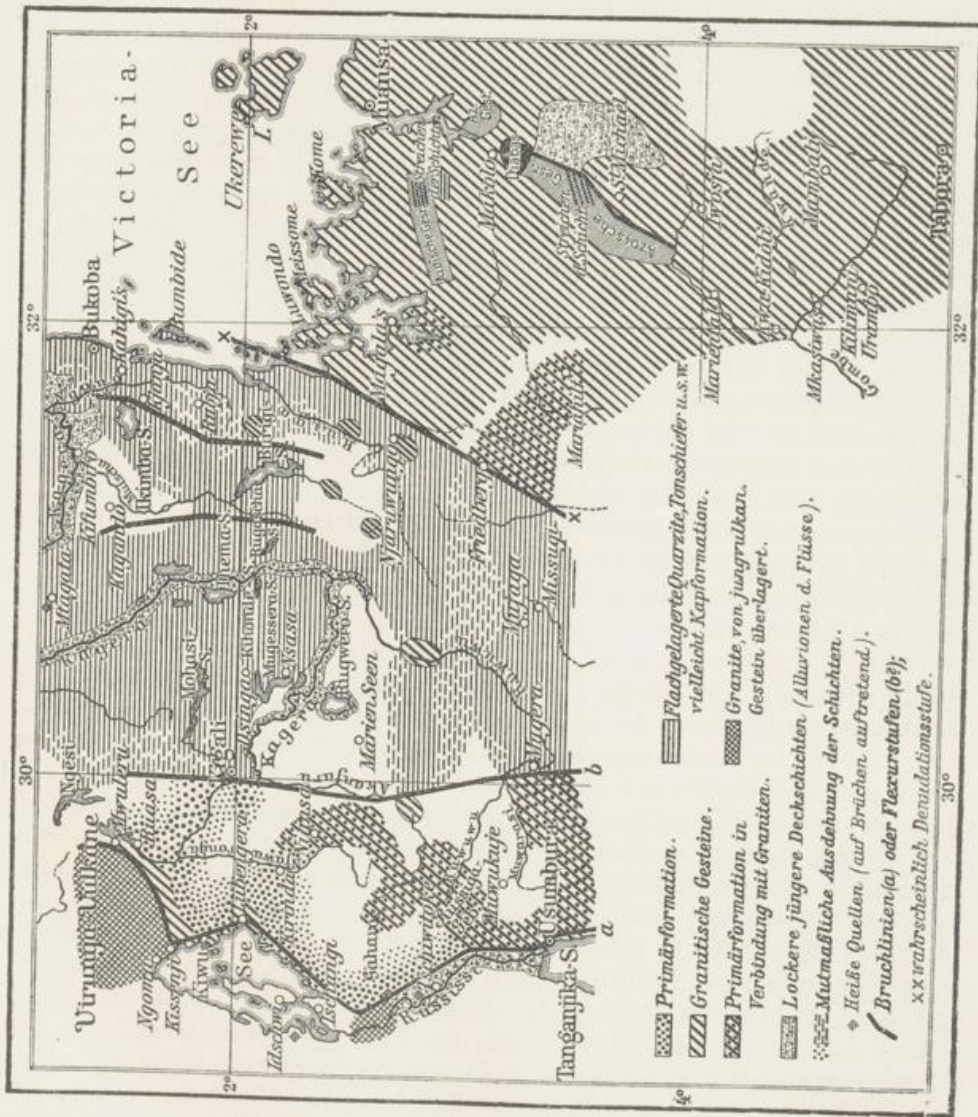
Wenn ich nun die Bevölkerung Urundis, die Barundi<sup>1</sup>, zu schildern versuche, so ist voraus die Frage kurz zu beantworten: Wie sieht das Land aus, der Boden, der das Volk trägt und nährt, und auf dem sich sein wirtschaftliches, soziales und politisches Leben abspielt? Urundi ist ein Hochland, der Südtel des Zwischenseegebietes, zu welchem im Norden Ruanda, im Osten die Risibastaaten und Uha, im Süden ebenfalls Uha und ein Stück von Udsidji gehören. Nach allen Seiten hat Urundi gute natürliche Grenzen: im Norden die Flüsse Ukanjaru und Kagera, im Osten die lange, nach Uha abfallende Plateaustufe, im Süden den Oberlauf des Mlagarassi, im Westen den Tanganikasee und Ruffissifluß. Das Land hat nach Norden eine breite Front gegen Ruanda, während es nach Südwesten keilförmig zum Tanganikasee ausläuft.

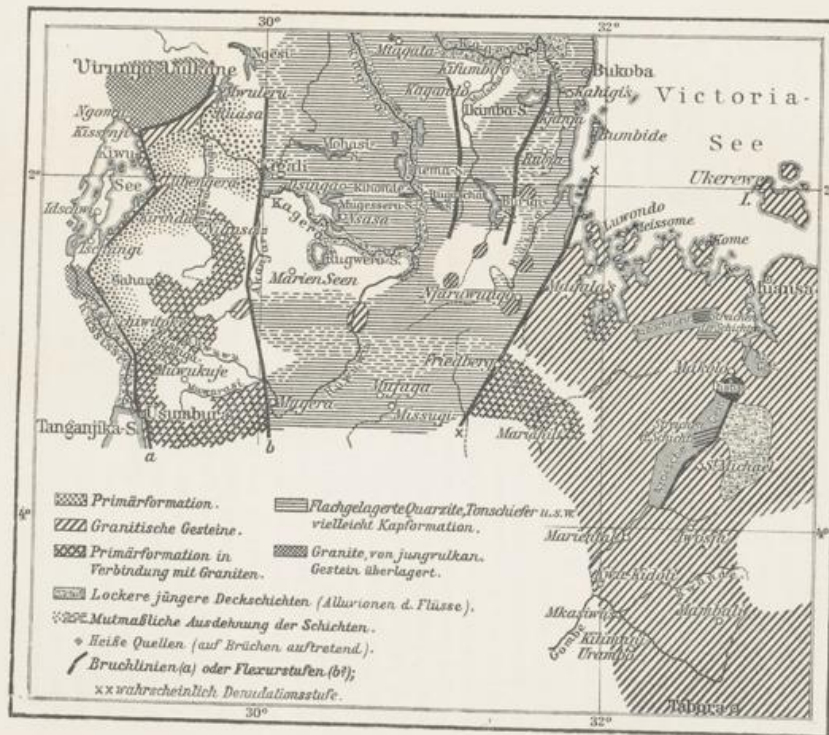
Seinem geologischen Bau nach ist Urundi in zwei große, landschaftlich verschiedene Gebiete gegliedert, von denen der größere, östliche Teil ein Stück des paläozoischen, wahrscheinlich der Karbonformation angehörenden Tonschiefer- und Quarzitplateaus (Tafel 2b) ist, das fast durch das ganze Zwischenseegebiet geht, während der schmälere, langgestreckte Westteil der Rumpf eines archaischen Faltengebirges ist, das aus kristallinen Schiefen mit vielen Granitintrusionen und -durchbrüchen besteht. Die Grenze zwischen den beiden Formationen ist eine starke Geländeschwelle oder -stufe, die in Nord-süd-Richtung ungefähr im Meridian der Missionsstation Magera verläuft. Nach Osten fällt das Tonschiefer-Quarzitplateau zur großen Gneis- und Granitafel von Unjamwesi ebenfalls in einer hohen langgestreckten Stufe ab, die ich für eine Denudationsstufe halte. Aber eine gewaltige tektonische Bruchstufe ist der steile Westabfall des Hochlandes zum Zentralafrikanischen Graben und zum Tanganikasee. Und kleinere Bruchsenken durchziehen an mehreren Stellen das Land Urundi, wie ja das ganze Zwischenseegebiet reich an solchen tektonischen Brüchen ist. (Vgl. die nebenstehende Karte.)

<sup>1</sup> In der Schreibung Barundi, Bahima, Batuffi, Bahutu, Batwa, Baganda, Banjoro, Banjaruanda, Banjankole usw. folge ich dem Beispiel J. Czekanowski (Nr. 38 u. 48). Hierzu ist zu bemerken, daß der Lautwert dieses B oft unserm W nahesteht und phonetisch-torrek durch ein besonders gefennzeichnetes B verdeutlicht werden könnte; aber dem Zweck meiner Arbeit entspricht das allgemeine B für die Schreibung der Zwischenseestämme besser. Dagegen muß Banjamwesi, Wasutuma, Waschafchi usw. geschrieben werden, weil von diesen Stämmen das W in aller Deutlichkeit ausgesprochen wird.

Geologische Skizze des mittlern Zwischenseengebietes.

Auf Grund eigener Beobachtungen und Sammlungen (bearbeitet von R. Schloßmacher; vgl. Hans Meyer, Ergebnisse einer Reise durch das Zwischenseengebiet Ostafrikas 1911, Berlin 1913) und mit Berücksichtigung der älteren Veröffentlichungen von Stuhlmann, Baumann, Graf v. Goeken, Randt, Herrmann, Sans, Strömer v. Reichenbach, Sagel, Koert und andern.





**Geologische Skizze des mittlern Zwischenseengebietes.**

Auf Grund eigener Beobachtungen und Sammlungen (bearbeitet von R. Schloßmacher; vgl. Hans Meyer, Ergebnisse einer Reise durch das Zwischenseengebiet Ostafrikas 1911, Berlin 1913) und mit Berücksichtigung der älteren Veröffentlichungen von Stuhlmann, Baumann, Graf v. Goetzen, Randt, Herrmann, Danz, Stromeier v. Reichenbach, Bagel, Koert und andern.

Carl Lamb Strunz

Über die hohen Schwellen und Stufen im Westen und Südosten sind nur einige Male ernstliche Feinde nach Urundi eingedrungen, aber um so mehr auf den ebeneren, offneren Fronten im Norden und Nordosten. Im Norden liegt der stolze streitbare Nachbar Ruanda, im Nordosten die unruhigen Völkerschaften der Victoriasee-region: die Bassuwi, Basindja, Wassumbwa u. a.

Das Ton-schiefer-Quarzitplateau Ost-Urundis ist in vieltausendjähriger Abtragung durch die meteorischen Kräfte zu einer großen Rumpffläche mit langen, breiten Bodenwellen ausgeglichen worden (Taf. 1a), während im Westen das ältere Randgebirge noch hoch aufragt, aber ebenfalls größtenteils runde Formen erhalten hat. Das Plateauland hat eine durchschnittliche Höhe von 1600—1800 m, das Randgebirge steigt bis zu 3000 m empor. Jüngere Schollenbewegungen haben den zur Ruhe gehenden Erosionsprozeß neu belebt, so daß in vielen Gegenden die Gewässer von neuem in die Plateaumassen und in die Gebirgsgewölbe junge, tiefe Täler eingeschnitten haben, die nun das Land in eine Anmenge von großen Blöcken und Bastionen zerteilen. In noch jüngerer Zeit jedoch ist dieser Erosionsprozeß durch andere Vorgänge wieder sehr verlangsamt worden. Dies zeigt sich darin, daß es jetzt nur im Gebirge des Westens muntere, schnelle Bäche gibt (Taf. 1b), während im Plateauland des Ostens fast überall nur träge Gewässer in den relativ jungen Tälern fließen. Allem Anschein nach hat durch junge Schollenbewegungen eine allgemeine Stauung der Gewässerstatt gefunden, die eine kolossale Versumpfung der Täler in Urundi, besonders im Norden und Nordosten, wie im ganzen Zwischenseengebiet verursacht hat. Ihre Hauptursache ist der mangelhafte Abfluß der Gewässer im Flußnetz des Ragera einerseits und in dem des Mlagarassi andererseits, weil ihre Erosionsbasis hier wie dort offenbar durch jüngere Schollenbewegungen wieder gehoben worden ist.

Die genannten beiden großen Flüsse teilen Urundi in zwei hydrographische Systeme: der größere Norden entwässert sich zum Ragera, Victoriasee, Nil, also zum Mittelmeer; der kleinere Süden zum Mlagarassi, Tanganikasee, Kongo, also zum Atlantischen Ozean.

Da Urundi zwischen  $2\frac{1}{2}$  und  $4\frac{1}{2}$ ° südl. Br. liegt, hat es, wie Ruanda, Äquatorialklima mit zwei Regenzeiten und zwei Trockenzeiten. Die Regen treten bald nach dem Zenitstand der Sonne im April und im Oktober ein. Die Regenmenge ist mit zirka 1250 mm im Norden und unter 1000 mm im Süden nicht groß für ein tropisches Land, aber doch reichlich und gleichmäßig verteilt. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt um 20°, ist im Osten höher, und das Thermometer sinkt in den Gebirgen des Westens bis nahe an Null im Juli herab. Tagein, tagaus bläst ein strammer Ostwind über die Hochflächen. Morgens liegen sehr oft dichte Nebel in den Tälern.

Die Wärme, die Niederschlagsmenge und die Regenverteilung lassen ausgedehnten Waldwuchs in Urundi erwarten; aber dies ist ein Irrtum. Urundi ist ganz überwiegend Grasland (Taf. 1a), Hochweideland wie Ruanda, denn die Eingeborenen zerstören den Wald für ihre Äcker und Viehweiden. Nach Osten, nach Uha, wo das Land niedriger wird, geht das Grasland allmählich in Baum- und Buschgrassteppe über (Taf. 3b). Der Graswuchs Urundis ist höher und wilder als in Ruanda, weil die Grasflächen nicht so regelmäßig abgebrannt werden, und Urundi ist nicht so absolut baumlos wie Ruanda, weil bei jedem Kral einige Fikusbäume zur Nutzung ihrer Rinde gehegt werden. Auch sind die größeren Flüsse,

wie der Rumuwu oder der Magarassi, streckenweise mit ziemlich dichtem Aferwald gesäumt (Taf. 5). Aber die große Mehrzahl der Täler ist sumpfig und von mächtigen Papyrusdickichten erfüllt, die man nur an wenigen Stellen durchdringen kann (Taf. 2a). Während bei uns die Täler die gegebenen Verkehrswege und die geeignetsten Siedelstätten für die Menschen sind, können sie das in den meisten Gegenden Urundis und Ruandas nie sein. Die Talsümpfe und die oft sehr steilen Talhänge drängen die Bevölkerung mit ihren Wegen und Siedelungen auf die Plateauhöhen und obere Hügelflanken hinauf. Alle Gehöfte liegen deshalb oben auf den Berggründen und den höhern Talsufen; in den Tälern nur Äcker von solchen Feldfrüchten, die, wie Bataten, viel Feuchtigkeit brauchen. Diese Beschaffenheit der Täler wird die künftige Erschließung des Landes durch Straßen oder gar Eisenbahnen außerordentlich erschweren. Die Papyrusümpfe sind neben den meilenweit übersehbaren Grassügeln der charakteristischste Zug in der Landschaft Urundis wie auch Uhas und Ruandas, also des größten Teils des Zwischenseegebietes.

Richard Randt, der Poet unter den Ostafrika-Reisenden, widmet ihnen daher die folgende stimmungsvolle Schilderung:

„Seitdem wir das Gebiet von Urundi betreten hatten, auch schon die letzten Tage in Uha, bildeten Papyrusümpfe das charakteristische Merkmal der Landschaft. Oft liegen Bäche, die kaum zwei Meter breit sind, in einem Tal von Papyrus, das mehrere hundert Meter breit ist. Aber nicht nur die Haupttäler werden von ihm ausgefüllt, sondern er dringt auch in alle Nebentäler und steigt selbst die Furchen und Schluchten hinauf, so daß, von einer Höhe gesehen, das Land einem riesigen Netz grüner Bänder gleicht, in dessen Maschen die Berge wie Inseln liegen. Ich habe manches seltsame und schöne Landschaftsbild in Afrika gesehen; ich habe die unsägliche Melancholie kennengelernt, die auf verbrannten, bebend heißen Steppen liegt, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne blutrot den flimmernden Dunst durchbrechen; ich habe auf kongostaatlichem Boden die Herrlichkeit und die Schrecken des Urwaldes bis zur Neige gekostet; ich habe mich an der heiteren Anmut zentralafrikanischer Seen er-

freut und die grandiose Wunderwelt der Vulkane angestaunt; ich kenne die herbe Größe der Flüsse, die schweigend den Schatten der Galeriewälder durchströmen, und die Tragik der von allen guten Geistern verlassenen Lavawildnis, und doch muß ich sagen, daß kaum eine dieser Landschaftsstimmungen sich meinem Geiste tiefer eingepägt hätte als das Bild einer solchen Papyruslandschaft. Sie ist immer wechselnd, nicht nur mit der Jahreszeit, sondern fast mit jeder Stunde des Tages und dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen; sie ist anders bei klarem und bei trübem Wetter, des Morgens anders als des Abends. Stundenlang konnte ich von der Höhe eines Berges auf sie hinablicken und ward nicht satt zu schauen, wie die violetten Schatten der wandernden Wolken über die grünen Gefilde zogen oder wie der Wind mit ihnen spielte, so daß erst eine leise Unruhe in ihnen wie in einer dichtgedrängten Herde entstand, bis er zum Sturm anschwoh und lange tiefe Furchen zwischen sie pflügte, die sich immer wieder schlossen und wieder öffneten und wieder schlossen.“ (Nr. 22, S. 246.)

Hochstämmiger Urwald wächst in Urundi nur noch auf den höchsten Gebirgsrücken des Westens (Taf. 4a), aber auch dort nur in verhältnismäßig kleinen Resten, wie in Ruanda und in einigen Winkeln des Victoriasees. Überall wird er von der sich ausbreitenden Bevölkerung zurückgedrängt, vernichtet. Sehr wahrscheinlich war vor wenigen Jahrhunderten noch das ganze Zwischenseegebiet von Urwald bedeckt, da sowohl die Höhenlage als auch die Temperatur und die Niederschläge im Zwischenseegebiet dem Waldwuchs günstig sind. Aber die starke Bevölkerungszunahme der ackerbauenden Bantu brauchte Raum, der Wald mußte weichen; und noch größer wurde die Waldverwüstung, als die viehzüchtenden Batussi ins Zwischenseegebiet eindringen und immer größere Flächen Grasweide für ihre Viehherden in Anspruch nahmen. An Stelle des abgebrannten Waldes ist in den Hochtälern des Gebirges vielfach *Bambus* (*Arundinaria alpina*) emporgewachsen, der den perio-

dischen Grasbränden besser widersteht und nun einen eigenartigen Zug ins Landschaftsbild der Berge bringt (Taf. 4b). Ganz steppenhaft hingegen ist der Gras- und Baumwuchs in der heißen, trocknen Ebene der Ruffissiniederung (Taf. 3a).

Durch die Ausbreitung der Menschen und die Vernichtung des Waldes ist auch das freie Tierleben außerordentlich eingeschränkt worden. Im Grasland gibt es nur noch sehr wenige Antilopen (Simela, Schopfantilopen, Gazellen) und von großen Vögeln nur noch Kronentraniche, die man wegen ihrer Häufigkeit das Wappentier Urundis und Ruandas nennen könnte, ferner Trappen, Reiher, Ibisse, Frankoline, Nilgänse usw. In den Uferwäldern der Flüsse kommen noch Buschböcke (Tragelaphus), Moorantilopen und Ducker vor, im Wasser selbst zahlreiche Nilpferde, Krokodile und Fischottern. In den Waldresten des Randgebirges und in der Baumsteppe der Ruffissiniederung leben noch ziemlich viele Elefanten, Büffel, Paviane usw. Leoparden sind überall nicht selten. Besonders interessant ist die Mischung ostafrikanischer und westafrikanischer Formen in diesem pflanzen- und tiergeographischen Grenzgebiet. Wie zahlreiche Pflanzen der westafrikanischen Waldflora bis hierher und teilweise sogar bis zum Victoriasee vorgeedrungen sind, so auch viele kleine und große Repräsentanten der westafrikanischen Fauna; ich nenne nur den Graupapagei, den Riesenturako, den Hornraben, und von Säugern den Rotbüffel, den Schimpanse und den Gorilla. Wegen dieser Mischung der ost- und westafrikanischen Formen sind die Pflanzen- und Tieransammlungen aus dieser durch West-Urundi und West-Ruanda verlaufenden biogeographischen Grenzzone sehr interessant.

## 2. Die Bevölkerung

Noch viel interessanter als die Mischung der Flora und Fauna ist in Urundi wie in Ruanda die Mischung der Bevölkerung. Es sind drei anthropologisch und kulturell ganz verschiedene Elemente, die aber ziemlich streng gesondert nebeneinander resp. übereinanderstehen und in dieser Gruppierung sich im Lauf der Jahrhunderte zu einem starken sozialen und politischen Gemeinwesen befestigt haben.

Die große Masse der Bevölkerung sind die der Banturasse, und zwar den sog. Grundbantu, angehörenden Ackerbauer, die Bahutu, die in Urundi zirka 1½ Millionen Köpfe zählen. Über ihnen steht als Herrenkaste das hamitische Hirtenvolk der Batufsi, die vor etwa 400 Jahren von Norden in Urundi eingedrungen sind und hier wie im ganzen Zwischenseengebiet die ackerbauenden Bahutu unterworfen haben. Es sind stolze, hochgewachsene Gestalten von oft mehr als 2 m Höhe, mit scharfen Profilen und vornehmer Haltung, so daß sie selbst dem vielgereisten Europäer zunächst imponieren. Ihre Zahl beläuft sich nach amtlicher Schätzung auf 40—50 000 in ganz Urundi. Und neben diesen Riesen birgt das Land noch die Reste einer kleinwüchsigen, pygmoïden Urbevölkerung, die Batwa, die schon vor den Bantu hier in den Wäldern gelebt und mit den Wäldern durch die anderen, stärkeren Elemente teils ausgerottet, teils in entlegene Winkel verdrängt worden sind. Es sind ihrer jetzt nur noch einige Tausend in Urundi und ebenso viele in Ruanda. Ihre Körpergröße schwankt meist zwischen 1,50 m und 1,60 m, aber sie sind kräftig gebaut und erwerben ihren Unterhalt teils als Jäger, teils als Schmiede und Töpfer im Dienst der andern, teils als Leibwachen der Großen und des Königs.

Zweifellos sind die Batwa die älteste Bevölkerungsschicht im ganzen Zwischenseengebiet. In kleinen Stammesplittern über das Land zerstreut, entbehren sie

jedes sozialen Zusammenhanges; auch scheinen sie keinerlei Tradition über ihre Vergangenheit zu haben. Die Urundi-Batwa sind ähnlich den Batwa in den Wäldern Ruandas, aber in Urundi haben sie augenscheinlich mehr Blut von der Bantubevölkerung in ihren Adern, sie sind daher etwas größer und nicht so rein im Typus wie die Batwa Ruandas. In Urundi wie in Ruanda und im nordöstlichen Kongogebiet sind die Batwa im Verschwinden. Von den Batuffi wie von den Bahutu als Varias betrachtet, werden sie überall schlecht behandelt, aber weidlich ausgenutzt. Sie sehen immer tief melancholisch aus und sind äußerst mißtrauisch; ich habe selten einen Mutwa lachen sehen. Es ist eine alte, müde Menschenrasse, die dem baldigen Untergang entgegengeht. Deshalb ist es die höchste Zeit, daß die Reste dieses Volkes endlich methodisch von einem ethnologischen Fachmann in längerem Aufenthalt untersucht werden. Mir scheint das eine der dankbarsten Aufgaben in unserm an ethnologischen Problemen so reichen Ostafrika zu sein.

Die etwa 1½ Millionen Köpfe starke Hauptbevölkerung Urundis, die ackerbauenden Bahutu, gehören zu den sog. Grundbantu des zentralen Ostafrika, wie auch die Wanjamwesi. Ihrer Tradition nach sind sie einst von Osten, also vom südlichen Victoriasee her, nach Urundi gekommen und haben, das Waldland rodend, sich immer weiter nach Westen verbreitet. Sie sprechen fast denselben Bantudialekt wie die Bewohner von Ruanda und von Uha. Ja, merkwürdigerweise sprechen auch ihre Eroberer, die hamitischen Batuffi, und ihre Unterjochten, die Batwa, nur diesen Bantudialekt, während in den östlichen und nördlichen Nachbarstaaten die ganze Bevölkerung Kinjoro, stellenweise auch Kiffumbwa, spricht. (Über Reste eines ältern Kirundidialektes siehe S. 148.) Dagegen haben in Urundi und Ruanda die Bantu ihren ethnischen und somatischen Charakter unter dem Einfluß ihrer hamitischen Eroberer einigermaßen verändert. Diese, die Batuffi, haben zwar in den wenigen Jahrhunderten ihrer Besitzergreifung die Sprache, die Kleidung (Rindenzug) und viele Sitten von den Bantu angenommen, aber sie haben ihnen dagegen etwas von ihrem Blut, ihre Wohnart (Rundhütte), ihre grobhornige Rinderrasse und ihre politische Gliederung gegeben.

Von der Geschichte der Bahutu Urundis und Ruandas ist nichts bekannt aus den Zeiten vor der Batuffiherrschaft. Erst mit und unter den Batuffieroberern treten auch die Bahutu ins Licht der afrikanischen Geschichte. Von da ab gibt es eine Geschichte der Barundi, der staatlich zusammengefaßten Gemeinschaft von Batuffiadel, Bahutuwolf und Batwaparias (s. S. 151).

### 3. Körperbeschaffenheit

Anthropologische Messungen habe ich an den Barundi nicht vorgenommen, da ich durch meine geographischen und ethnographischen Aufgaben völlig in Anspruch genommen war. Mein medizinischer Begleiter, Dr. R. Souy (leider 1913 in Kamerun ermordet), dessen Aufgabe die Anthropologie eigentlich war, fand aber, da er zugleich höchst interessierter Zoologe war, in der merkwürdigen Fauna des Landes ein so reiches Feld für seine Sammel- und Beobachtungstätigkeit, daß auch er von den zeitraubenden anthropologischen Messungen absehen mußte. So mußte ich mich auf nur gelegentliches Hantieren mit Bandmaß und Farbentafel beschränken und kann im übrigen bloß allgemeine somatische Beobachtungen wiedergeben.

Die eindrucksvollsten Erscheinungen in der Barundibevölkerung sind natürlich die hochgewachsenen herrschenden Batussi (Taf. 11, 12, 14). Abgesehen von ihrem meist glattrasierten Schädel gleichen sie körperlich durchaus ihren Stammesgenossen in Ruanda. Auf den ersten Blick sieht man ihnen ihren hamitischen Ursprung an. Ich habe auf meinen früheren Reisen oft mit Somali und Galla zu tun gehabt und glaubte mich bei den Batussi Urundis wie Ruandas wieder mitten unter jene, namentlich die Galla, versetzt. Aber eine Eigenschaft haben die Batussi vor den Hamiten Nordostafrikas voraus: sie sind im Durchschnitt viel größer als jene. Den bequemsten Maßstab trage ich in meiner eigenen Körperlänge mit mir, und an diesem konnte ich leicht die vielen Hunderte von Batussi annähernd messen, mit denen ich zusammenkam. Keinen Erwachsenen fand ich kleiner als 1,77 m (mit Band gemessen), wenige unter 1,80 m, die Mehrzahl zwischen 1,80 und 1,90 m, viele (zirka 10%) zwischen 1,90 und 1,95 m, wenige zwischen 1,95 und 2 m und vereinzelt über 2 m bis zu einem mit Band gemessenen Extrem von 2,08 m. Trotz der außerordentlichen Länge ist das Größenverhältnis der Körperteile zueinander ebenmäßig; nicht bloß die Beine und Arme sind sehr lang, sondern auch der Rumpf, der oft so schmal und langgestreckt ist, daß man sich kaum vorstellen kann, wie die inneren Organe darin gelagert sind. Und der Eindruck der abnormen Länge wird noch dadurch verstärkt, daß fast alle Batussi hager und mager sind. Nur die älteren Batwale (Oberbeamten) und die wohllebigen Baganwa (Angehörige der Königsippe) haben runde Fleischformen, aber Fettbäuche sieht man auch bei den Ältern selten. Die Taille ist gewöhnlich sehr dünn, die Brust und Schultern aber breit. Alle diese Eigenschaften sind höchst wahrscheinlich die Folge einer langen, mehr oder minder bewußten Zuchtwahl, d. h. Züchtung auf große Körperlänge (vgl. Luschan in Anhang II zu Nr. 40, S. 252).

Die meisten Batussi haben sehnige Glieder und feste Muskulatur, aber kein dickes Muskelfleisch an den Armen und Beinen. Die Waden fehlen gewöhnlich ganz. Auffallend zierlich und feingliedert sind die Hände und Füße; nach unsern Begriffen sind es lauter schmale Damenhände mit der Handschuhnummer 5 oder 6 und mit langen Fingern, während die Füße zwar auch schmal und klein sind, aber kurze Zehen haben. Das Handgelenk ist so dünn, daß auch die Männer es leicht in den  $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$  cm weiten Spalt der Holzscheiben einschieben können, mit denen sie sich die linke Hand gegen die zurückschnellende Bogensehne schützen (s. S. 34, 82). Kein erwachsener Europäer vermag dies. Ihre am rechten Handgelenk getragenen kupfernen oder eisernen Schmuckringe sind alle so eng, daß sie für Kinder bestimmt zu sein scheinen. Die Vornehmen lassen als Zeichen ihres Adels und ihrer Freiheit von Handarbeit den Nagel am kleinen Finger  $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$  cm lang wachsen.

Der Hals ist ziemlich lang und fein geschwungen, wodurch der Kopf eine leichte, stolze Haltung erhält, im Gegensatz zum Bantuneger mit seinem gedrungenen Hals.

Sehr schön ist der Schädel geformt (Taf. 17 c, d). Da die Batussi Urundis ihn im Gegensatz zu denen Ruandas meist glatt rasieren, kann man seine hohe Wölbung, seine runde breite Stirn und seine außerordentliche Länge, die das runde Hinterhaupt weit über den Halsansatz hinausragen läßt, stets bewundern. Die Schädel sind extrem dolichocephal.

In der Gesichtsförmung möchte ich zwei Typen unterscheiden. Der eine, edlere, hat eine feingeschwungene Nase mit schmaler Nasenspitze und dünnen Nasenflügeln, relativ kleinem Mund und schmalen Lippen (Taf. 17 d); der andre Typus hat eine

gerade oder stumpfe Nasenform, eine breitere Nasenspitze und einen größeren, dickeren Mund (Taf. 17b). Aber beide Typen zeichnen sich durch die ovale Form des Gesichtes, durch das kleine, aber ausgeprägte Kinn und durch das gänzliche Fehlen der Negerprognathie aus. Häufig ist jedoch der edle Eindruck des Gesichtes durch starkes Vorstehen der obern Vorderzähne (Prodentie) beeinträchtigt. Deshalb steht der Mund dieser Individuen meist halb offen und läßt die obern vier Schneidezähne sehen. Diese Schiefzähigkeit schien mir gerade bei den Mitgliedern der vornehmsten Geschlechter hier wie in Ruanda oft vorzukommen, denen auch die längsten Körpergestalten eigen sind. Vielleicht sind diese beiden Eigenschaften besondere Merkmale und Folgen der langen Inzucht dieser Geschlechter, die nur in enger Wahl untereinander heiraten (S. 100, 106), wogegen den gewöhnlichen Batussi ein größerer Spielraum in der Ehwahl gewährt ist und die niederste, ärmste Klasse auch Ehen, wenn auch keine vollgültigen, mit Bahutu eingeht.

Wenn das Haupthaar stehengelassen wird, sieht man, daß es kraus und wollig wie das der Ruanda-Batussi ist. Auch sieht man an den Schläfen und über der Stirn, daß es nicht gleichmäßig dicht, sondern in einzelnen Büscheln wächst; es ist die am meisten negerhafte Körpereigenschaft der im übrigen so gar nicht nach Negern aussehenden Batussi.

Die zweite große Bevölkerungsgeschicht der Barundi, die von der Adelskaste der Batussi beherrschte Volksmasse der Bahutu, hat denselben bekannten Körpertypus der Bantu wie in allen Ländern des Zwischenengebietes, also wie in Ruanda, Mpororó, Ankole, Karagwe, Kisiba usw. (Taf. 6, 8, 9, 10). Durch ihre unterseßte Gestalt, die zwischen 1,62 und 1,70 m schwankt, namentlich durch ihre kürzeren Beine, ihren gedrungenen muskulösen Körperbau, der freilich oft infolge von Unterernährung schwächlich erscheint, und den echten prognathen Neger Schädel, fallen sie sofort gegen die Batussi auf. Von den Zentralbantu Anjamwesisi und Usukumas unterscheiden sie sich somatisch nur wenig, obwohl sie in mancher Beziehung auch den Waldbantu des östlichen Kongogebietes ähneln, die vermutlich früher weiter nach Osten verbreitet waren (s. S. 152). Ihre östlichen Ausläufer in Urundi dürften den Bakiga in Ruanda gleichzusetzen sein, die als rauhes, den Urwald rodendes, kräftig gewachsenes Bergvolk sich von den übrigen Bantu Ruandas ebenso unterscheiden wie in Urundi die das Westgebirge bewohnenden Waldbantu von den andern Bantu Urundis (vgl. auch 47a, S. 272).

Sehr oft sieht man aber unter den Bantu des Zwischenengebietes feinere, schmälere Gesichter mit weniger breiten Nasen und Mäulern und mit weniger starker Entwicklung des Unterkiefers als unter den andern. Die Ursache wird die jahrhundertelange Beimischung von Bahimablut sein, denn die hamitischen Herren der Bantu mischen sich zwar oft mit Bantuweibern, aber nie oder nur in seltenen Ausnahmefällen Bantumänner mit Bahimaweibern (S. 101). Diese mit Batussiblut gemischten Individuen der Bahutu sind auch meist höher gewachsen als der gewöhnliche Bahutu. Alle Bahutu sind ziemlich langschädelig. Das Haar ist kraus, kurz und büschelig, aber nicht „pfefferkörnig“.

Der Unterschied dieser beiden Rassenelemente macht sich auch in der Hautfarbe bemerkbar. Die große Mehrzahl der Bahutu hat die Farbe dunklen Milchcaffees mit violetten Reflexen: etwa Nr. 28 und 29 der Luschanschen Farbenskala. Bei vielen aber ähnelt die Hautfarbe dem rötlichen Ton der mir von früheren Reisen her gut

bekannten südamerikanischen Hochlandsindianer, was bei den einen der Ingredienz von Batuffiblut, bei den andern aber der gewohnheitsmäßigen Einsalbung mit rot-erdiger Butter zuzuschreiben ist; sie kommen dann der Nr. 32 der Skala nahe, aber nur im Farbenwert, nicht in der Intensität des Tones. Die Batuffi dagegen sind meistens leicht schokoladenbraun, zwischen Nr. 26 und 28 der Skala, oder kupferbraun wie manche Indianerstämme. Viele zeigen hellere Abstufungen je nach der Sonnenwirkung, aber immer herrscht ein rötlicher Ton vor, nie ein gelbbrauner oder ein schwarzer. Die Batuffiweiber (Taf. 15, 17 a) sollen durchweg heller als die Männer sein — ich habe nur sehr wenige zu sehen bekommen —, weil sie sich meistens in den Gehöften aufhalten, während die Bahutuweiber, die sich bei der Feldarbeit dem Sonnenlicht ebenso aussetzen wie die Männer, auch ebenso gefärbt sind wie diese (Taf. 14 b, 16 b). Kleine Kinder sind immer beträchtlich heller.

Auch die dritte Bevölkerungsgruppe, die *Batwa* (Taf. 7), haben in Urundi fast denselben somatischen Charakter wie ihre Stammesverwandten in Ruanda, von wo wir sie durch die Arbeiten J. Czekanowski's etwas genauer kennen. In Ruanda haben sie namentlich in den waldigen Gebieten von Bugoje und der Virungavulkane noch viel von ihrem ursprünglichen Pygmäencharakter bewahrt, da sie noch ein zurückgezogenes Jägerleben in den Wäldern führen können. Aber auch in Ruanda lebt schon die Mehrzahl von ihnen als Ackerbauer und Handwerker (Töpfer, Schmiede) in kleinen Gemeinden verstreut zwischen den Bahutu und hat von diesen schon eine starke Beimischung von Bantublut, teils von den Waldbantu des östlichen Kongogebietes, teils von den Zentralbantu des Zwischenseengebietes, erhalten. So ist es auch der Mehrzahl der *Batwa* Urundis ergangen, da auch sie mit der Ausbreitung der Bantu und dem Dahinschwinden der Wälder zur Siedelung zwischen den Bahutu und zum Ackerbau gedrängt worden sind (s. S. 152). Aber immer noch begegnen wir unter ihnen vielen Individuen, die uns entweder schon auf den ersten Blick oder doch bei näherem Zusehen die pygmoïden Merkmale erkennen lassen, wie wir sie von den nördlicheren, reinrassigen Urwaldpygmäen (*Wambutti*) des Ruwensori und des obern Ituri kennen.

Zunächst ist es die Körpergröße und die Gliederform, die am *Mutwa* auffällt. Während da aber die reinrassigen *Batwa* des Ituri nur 1,30—1,40 m lang sind, trifft man in Ruanda nur noch unter den Jägerbatwa Bugojos und der Virungavulkane Individuen von 1,40—1,55 m Größe; dagegen unter den ackerbauenden, zwischen den Bahutu lebenden, nur selten einen von weniger als 1,60 m, oft aber von mehr. Durchweg sind die Weiber kleiner als die Männer. Czekanowski gibt für die *Batwamänner* vom Muhawura das Durchschnittsmaß von 1,53 m, für die Weiber vom Muhawura 1,40 m an, für die *Batwamänner* der ackerbauenden Stämme dagegen 1,61 m und für die Weiber 1,54 m. Diese letztern Maße gelten im allgemeinen auch für die *Batwa* Urundis. Bei allen sind Rumpf und Glieder relativ kurz, die Beine wieder verhältnismäßig kurz zum Oberkörper, aber alle Gliedmaßen wohlproportioniert und von kräftiger Muskulatur. Die Hände und namentlich die Füße sind relativ breit und plump, die Finger und Zehen im Verhältnis zum Hand- und Fußrücken sehr kurz. Die Ferse springt weit nach hinten vor, so daß, von der Seite gesehen, der Unterschenkel mehr nach der Mitte des Fußes hin aufgesetzt zu sein scheint.

Auf dem kurzen Hals sitzt meist ein rundlicher, ausgesprochen brachycephaler Kopf mit kurzem Gesicht und breiten Jochbeinen, doch sind auch langschädelige Individuen nicht gerade selten. Stirnbein und Brauenbogen überragen gewöhnlich das

Gesicht stark. Die Nase ist fast immer an der Wurzel eingezogen, wodurch die Stirn noch mehr vorspringt; die Nase ist flach und breit und hat eine breite, meist stark aufgestülpte Spitze, so daß man in die Nasenlöcher hineinsieht. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen aber meist ziemlich dünn und die Oberlippe oft kaum geschwungen. Das Kinn ist klein und tritt etwas zurück. Die Ohren haben gewöhnlich ein sehr kleines Ohr läppchen oder gar keins. Das Haar ist kraus, filzig und steht, wenn es kurz geschnitten ist, in kleinen „pfefferkörnigen“ Büscheln, wie bei den Buschmännern Südafrikas. Alte Leute haben häufig einen sehr griesgrämlichen oder unglücklichen Gesichtsausdruck, indem über die Stirn drei oder vier eigentümliche runzelige Quersalten laufen und von den Nasenwinkeln je eine oder zwei dicke Hautfalten nach den Mundwinkeln ziehen, die oft fast wie Narbenwülste aussehen (s. Taf. 7).

In ihrer Hautfarbe sind die Batwa dunkler als die Bahutu, nicht selten mit einem Stich ins Violette, auch wenn die Haut reingewaschen ist. Auf dem farbigen Bild im Reisewerk des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, wo ein Mutussi, ein Muhutu und ein Mutwa nebeneinanderstehen, ist die Farbe des Muhutu am besten getroffen, während der Mutussi zu rot und der Mutwa zu braun ist.

Czekanowski faßt die Ergebnisse seiner Messungen und seiner Vergleichen der Batwa mit den reinen Pygmäen der nördlicheren Gebiete und mit den Wald- und Zwischenseebantu in folgende Schlüsse zusammen: Die Batwa sind keine einheitliche Gruppe, sondern aus Elementen der Pygmäen, der Urwald- und in geringerem Maße auch der Zwischenseebantu zusammengesetzt; unter den Batwa des Vulkangebietes überwiegt der Pygmäentypus, unter denen Mittelruandas der Typus der Zwischenseebantu. Das letztere ist nach meinen Beobachtungen auch in Urundi der Fall. Auffallend ist bei den Batwa die von Czekanowski nachgewiesene Spur eines dolichocephalen buschmannartigen Elementes, das in der Verbindung mit geringer Körpergröße auch sonst in ostafrikanischen Beobachtungsreihen oft erscheint und Czekanowski namentlich am Kilimandjaro stark aufgefallen ist. Die Batwa sind ursprünglich „Zwerge“ gewesen, haben aber allmählich ihren Typus durch Aufnahme von Bantublut verändert. Je weiter wir nach Norden, zu den reinrassigen Pygmäen des Ituri hin, Batwa antreffen, desto stärker sind ihre pygmäischen Eigenschaften; am stärksten bei den Batwa der Insel Idschwi des Kivusees, wo sie gegen äußere Einflüsse sehr geschützt sind (Nr. 31a, S. 101—109).

Da nach amtlicher Angabe in der Gesamtbevölkerung Urundis die Batwa kaum 1% und die Batussi nur etwa 3% ausmachen, ist die Überzahl der Bahutu-Bantu so groß, daß sie den Totaleindruck vom Volk der Barundi schlecht hin bestimmen. Und die Bahutu sind, wie andererseits auch die sie beherrschenden relativ wenigen Batussi, somatisch, geistig und kulturell so einheitlich durch ganz Urundi, daß man in dem großen Reich nur selten Abweichungen von dem Durchschnittstypus findet; außer den oben erwähnten Mischlingen aus Bahimablut. Natürlich verdankt das Barundivolk diese Einheitlichkeit vor allem dem jahrhundertlangen festen Abschluß nach außen. Selbst in den westlichsten Grenzgebieten am Tanganikasee und am Ruffisifluß, die doch durch ihr viel wärmeres Niederungsklima, durch die Lebensanpassungen an den großen See, durch die Nachbarschaft der ganz anders gearteten Kongovölker u. a. m. stark abwandelnd auf die hier wohnenden Barundistämme hätten einwirken können, hat sich der ethnische Charakter der Barundibevölkerung nur wenig geändert, obgleich sich der politische Zusammenhang mit den Hochland-Barundi sehr gelockert hatte.

Richard Randt schrieb 1901 über die Warundi der Tanganikaniederung:

„In politischer Beziehung zerfällt das Gebiet zwischen dem Ostrande des Zentralafrikanischen Grabens und dem Ruffissi in zehn bis zwölf kleinere Sultanate, von denen die meisten zirka 150 bis 200 Geviertkilometer bedecken mögen. Nominell sind sie unselbständig, und ihre Herrscher, die alle dem semitischen, aus den Gallaländern südlich von Abessinien stammenden Geschlecht der Watussi angehören, sind ursprünglich Vasallen des Königs von Urundi, des ‚Muesi‘, wie sein Titel lautet, gewesen. Aber, wenn auch die große Masse der Bewohner den Eindruck ziemlich unvermischter Warundi macht, so ist der hohe Kamm der Randgebirge und die breite Urwaldwildnis ein zu bequemeres Bollwerk gewesen, um nicht bei der von großen Ideen nationaler Zusammengehörigkeit unberührten Bevölkerung Selbständigkeitsgelüste wachzurufen, um so eher, als auch das Mutterland in eine Anzahl sich gegenseitig befehdender und mit der Zentrale nur noch locker verknüpfter Häuptlingschaften zer-

spittert ist. Der noch bestehende Rest von Zusammenhängen scheint allein dadurch sich zu erhalten, daß dem Muesi irgendeine Art religiöser Bedeutung innewohnt, die es seinen Häuptlingen ratsam erscheinen läßt, die Brücken zu ihm nicht bis zum Pfeilergrund abzubrechen.

Wenn man bedenkt, wie unendlich verschieden die gesamten Lebensverhältnisse der am Tanganika sitzenden See-Warundi von denen der Berg-Warundi sind, und wie weit die mannigfachen Einflüsse zurückgreifen, die durch die Anwesenheit der Wasuabehi und Araber und des deren Fußspuren folgenden Gemenges westlicher Stämme sich an den See-Warundi betätigten, so staunt man, wie hartnäckig sie trotz allem im Äußern, Sprache und Sitten der Eigenart ihres in seltener Abgeschlossenheit lebenden Stammlandes treugeblieben sind. Dasselbe gilt für die im Ruffisigraben sitzenden Warundi, nur daß für sie die Verlockung, von der Väter Bräuchen abzufallen, wesentlich kleiner und, je nördlicher sie wohnten, um so geringer gewesen ist.“ (Nr. 22, S. 339–340.)

Seitdem hat sich in der physischen und geistigen Konstitution der See-Warundi nicht viel verändert, aber die Stämme selbst sind durch die furchtbare Seuche der Schlafkrankheit heimgesucht und auf kaum ein Drittel ihrer vorigen Menge reduziert worden, so daß ich 1911 die meisten früher blühenden Siedelungen verlassen und verödet fand. In das große kühle windige Hoch-Urundi ist aber glücklicherweise die infizierende Stechfliege *Glossina palpalis* nicht vorgedrungen und wird es wohl auch nicht, da sie dort keine günstigen Daseinsbedingungen findet.

#### 4. Geistige Eigenschaften

Über die geistigen Eigenschaften der Warundi ist an dieser Stelle wenig zu sagen, da sie aus den folgenden ausführlichen Schilderungen ihres Lebens, ihrer materiellen und ideellen Kultur genugsam hervorgehen. Darum hier nur einige Angaben über Anlage, Temperament und Charakter der drei großen, voneinander sehr verschiedenen Bevölkerungsgruppen.

Von den *Batwa* sind die ursprünglicheren, freieren Wald-Batwa auch geistig viel freier als die unter den Bahutu und Batussi angesiedelten. Wie alle Jägerstämme zeichnen sie sich durch außerordentliche Schärfe der Sinne aus, deren Überlegenheit die Bahutu bei ihrem, Ackerboden heischenden Vordringen gegen den Wald sehr oft spüren und immer fürchten. Solange er noch frei herumschweifend im Walde jagen und leben kann, ist der Mutwa sehr stolz auf seine Unabhängigkeit und schaut mit Verachtung auf den mühselig und krummgebeugt sein Feld bestellenden Muhutu und auf den außerhalb der Wälder lebenden Dorf-Mutwa hin, der sich seinen Unterhalt teils ebenfalls durch Feldbau, teils durch Töpferei oder Schmiederei sauer erarbeiten muß. Dem Europäer gegenüber ist der Mutwa, wenn nicht feindlich, so doch meist scheu und scheinbar indolent, denn er fürchtet auch im friedlichen Verkehr die Zauberei und starken Kräfte des Weißen.

Immer und überall aber zeigen die Dorf-Batwa ein scheues und gedrücktes Wesen infolge ihrer sozialen Variastellung, die ihnen durch ihr Zusammenleben mit den beiden andern, höheren Volksschichten täglich zum Bewußtsein gebracht wird. Unter diesem sozialen Druck ist ihre natürliche Begabung in Verschlagenheit und Hinterlist abgewandelt, worin aber auch die Wald-Batwa Erkleckliches leisten.

Aus Klugheit und richtiger Erkenntnis ihrer Lage halten es die Batwa mit den Batussi, wogegen sie in den mit Feuer und Beil den Wald zerstörenden Bahutu-ackerbauern die Vernichter ihrer Freiheit sehen; so in Ruanda, so auch in Urundi. Und wie in Ruanda sogar der König Musinga eine ganze Niederlassung von Batwa an seinem Hof in Njansa hat, weil er die den Bahutu feindlichen Varias lieber mit der Bewachung seiner Person und mit Aufrechterhaltung der Ordnung betraut als jene oder gar als Batussi, so findet man auch in Urundi die meisten Batwa in der Nähe der Häuptlingsitze, wo sie im Dienst der Batussi leichter Beschäftigung und Lebensunterhalt finden als abseits nur unter den Bahutu. Es ist eine Symbiose der beiden numerisch schwächeren Volkselemente gegenüber dem Millionenvolk der unterworfenen Bahutu, bei der jeder der beiden Symbionten seinen Vorteil findet.

Die große Masse der Bahutu gibt dem Volk der Barundi seinen allgemeinen Charakter, da die Batussi zwar durch ihre äußere Erscheinung und ihre herrschende Stellung am meisten in der Bevölkerung auffallen, aber zu sehr in der Minderzahl sind und sich in den meisten Sitten und äußern Kulturformen den Bahutu angeglichen haben. Geistig freilich sind sie von den Bahutu recht verschieden.

Der Mubutu ist, wie alle Bantu, von Natur intelligent und lebhaften, sanguinischen Temperaments. Diese ursprüngliche Anlage zeigt sich in Urundi und in Ruanda überall, wo nicht die Hand der Batussiherrn zu schwer auf ihnen lastet, also in Urundi, wo die Herrschaft der Batussi nie so despotisch war wie in Ruanda, mehr als dort; und in Urundi am meisten in den vom Königtum unabhängigen Gebiet im Nordwesten, wo der Häuptling Kilima selbst ein Bantu oder ein Halbblut ist (s. S. 162, 168, 188), ferner ganz im Süden und im Niederland des Tanganika und des Ruffissi. Die leichte Beweglichkeit des Geistes, das laute Reden und lebhaftes Gestikulieren der Bahutu fällt einem nirgends in Urundi wieder so auf wie dort im Nordwesten. Trotz der impulsiven Art ihres Handelns sind die Bahutu doch nicht fähig zu starker Anspannung des Willens. Sie sind konservativ aus Beharrungstrieb und Gleichmütigkeit und halten deshalb an altgewohnten Vorstellungen und Sitten fest. Zu diesem Ende wirkt ein ausgeprägter Zug zu allem Mystischen, Überfönnlichen mit, trotz der derben Sinnlichkeit ihrer physischen Natur. Eine große Gutmütigkeit spricht aus ihrem sozialen Verhalten zu ihresgleichen und aus ihrer warmen Kinderliebe.

Im Umgang mit andern ist der Mubutu, wenn kein höherer Mutussi dabei ist, heiter, laut und mitteilbar; aber in Gegenwart eines Mutussiherrn ernst und zurückhaltend. Wenn sich der Mubutu gehen lassen kann, ist seine Phantasie geschäftig und äußert sich gern in naivem Prahlen und Aufschneiden. Seine Landsleute und Fremde betrügt er gern und schreitet leicht zu Gewalttätigkeiten, wenn er den andern für schwächer hält. Der Europäer kann zunächst sicher sein, von ihm angelogen zu werden und ihn bald anmaßend zu finden, wenn er ihm nicht Respekt einzulösen versteht. Tut dies der Europäer — wie es der Mutussi immer tut —, so schlägt die Großsprecherei des Mubutu schnell in sklavische Fügsamkeit und in Feigheit um, wie auch angesichts jeder ersten Gefahr, z. B. im Krieg, wenn da nicht die Furcht vor dem Mutussiherrn

noch stärker als die Feigheit ist und ihn zu Taten zwingt, die wie das Ergebnis hohen Mutes und selbstgewollter Disziplin aussehen. In Wirklichkeit sind die Bahutu Urundis durch die vier Jahrhunderte lange Gewalt Herrschaft der Batussi zu Knechten im Denken und Wollen geworden, wenn auch nicht so slavischen Sinnes wie die Banjaruanda unter ihren monarchischen hamitischen Despoten.

Dieser enorme Einfluß der verhältnismäßig kleinen Batussiminorität auf die große Masse der Bahutu ist dem scharf zusehenden Beobachter zunächst unverständlich, denn er erkennt bald, daß die Batussi durchaus nicht die Idealmenschen sind, als die sie uns in den ersten Schilderungen des Grafen v. Götzen, des Dr. Randt und anderer erschienen.

Richard Randt sagt von den Batussi: „Ich muß, wenn ich meine Empfindungen analysieren und ehrlich definieren will, geradezu sagen, daß sie mir imponierten. Ich bin dieses Gefühl auch bis jetzt noch nicht losgeworden, trotzdem mein Verstand sich dagegen sträubt, und trotzdem ich mir hundertmal vorgesagt habe, daß diese Menschen doch intellektuell tief unter mir stehende Barbaren seien. Und trotzdem! Ich habe mir natürlich Rechenschaft abgelegt über die Ursachen, in denen dies einem

Farbigen gegenüber so fremde Gefühl wurzelt... Es ist außer dem riesigen Wuchs, außer der Hoheit jeder Bewegung und der Würde ihrer Sprechweise, außer der geschmackvollen, unaufdringlichen Art ihrer Kleidung, außer den vornehmen Zügen und den ruhigen durchdringenden, oft sogar spöttischen und dann irritierenden Augen, außer all diesem ist noch — hier stocke ich und vermag dem keine Gestalt zu geben, was mir dunkel und schattenhaft vor-schwebt.“ (Nr. 22, S. 266.)

Das ist ein empfindsames, aber sehr begreifliches Urteil. In Wirklichkeit sind die Batussi zwar eine Herrenkaste, aber nicht eine Herrenrasse im ethischen Sinn.

Allmählich merkt man, worin das Geheimnis der gewaltigen Superiorität der relativ wenigen Batussi über die 1½ Millionen Bahutu liegt: sie sind ihnen weit überlegen in Intelligenz, Ruhe, Gelassenheit, Grausamkeit, Verschlagenheit, Rassenstolz, solidarischem Zusammenhalt, politischem Talent. Was uns am einzelnen Mutussi am meisten auffällt, ist zunächst außer seiner imposanten äußern Erscheinung, die gewiß auch auf den Muhutu von Anbeginn großen Eindruck gemacht hat, seine gleichgültig erscheinende Ruhe und Reserviertheit, die ihm gegenüber dem unruhigen, impulsiven, unbedachten Muhutu stets zum Vorteil gereicht. Ferner fällt uns sein auch dem Europäer gegenüber zur Schau getragener Hochmut auf, seine abgründige Verlogenheit und seine Feigheit, wenn ihm die Situation fatal wird. Der Mutussi hält sich und sein Geschlecht für die Krone der Schöpfung, für den Ausbund aller Klugheit und politischen Gewandtheit. Kein Wunder, denn die Inferiorität der verhältnismäßig wenigen Stämme, die seit Jahrhunderten in seinen durch Abschließung nach außen absichtlich eng gezogenen Gesichtskreis getreten sind, und die Herrschaft der Batussiminorität über das große Bahutuvolk mußten sein Selbstgefühl über die Maßen steigern. Den Europäer fürchtet er zwar, weil dieser im Besitz vieler rätselhafter Kräfte und Mittel, z. B. Hinterlader und technischer Künste, ist, aber er hält ihn im Grund doch für dumm, weil er ihn so leicht belügen kann, und schaut um so hochmütiger auf ihn herab, je weniger er wirklich von ihm kennt und versteht. Als Reisender muß man sich erst daran gewöhnen, abseits der Militärstationen von den meisten Batussi bei den Gesprächen und Verhandlungen mit geringschätzigem Lächeln von oben herunter gemustert zu werden, und begegnet ihnen von dann ab am besten selbst mit leichtem Spott und Humor — wenn man welchen hat. Je länger man in Negerländern gereist ist und je besser man den Negercharakter kennengelernt hat, desto mehr imponiert einem bei den ersten Begegnungen mit den Batussi ihre stolze Zurückhaltung. Da gibt es keine

unruhige Neugierde, kein lautes, halb furchtsames, halb gutmütiges Begrüßen, wie bei den meisten Negern, sondern still und gelassen stehen die langen Kerle auf ihre Speere gestützt da und lassen den Europäer vorbeigehen oder herankommen, als mache ihnen die ungewohnte Erscheinung gar keinen Eindruck. Erst wenn man ihnen ebenso selbstsicher entgegentritt und einige Macht hinter sich hat, bemerkt man bei den meisten am unruhigen Spiel der Augen und am heftigen Pulsieren der Halsadern, daß sich hinter der scheinbaren Gleichgültigkeit eine nervöse innere Unruhe, Beklemmung, Angst verbirgt.

Der Mutussi sagt nie oder nur sehr selten, was er denkt; man muß es erraten. Und zwar ist das Lügen nicht nur gegen Fremde Brauch, sondern tiefgewurzelte Unsitte gegen jedermann; es ist ein moralischer Defekt, der sich nicht damit beschönigen läßt, daß man es, wie R. Randt, optimistisch als eine „für sie nicht unedle Art des Wettstreites zweier Intelligenzen“ auffaßt oder als „die unbewußte Übertragung ihrer anmutigen, bei einem Negervolk überraschenden Rätselspiele, mit denen sie als Kinder schon die Geselligkeit zu beleben pflegen, in das wirksame Leben“ (Nr. 22, S. 273). Mit solcher Romantik gerät man in der Ethnologie und Völkerpsychologie in die Irre, während doch gerade in der Beurteilung unserer Kolonialvölker schon aus praktischen Gründen nüchterne Sachlichkeit vonnöten ist.

Neben der Verlogenheit sind Faulheit und Feigheit unerfreuliche Charakterzüge der Batussi. Der Mutussi arbeitet nie, wenn er nicht der armen, niedern Klasse angehört, sondern er beschäftigt sich nur sportweise mit seinen Kindern. Arbeiten ist Sache der unterworfenen Bahutu, daher für den Mutussi geradezu eine Schande, der sich nur die wirklich Armen unter den Batussi aussetzen können. Reich und mächtig sein und in Nichtstun das Leben genießen, ist ihm der Inbegriff aller Lebensweisheit, das Ideal, das er mit größter Raffiniertheit und Gewissenlosigkeit zu verwirklichen sucht, und zwar jeder einzelne für sich und ebenso die Gesamtheit der Batussi gegenüber dem beherrschten Volk der Bahutu und Batwa.

Dieses jahrhundertlang gepflegte Genußleben hat natürlich dem Charakter und den männlichen Tugenden der Batussi schweren Schaden getan, denn daß sie nicht ohne Mut, Kriegstüchtigkeit und Energie waren, ist ohne weiteres daraus zu schließen, daß sie trotz ihrer geringen Anzahl, die einst sicherlich noch viel kleiner war, sich das große Land unterworfen haben; auch bezeugt es ihre frühere Königsgeschichte (siehe S. 162). Seit lange aber lassen sie ihre innern und äußern Kämpfe nur durch ihre Hörigen, ihr Bahutu-Lehnsfolge ausfechten, während sie sich selbst vorsichtig im Hintergrund halten und aus sicherem Rückhalt die Aktion mit Schlaubeit und Tücke leiten. Rühmliche Ausnahmen gibt es natürlich auch hier.

Trotz alledem muß anerkannt werden, daß auch in dieser Beziehung die Barundi höher stehen als die Banjaruanda. Weder die Batussi sind in Urundi so genußsüchtig, faul, verlogen, gewalttätig und feige wie in Ruanda, noch die Bahutu so unterwürfig und heuchlerisch gegen Große und so unverschämt gegen Schwache wie dort, noch ist der König mit seinen am Hof lebenden Großen so sehr dem Müßiggang, der Schlemmerei, den Intrigen und der Befriedigung boshafter und grausamer Triebe hingegeben wie in Ruanda.

In Urundi wie in Ruanda ist es vor allem der Wille zur Macht und zum Genuß, der die herrschenden Batussi veranlaßt hat, den größten Reichtum, das Vieh, sich allein vorzubehalten. Schon dadurch haben sie sich eine wirtschaftliche Gewalt über

die Bahutumenge geschaffen, die auch ihrer politischen Vormacht die festesten Stützen gibt (s. S. 41, 42). Dazu haben sie es verstanden, sich durch ihre Schlaubeit bei den abergläubischen Bahutu in den Ruf, große Zauberer zu sein, zu setzen und darum sehr gefürchtet zu werden; und die Priesterschaft hält mit ihnen zusammen, um gemeinsam mit ihnen das Volk zu knechten und auszubeuten (s. S. 134). Der Ausbeutung der Menge, dem krassen Egoismus der kleinen Batuffiminorität dient die ganze klug erfundene Staatseinrichtung der Barundi wie der Banjaruanda mit der scharfen rechtlichen Scheidung der Rassen und Kasten, mit dem genau gegliederten System von Lehnsleuten und Kontrollbeamten, mit der Hierarchie von Priestern, bevorrechteten Geschlechtern, Fürsten usw. Alles dies werden wir in spätern Kapiteln dieses Buches besonders darzustellen haben. Der erstaunliche politische Sinn der Batuffi steht ausschließlich im Dienst ihres die beherrschten Bahutu ausbeutenden Egoismus. Von einer höheren Staatsauffassung keine Spur.

Es ist darum natürlich, daß die Bahutu in den Batuffi nur die stammesfremden Eroberer sehen, deren Joch sie auf sich lasten fühlen. Aber obwohl sie die Batuffi hassen, streben sie nicht nach Befreiung aus dem Knechtsverhältnis, denn sie haben, wie fast alle Negervölker, von Natur das Bedürfnis der Unterordnung unter eine feste führende Hand; auch ist ihre Furcht vor den Batuffi viel zu groß, als daß sie sich offen gegen sie aufzulehnen wagten. Und tatsächlich sind die Batuffi trotz ihrer relativ geringen Zahl doch durch ihre Intelligenz und durch ihr aus gemeinsamen Interessen immer neu erstehendes solidarisches Zusammenhalten den Bahutu weit überlegen, die in zahlreiche einander befehdennde Geschlechter und Stammesgruppen zerfallen sind, jedes tieferen Nationalgefühls entbehren und von den Batuffi geschickt gegeneinander ausgespielt werden.

Solange die Batuffi Herren im Lande sind, ist ein geistiger und kultureller Aufschwung des Barundivolkes unmöglich, denn nur der jetzige, in jahrhundertelanger Abgeschlossenheit beibehaltene Tiefstand der Bahutu sichert den Batuffi ihre Herrschaft. Einstweilen freilich müssen wir Deutschen es mit den Batuffi halten und sie an unsern Vornahmen in Urundi materiell interessieren, da wir noch zu schwach zu ihrer offenen Befehdung sind. Aber das Ziel einer weiter ausschauenden Kolonialpolitik muß die Brechung der Batuffiherrschaft, die Befreiung der Bahutu vom Batuffijoch und ihre Gewinnung für unsere zivilisatorischen Ziele sein, die zugleich ihre eigensten Interessen sind.

Zum Schluß führe ich noch ein treffendes Urteil R. Kandts über die Barundi im allgemeinen an: „Die Barundi sind zwar ebenso feige wie die Banjaruanda, aber — wie sie überhaupt lebhafter und intelligenter erscheinen — so auch großsprecherischer und anmaßender. Ich wurde in jenen Tagen nie den Eindruck los, daß all dies Gebaren, dieses Kriegsspielen usw. der Ausfluß echter Gassenjungenempfindungen sei. Darum glaube ich auch, daß es schwerer sein wird, in Urundi einen befriedigenden Zustand zu schaffen als in Ruanda. Immerhin werden wir bei beiden niemals Schwierigkeiten begegnen, die so weittragende und gefährliche Abwehrunternehmungen nötig machen könnten, wie z. B. in Abehe. Diese Völ-

ker, in jahrhundertelanger Knechtschaft entmannt, wissen nicht — und es ist gut so — welche latente Kraft in den Leibern ungezählter Millionen schlummert, und, jedes tieferen Nationalbewußtseins bar, werden sie gefügige Werkzeuge einer vernünftigen, auf Landes- und Sprachkenntnis bauenden Kolonisation werden und nie den kraftvollen Wunsch finden, sich zu einer einheitlichen Abwehr gegen fremde Invasion zu verbinden. Sie aus diesem Schlafe aufzustören und zu gemeinsamem Truze gegen die Europäer aufzustacheln, dazu gehörte schon eine so brutale Ungeschicklichkeit der Regierenden, daß sie von uns und unsern Enkeln wohl niemand schauernd zu erleben fürchten muß.“ (Nr. 22, S. 325—326.)

## Zweites Kapitel

### Siedelung, Wohnung, Nahrung

In Urundi und Ruanda ist die Oberflächengestalt des Landes, die Form und Art seiner Plateaus, Hügel, Berge und Täler, von bestimmender Bedeutung für die Form und Lage der Siedelungen. Da der weitaus größte Teil des Landes Plateauland ist, das die starke Erosion in zahllose lange und kurze, oben abgeflachte Rücken und Hügelwellen mit meistens tiefen, ziemlich steilwandigen Tälern zerschnitten hat, und da die Mehrzahl der Täler von Papyrusümpfen erfüllt ist, die man nur an wenigen Stellen überschreiten kann, sind nicht, wie bei uns, die Täler die geeignetsten Siedelplätze für die Menschen, sondern die Höhen. Die Versumpfung der Talsohlen, die heiße stagnierende Luft in den Niederungen, die Anzahl von Moskitos und Stechmücken und die oft große Steilheit der Talhänge drängen die Menschen mit ihren Wegen und ihren Siedelungen auf die freien luftigen Plateau- und Hügelrücken hinauf, während in den meisten Tälern nur Äcker von solchen Feldfrüchten liegen, die viel Feuchtigkeit brauchen. Die Funktion der Täler ist in den meisten Gegenden Urundis und Ruandas nicht eine die Menschen verbindende, sondern eine sie trennende. Deshalb ist hier wie dort die Gliederung des Volkes und des Staates in kleine Gemeinwesen von Natur gegeben (s. S. 89), deswegen aber auch die künftige Erschließung des Landes durch Straßen oder Bahnen ungemein erschwert. Viel weniger sumpfig und weniger steil sind die Täler in vielen Teilen der östlichen, trockneren Quarzitgebiete. Auch sind dort weit und breit die Oberflächen der Plateaurücken und Hügelzüge so steinig und steril durch die ausgewitterten Quarzitbrocken (s. Taf. 2b), daß die Menschen die Höhen meiden und sich mit Vorliebe an den Talflanken da ansiedeln, wo unterhalb der zerklüfteten Quarzite auf der oberen Schichtgrenze der schwer durchlässigen Ton-schiefer die Quellen austreten und die tonigen Verwitterungsböden fruchtbarer und leichter zu bearbeiten sind als die darüberliegenden Quarzite.

Schon aus dieser natürlichen Verschiedenheit der Gegenden erklärt es sich, daß die Bevölkerung recht ungleich über das Land verteilt ist.

Die Zahl der Eingebornen in Urundi wird vom Gouvernement auf  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Millionen geschätzt („Die deutschen Schutzgebiete 1912/13“, Amtliche Jahresberichte, S. 8—9). Dieser große Spielraum beweist, daß Zählungen in den Einzelgebieten bisher unausführbar waren. Hier wie in Ruanda wird erst die Aufstellung von Steuerrollen einmal genauere Zahlen bringen. Nach meinen und anderen neueren Beobachtungen ist die Zahl von 2 Millionen überschätzt;  $1\frac{1}{2}$  Millionen dürfte richtiger sein. Einige Missionare freilich, auch Pater v. d. Burgt, nehmen sogar mehr als 2 Mil-

Sans Meyer, Die Barundi.

tionen an. Batussi gibt es verhältnismäßig weniger in Urundi als in Ruanda; sie werden kaum 5%, wahrscheinlich nur 2—3% der Gesamtbevölkerung, also 40—50 000 Köpfe in Urundi ausmachen. Auch für diese nimmt v. d. Burgt einen viel größeren Prozentsatz an: 15—20% gegenüber nur 5% Batwa. Neben der großen Masse der eingeborenen Bahutu saßen 1912/13 etwa noch 2500 andere Neger (Wasuaheli, Banjamwesi, Manjema u. a.) im Lande, dazu 1—2 Duzend Araber, 2—3 Duzend Inder und etwa 5 Duzend Weiße, zur Hälfte Deutsche und zirka 20 Franzosen und Französinen (Missionare).

Urundi und Uha sind im Durchschnitt lange nicht so dicht bevölkert wie Ruanda, das 72 Bewohner pro Quadratkilometer hat. Die amtliche Schätzung von 1912/13

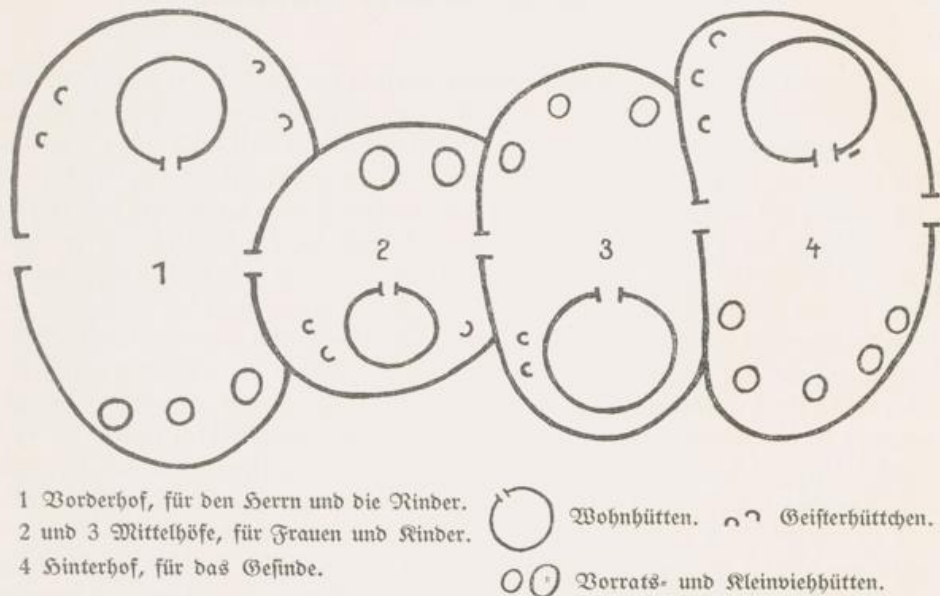


Fig. 1. Gehöft eines Urundi-Großen.

(Skizze von Hans Meyer.)

nimmt für Urundi durchschnittlich 51 Einwohner pro Quadratkilometer an (oder 68 bei der möglichen Annahme einer Gesamtbevölkerung von 2 Millionen). Die Bevölkerungsdichtigkeit wächst im ganzen von Osten nach Westen. Am dichtesten bewohnt sind im Westen die Täler und breiten Rücken des Randgebirges, die deshalb auch fast ganz abgeholzt sind. Dort mögen 50—60 Menschen pro Quadratkilometer zu rechnen sein, also eine Volksdichte wie etwa in Portugal. Ein Vergleich mit Deutschland, das 120 Einwohner pro Quadratkilometer hat, würde hinken, weil die nutzbare Bodenfläche in Urundi wegen der vielen Sumpftäler und der quarzitischen Ödländer verhältnismäßig viel kleiner ist als in Deutschland. Am bevölkertsten sind die Gebiete des Granites, der kristallinischen Schiefer, der Glimmerschiefer, Amphibolite, Diabase usw., die das höhere, regenreichere West-Urundi ausmachen und einen fruchtbaren Verwitterungsboden bilden. Von den östlich sich anschließenden, tiefer liegenden großen Ton- und Quarzitegebieten sind die letzteren die sterilsten und

deshalb am wenigsten bevölkert und bebaut. Dieselbe Erscheinung beobachten wir auch in Ruanda. Wo in den feuchteren Gegenden Bananen gebaut werden, nehmen die Bananenpflanzungen große Flächen ein und täuschen dadurch eine relativ dichte Bevölkerung vor, während sich doch nur wenige Hütten darin verstecken.

Die Familien der Batussi und Bahutu sind ziemlich kinderreich, wie in Ruanda. Im einzelnen sind die Batussiweiber weniger fruchtbar als die Bahutuweiber, aber im allgemeinen kommen selten weniger als 3 Kinder auf eine Familie, oft (bei den Bahutu) 6—8 und entsprechend mehr, wenn der Mann mehrere Frauen hat. Gewöhnlich wohnt jedes Ehepaar mit seinen Kindern in einer Hütte. Sind aber viele Kinder oder mehrere Frauen da, so bewohnt jede Mutter mit den jüngsten Kindern eine besondere Hütte. Auch die Großeltern und die unverheirateten Erwachsenen beziehen Hütten für sich. So stehen oft 2—4 Wohnhütten und mehrere Hütten für Getreide und Vieh in einem Kral, oder es sind mehrere umzäunte Wohnhütten nebst Zubehör zu einem großen Gehöft verbunden (s. Textbild 1).

Die Wohnanlage ist die der Einzelsiedelung, der umzäunte Kral, Weiler, Hof (lugo, urugo). Jedes Gehöft steht gesondert für sich, umgeben von seinen Fikusbäumen und seiner Bananenpflanzung, wenn es eine Bananengegend ist (Taf. 18, 21 b). Aber meist liegen mehrere Kräle, die dem weiteren Familienkreis angehören, in Rufnähe beieinander, so daß doch dorfsartige Gruppen (ikisagara) zustande kommen (s. Textbild 2 und Taf. 19a). Außerhalb breiten sich die Felder aus. Das gilt natürlich vor allem für die Siedelungen der Bahutu, denn von den Batussi bebauen nur die ärmsten, niedersten Klassen Felder; die Kräle oder Kralgruppen der vermögenderen Batussi liegen überall im grasigen Weideland ihrer Kinder zerstreut, umhegt von hohen Euphorbien- oder Fikushecken, ohne die Umgebung von Bananenhainen oder Feldern. Von Gruppe zu Gruppe, von Dorf zu Dorf sind die Entfernungen sehr verschieden groß nach der Bodenbeschaffenheit. In den dichtbesiedelten westlichen Landstrichen kommt man alle viertel oder halbe Stunden an einer Gehöftgruppe vorbei, in den dünn bewohnten östlichen hingegen kann man über eine Stunde wandern, ohne einen Hof oder ein Dorf zu sehen oder zu passieren.

Niemals sieht man viele Menschen in der Landschaft, weder auf den Wegen, noch beim weidenden Vieh, noch auf den Feldern. Nur bei den Hütten und innerhalb der Kräle gehen, stehen und hocken sie in Gruppen beisammen. Alte Leute von 70 und mehr Jahren sind äußerst selten. Über 60 Jahre scheinen nur wenige hinauszukommen, und zwar öfters die Batussi als die Bahutu.

Nach Angabe der Missionare ist die Bevölkerung seit etwa einem Jahrzehnt in Zunahme begriffen, da die Kleinkriege der Batwale und Fürsten gegeneinander und die Einfälle der Banjaruanda einerseits und der Baha andererseits seltener geworden sind und unblutiger verlaufen. Nur in dem von der Schlafkrankheit befallenen Tanganifagebiet ist die Bevölkerungszahl enorm zurückgegangen. Im übrigen Urundi wird die Volkszahl gelegentlich durch Pockenepidemien oder durch Missernten stark reduziert, die namentlich die Kinder hinwegraffen, aber solche Hungersnöte sind doch relativ selten. 1892, 1896, 1904/5 und 1908 haben Rinderpest, Mißwachs, Pocken große Verwüstungen angerichtet. Im Jahr 1910 war die Not im östlichen Urundi infolge des Ausbleibens der Regen so groß, daß die Mission Mujaga große Mengen von Maniok und Bohnen in Uha für ihre Landeskinder aufkaufen mußte. Daß die große Masse der Bahutu sich wirklich nach Befreiung von ihren Eroberern sehnt, wie

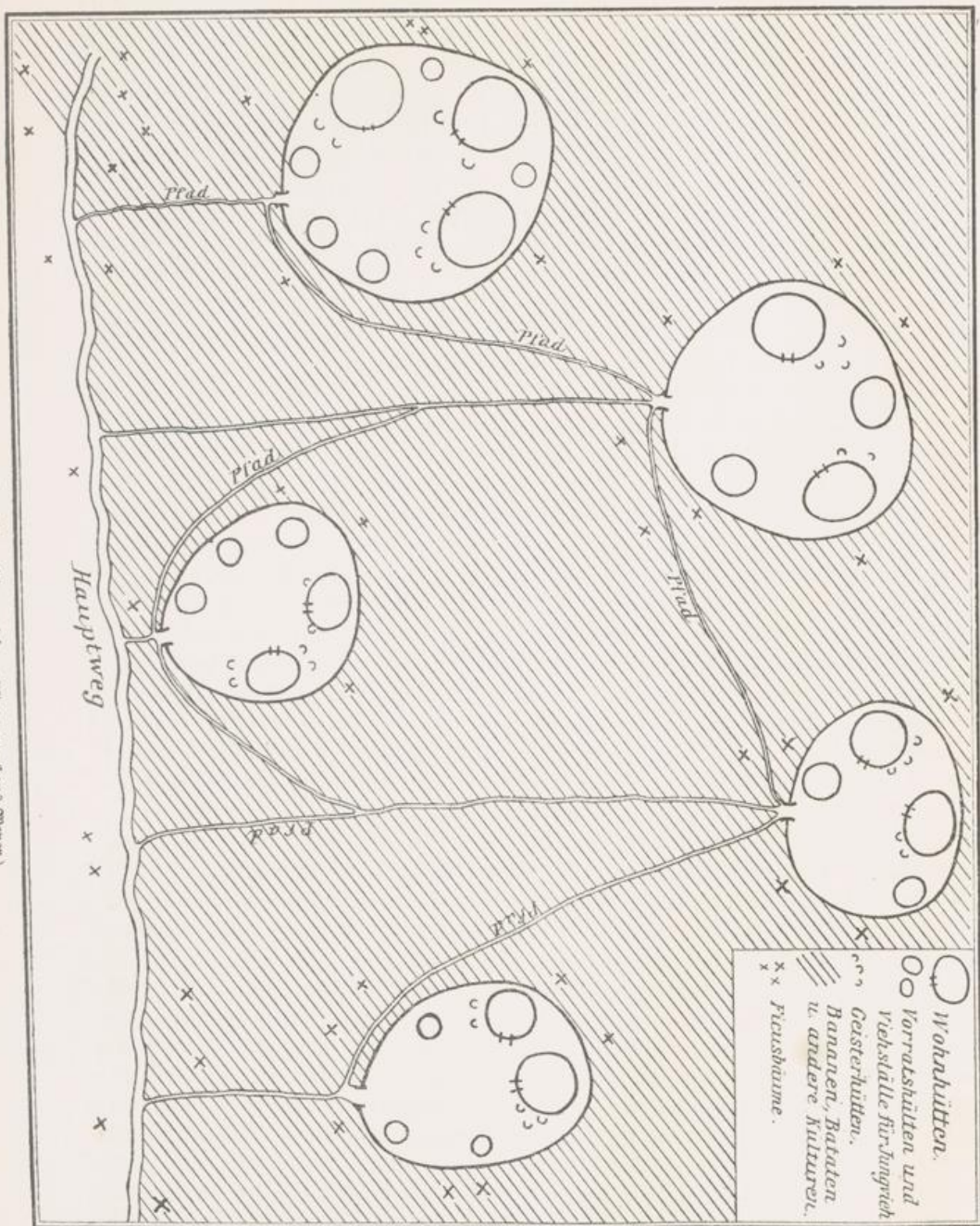


Fig. 2. Dorf der Barumbi. (Gefüge von Hans Sreper.)

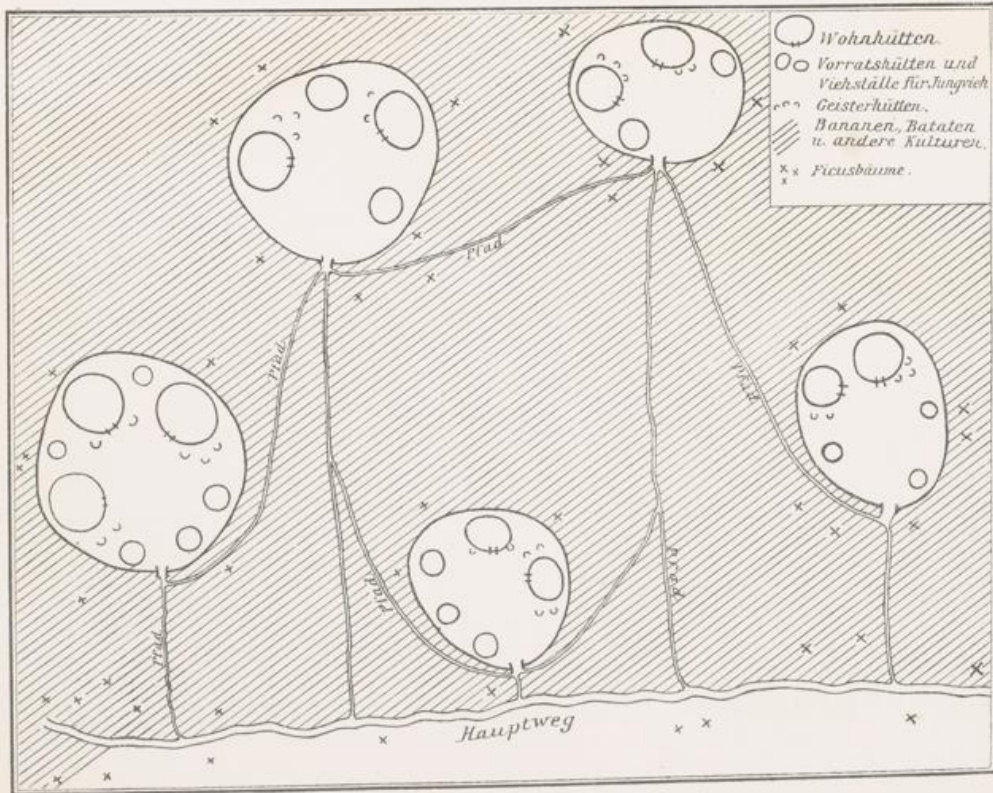


Fig. 2. Dorf der Barundi. (Skizze von Hans Meper.)

manche Reisende angeben, kann ich aus meinen Beobachtungen nicht bestätigen. Der jubelnde Empfang, den seinerzeit die Bahutu dem ersten eindringenden Europäer, Oskar Baumann, in Urundi, wie dem Grafen Gósen in Ruanda, bereiteten, entsprang zwar der traditionell gehegten Hoffnung auf einen neuen großen Eroberer, mit dem ein glückliches Zeitalter anbrechen werde; aber wie alle ostafrikanischen Vantu, sind auch die Bahutu Urundis und Ruandas nichts weniger als freiheitsdurstig, sondern, wie oben erwähnt, submisse, unselbständige Naturen, die sich am wohlsten unter einer festen Autorität fühlen und sich an die Zucht ihrer Batuffsiherren bereits ebenso gewöhnt haben wie ehemals an die sicherlich keineswegs mildere Herrschaft ihrer Vantuhäuptlinge. Wenn man aus dem stramm monarchisch regierten Ruanda kommt, fällt es einem sogar auf, wieviel freier und fröhlich-lauter, aber auch wieviel weniger diszipliniert sich die Barundi unter sich und unter ihren Batuffsi-Batwalen bewegen und verhalten als in Ruanda.

Ganz vorwiegend Ackerbauer und Züchter von Kleinvieh, sind die Bahutu völlig sesshaft. Auch die Batuffsi, denen alles Großvieh gehört, haben feste Wohnsitze, betreiben aber in den Trockenmonaten mit ihren Rinderherden eine Art Almwirtschaft in den frischeren Weide bietenden Bergen, gleichsam in Erinnerung an ihr einstiges Nomadentum. Auf diese Dinge werden wir später bei Besprechung der Viehzucht näher einzugehen haben (s. S. 40).

Die Wohnhütten (insu) der Barundi sind weder in der Form, noch in der Einrichtung, noch in Technik und Material wesentlich verschieden von jenen der Banjaruanda. Außerlich sind sie gewöhnlich etwas flacher als die Ruandahütten, haben mehr Regenschirm- als Bienenkorbform, aber hier wie dort ist das krinolinartige Gerüst aus Holzstangen oder, wo es Bambus gibt, aus Bambusstangen zusammengebunden, zwischen denen aufrechte und wagerechte Lagen von dicken Sorghumstengeln die Zwischenräume füllen. Das aufgesetzte flach-halbkugelige Dach wird nicht von einem Mittelpfahl getragen, sondern durch eine Anzahl gleichmäßig in der Hütte verteilter Pfähle gestützt. Das ganze Gerüst wird mit langhalmigem, aus den Niederungen geholtem Grasstroh (Cyperaceen, nicht Schilf) und in manchen Gegenden mit trockenen Bananenblättern gedeckt, bis auf den Erdboden herab. Auf die Dachspitze setzt man zum Schutz gegen eindringenden Regen einen Stock mit einem nach unten auseinandergespreizten Strohwisch. Die Türöffnung mit dem etwas vorgewölbten Türdach gleicht der des Ruandahauses, ist aber an den Seitenwänden weniger sorgfältig geflochten als jenes. Verschlössen wird sie durch einen grob geflochtenen Vorsaßschirm, den ein gegengestemmter Knüppel festhält. Außer der einzigen Tür ist keine Öffnung im ganzen Bau (Taf. 18). Auch der Rauch muß also durch die Tür abziehen. Die ganze Hütte kann von mehreren Männern emporgehoben und bei einem Ortswechsel der Familie an eine benachbarte Stelle verfest werden.

Stehen die Hütten schon im Außern und in der Sorgfalt des Baues sehr hinter den Ruandahütten zurück, so noch mehr im Innern. Auch hier werden wie in Ruanda die Stützpfähle im Innern benutzt, um einige übermannshohe Flechtwände aus Papyrus- oder Rohrstengeln oder Bambuslatten daran zu befestigen, durch welche die Hütte in zwei oder mehrere gesonderte Wohn-, Schlaf- und Vorratsräume geteilt wird. Oft haben diese Flechtmatten die gebogene Schildform wie in Ruanda, aber sehr selten sind sie in Urundi so fein geflochten und so hübsch gemustert wie die schildförmigen Wandschirme und Matten, die in Ruanda die Wände ringsum bekleiden

und die verschiedenen Kammern voneinander trennen und nicht nur die Hütten der Batussi, sondern auch die der wohlhabenden Bahutu häufig bewundernswert schmücken. Gewöhnlich sind es nur zwei Räume, die durch solche Matten voneinander geschieden werden: der Vorderraum (umurjango), in dem während des Tages gewohnt, gekocht, gegessen wird, und der Hinterraum (akagi-ro), wo geschlafen wird. Im letzteren ist die Lagerstatt der Eltern wieder durch Mattenschilder von der Schlafstätte der Kinder getrennt. Die meisten Barundi schlafen hier einfach auf einer Schütte Stroh, über die ein Rinds- oder Ziegenfell gelegt ist. Wo aber eine Bettstelle vorhanden ist, besteht sie aus 4 in den Boden eingerammten niedrigen Pfählen und einem darauf befestigten Holzrahmen, der mit Latten ausgefüllt und mit einer Matte bedeckt ist. Solche Bettstellen haben in Urundi wie in Ruanda, Mpororo, Ankole u. a. nur die Vornehmen und Reichen.

Holzschemel zum Sitzen, wie sie sonst in Ostafrika gebräuchlich sind, gibt es in Urundi und Ruanda nicht oder nur als fremden Import aus Injamwesi, Usámbiro usw.

Selbst in der Behausung des mächtigen Häuptlings Lusabiko in Ost-Urundi fand sich „kein einziger Schemel oder Sitzsitz. Nur ein paar dicke Strohbindel lagen in einer Ecke, die man sich herbeirücken konnte, wenn man nicht auf dem Boden kauern wollte. Wünscht

man zu schlafen, so macht man das Bündel los und bereitet sich ein weiches Bett. Bei reichen Leuten wird erst eine haarige Ochsenhaut darübergelegt, wenn man sich setzen oder legen will“ (Nr. 14, 1901, S. 214.)

Im ganzen Hausbau wird kein einziger Nagel, Holzdübel oder Pflock verwandt, sondern alles Gefüge und Geflecht ist festgebunden, gewöhnlich mit dem frischen Bast der Fikusrinde oder mit zerhackten Fasern der Bananenstämme oder der Papyrusstängel. Die Hüttenhöhe schwankt zwischen 2 und 4 m (in Ruanda bis zu 8 m), der Durchmesser zwischen 3 und 6 m.

Wohnhütten von anderer Form habe ich in Urundi nicht gesehen; aber nach Baumann gibt es am oberen Kagera Wohnhütten mit zylindrischem Bambusunterbau (Nr. 4, S. 218). Solche kenne ich von Urundi nur als Vorrats-hütten, wo im Gebirge Bambus wächst.

Wie schon oben erwähnt, hat jede Familie, also wenn mehrere Frauen da sind, jede Frau, ihre eigene Hütte. Besondere Häuser für Junggesellen, für unverheiratete Mädchen, für Fremde, für Versammlungen oder bestimmte Gemeinschaften gibt es nicht; dagegen halboffene, roh hergerichtete Arbeitshütten für Schmiede und gut gebaute kleinere Hütten für Jungvieh (uruhongore) und für die Vorräte an Feldfrüchten (ivikeka). Die Vorrats-hütten haben die Form von breiten doppelmannshohen, sich unten verjüngenden Körben, die mit einem flachgelegigen, meist abnehmbaren Strohdach gedeckt sind (S. 56). Das Ganze steht auf einem niedrigen Rost aus Holzstangen, damit Feuchtigkeit und Ungeziefer möglichst abgehalten werden. Seitlich in nächster Nähe der Hütte pflegen einige kleine, bis 1 m hohe Geisterhüttchen (ikigabiro) aus Stroh und Rohr zu stehen, in denen den Geistern Fleisch oder Milch oder Bodenfrüchte in Topfscherben oder Kürbisschalen dargebracht werden (s. S. 121, 135 und Taf. 18a). Ein anderes Miniaturhüttchen (ikitabo) ist dem Hauptgott Riangombe oder Kiranga gewidmet. Solcher Hüttchen sieht man in Urundi, Uha und Uffumbwa viel mehr als in Ruanda.

Von der großen Reinlichkeit, die in der Umgebung der Ruandahütten zu herrschen pflegt, sind die Barundi, vor allem die Bahutu, weit entfernt; sie werfen die Abfälle

dicht neben das Haus und defäzieren in dem die Hütten umgebenden Bananenhain, aber die koprophagen Hunde und Nasgeier, wo solche vorkommen, sorgen doch für Entfernung des Schlimmsten. Am schlechtesten scheint es mit der Sauberkeit und Bauvorsicht der Hütten und Höfe nach den Schilderungen der meisten Reisenden in Nord- und Nordost-Urundi bestellt zu sein, während ich auf meiner Reise quer durch Mittel-Urundi die schönsten Siedelungen im Westen, die unsaubersten und am schlechtesten gebauten im Osten gefunden habe. Von Nordost-Urundi sagt z. B. von Trotha: „Anglaublich ist die Gleichgültigkeit der Leute gegen Reinlichkeit und sorgfältige Bauart der Häuser. Nur die Chiefs haben gut gebaute Wohnungen, und im Umkreis ihrer Behausung ist der Schmutz noch nicht zur Festung geworden wie bei ihren Untertanen“ (Nr. 8, S. 62).

Wird die Hütte alt und schadhaft, so wird sie ausgebessert, aber länger als 5—6 Jahre hält sie auch dann selten; danach muß sie ganz neu gebaut werden. Nach dem Tod des Besitzers bleiben die Witwe oder die unverheirateten Kinder darin wohnen, und nach Auflösung der Familie wird das Haus abgerissen.

Da jeder Hof bis 6 oder 8 Wohnhütten umschließen kann, je nach der Wohlhabenheit und der Weiberzahl des Besitzers, und da oft in einer Kralgruppe oder einem Dorf 4, 6 und mehr Krale enthalten sind, kann ein Dorf bis zu 60, 80 und mehr Menschen bergen. Aber gewöhnlich sind die Siedelungen kleiner, wenn auch, wo Bananen gedeihen, die weite Ausdehnung der Bananenspflanzungen, in denen die Krale der Bahutu versteckt liegen, die Dörfer oder Hofgruppen viel größer erscheinen lassen.

Die Wohlhabenden und die Batuffigroßen begnügen sich aber nicht mit einem, mehrere Hütten umfassenden Kral, sondern setzen mehrere Krale in Zusammenhang nebeneinander, so daß man aus dem einen direkt in den nächsten übertreten kann. Der Vorderhof dient dann dem Hausherrn zur Wohnung und zum Gästeempfang, auch zur Vergung der Rinder in der Nacht; die Mittelhöfe zur Behausung der Frauen und Kinder und der Hinterhof für das Gesinde, als Kochstätte, Speicher usw. (s. Textbild 1). Im übrigen unterscheiden sich die Hütten und Höfe der Großen, der Fürsten oder selbst des Königs weder durch ihre Ausstattung noch durch ihre Sauberkeit von denen der gewöhnlichen Batuffi und der „besseren“ Bahutu; nur ihre Größe ist meist beträchtlicher als bei jenen.

Die Umzäunung (ingo), von der in Urundi die Mehrzahl der Krale umhegt wird, hat, wie in Ruanda, nicht nur den Zweck eines Schuttmittels gegen Eindringlinge menschlicher oder tierischer Gestalt, sondern auch den eines Zusammenschlusses der Familie, insbesondere der kleinen Kinder, und vor allem der Einpferchung des Viehs während der Nacht (Taf. 20a, 21b). Wenn die Hüttenbewohner kein Vieh haben, fehlen gewöhnlich auch die Zäune um die Hütten; so z. B. in manchen Berggegenden Nordwest-Urundis und in einigen Landschaften des westlichen Zentral-Urundi. Wo Zäune vorhanden sind, sind sie übermannshoch, so daß man nicht darüber wegsehen kann, und je nach dem vorwaltenden Material aus trockenen Bananenstämmen oder Sorghumstengeln oder Papyrusstäben oder dünnen Ästen des *Acanthus arboreus* roh, aber fest zusammengebunden oder aus dicht gepflanzten lebenden Drazänen- oder Fikusbäumchen oder Baumeuphorbien zusammengesetzt. Nie sah ich Steine zu Mauern aufgeschichtet, obwohl geeignete Steinblöcke genug da sind. Die von zwei festen Pfählen flankierte Kralöffnung wird nachts durch quergelegte Stämme verrammelt.

Die Kräle der Batussi sind meistens viel sorgfältiger und fester umfriedet als die der Bahutu. In manchen Gegenden, wo vorwiegend Batussi sitzen, wie z. B. in den ausgedehnten Hochweidegebieten auf der Ostseite des Tanganika-Randgebirges am oberen Murwarasi, ist „jedes Haus eine kleine Festung mit dreifacher Umwallung. Innerhalb des (wohl aus Erde aufgeworfenen) Schutzwalles ist ein Zaun aus Rohrgeflecht, dann einer aus Euphorbien und schließlich einer aus Dornen angebracht“ (Nr. 8, S. 73).

Ist nicht die Hecke selbst aus eng gepflanzten Fikusbäumen hergestellt, so stehen doch fast immer eine Anzahl Fikusse um den Kral herum — viel häufiger als in Ruanda — und geben ihm nicht bloß Schatten, sondern auch seinen Bewohnern die für allerlei Zwecke, namentlich für die Rindenstoffkleidung dienliche Rinde (Taf. 18a, 21a). An solchen kreisförmigen Fikusgruppen sind, wie in Ruanda, namentlich die Stätten alter Häuptlingskräle viele Jahre kenntlich, nachdem längst die Hütten daraus verschwunden sind. Gar keinen Baum jedoch fand ich am Wohnsitz des Großhäuptlings Kilima (s. S. 162, 188) in Nordwest-Urundi. Dort liegen auf freier runder Bergguppe, 2150 m hoch, mit prachtvoller Aussicht auf die benachbarten tiefen Täler und langen Gebirgsketten, vier große runde Kräle, jeder von einem dichten doppelmannshohen Bambuspalisadenzaun umgeben, der 6—8 geräumige Rundhütten umschließt. Nirgends ist ein Baum oder ein grüner Zaunstecken oder ein Bananenblatt in der Nähe; das Ganze steht wie eine zur Verteidigung eingerichtete Zwingburg auf beherrschender steiler Bergeshöhe.

In anderen Gegenden der Grenzgebiete gegen Ruanda sind die Höfe mitunter zu ganzen, mit starken Schutzzäunen umbegten Dörfern zusammengedrängt; ja Hauptmann Bethe traf in Iwusome am Rugwerosee in Nordost-Urundi sogar eine „große Eingebornenstadt, eine geschlossen wohnende Gemeinde“ (Deutsch. Kol.-Blatt 1899, S. 9), doch sind dies auf einige gefährliche Grenzstriche beschränkte Ausnahmen von der sonst allgemeinen Wohnweise der Einzelkräle.

In der Hütte liegt gewöhnlich im mittleren Hauptraum die Feuerstelle (isiko). Ich sage absichtlich nicht „Herd“, denn es sind meist nur ein paar Steine, die auf einer runden Unterlage von gestampftem Lehm nach Bedarf zusammengerückt werden, um Feuer dazwischen- und den Kochtopf daraufzusetzen. Bisweilen liegt das Feuer auch auf einer dicken runden Platte aus gebranntem Ton wie in Ruanda, die an der Peripherie mit einem Wulst versehen ist, damit das Feuer nicht zerstreut wird. Wenn einmal die glühenden Kohlen verloschen sein sollten, was äußerst selten vorkommt, holt man sich Feuer vom Nachbar. Auf langen Wanderungen aber wird Feuer nach bekannter Bantuart durch Quirlen eines harten auf einem weichen Holzstück erzeugt, wenn es Holz gibt, oder ein glimmendes Kohlenstück in halbtrockenes Gras eingebunden und mitgetragen. So können sie glimmende Kohlen ganze Tagereisen weit mit sich führen.

Da aber Brennholz in dem baum- und straucharmen Land oft ein rarer Artikel ist, benutzt man an der Sonne getrocknete Fladen von Rindermist als Brennmaterial oder, wo es keine oder wenig Rinder gibt, die aus den Sumpftälern geholten Wurzelstöcke des Papyrus oder des Schilfrohrs. Der stinkende Rauch erfüllt die ganze Hütte. Kommen dazu mehrere Erwachsene, von denen oft einige Tabak rauchen, ein halbes Duzend Rinder, ein paar Ziegen, Hunde und Hühner, und wird bei schlechtem Wetter oder nachts die einzige Öffnung zugestellt und beginnen dann auch die in

keiner Hütte fehlenden Ratten ihr Spiel, so kann man sich vorstellen, wie erquickend der Aufenthalt darin für jeden Nicht-Murundi ist.

Das Kochen (kuteka) in und außer der Hütte besorgt die Frau, nötigenfalls mit den Kindern; der Mann aber nur, wenn er muß, z. B. auf Reisen. Als Kochgeschirr wird ausschließlich der tönerner Kochtopf (inkono) gebraucht, wie er von den Batwatöpfern (s. S. 78) oder von den der Töpferei kundigen Weibern hergestellt wird (Taf. 48). Große Tontöpfe (imiwindi), die bis zu 20 Liter fassen, dienen als Wasserbehälter und zur Aufbewahrung des Pombieres. Geschöpft wird mit Holz- oder Kürbischalen. Milch wird in geschnittenen Holzgefäßen (iwango) von meist plumper Form aufbewahrt, die, wie bei den Banjaruanda, vor dem jedesmaligen Füllen mit Kuhurin ausgespült werden, um die Milch besser zu konservieren. Butter aber, die niemals zum Essen, sondern nur zum Einreiben des Körpers benutzt wird, wird durch Schütteln der Dickmilch in großen Flaschenkürbissen hergestellt und ist immer halbflüssig. Die großen Tongefäße, die alle einen runden Boden haben, stehen auf dem Erdboden der Hütte, von Steinen seitlich gestützt, während verschiedene Holz- und Kürbisgefäße (ubwato, akako) zwischen dem Flechtwerk der Hüttenwände stehen oder in großmaschigen Netzen aufgehängt sind. Die hölzernen Milchgefäße aber sind auf einem banfartigen Gestell in der Nähe der Feuerstelle an der Wand aufgestellt. Eßlöffel gibt es nicht, aber hölzerne Schöpflöffel, die oft hübsch mit geschnittenen Linienornamenten verziert sind. Der kochende Brei wird mit einem breiten hölzernen Spachtel („Streichholz“) umgerührt (Taf. 46, Fig. 1) und die fertige Speise auf flache Holz- oder Flechtschalen gehäuft, von wo sie in üblicher Negerweise mit den Fingern in Klößchen geformt, in eine der gekochten Kräutersaucen getunkt und in den Mund geschoben wird.

Vor keinem Haus fehlt der entweder zylindrische oder sanduhrförmige Holzmörser (isekuro), in dem die Weiber in taktmäßigem abwechselnden Stampfen mittels hölzerner Stampfer das Getreide von den Hülsen oder Rispen befreien, also „dreischen“. Das Ausschwingen zur Beseitigung des Speltes besorgt dann gewöhnlich der Mann mittels großer, ganz flacher Körbe oder „Schwingen“; und auf ebensolche flache Körbe wird schließlich das Mehl ausgebreitet, das die Frau durch Zerreiben des Getreides auf einem Mahlstein (uruscho), der gleichfalls vor jeder Hütte liegt, hergestellt hat. Alles dies ist ganz ähnlich wie in Ruanda und bei anderen Völkern des Zwischenengebietes (Nr. 19, S. 371/2, 451/2).

Die meisten Batussi essen nur einmal warm am Tag, und zwar abends; die Bahutu aber zweimal, und zwar die erste Mahlzeit um die Mittagsstunde, die zweite am Abend zwischen 7 und 8 Uhr. Die Batwa scheinen sich an keine bestimmte Essenszeit zu binden. Kalte Speisen, wie gekochte Bataten, Maniof, gerösteter Mais, Erdnüsse u. dgl., werden von Batussi und Bahutu auch in den Zwischenzeiten genossen, wenn man Hunger hat, namentlich am frühen Morgen. Milch wird in frischem oder saurem Zustand getrunken, von den Batussi mit Vorliebe als gequirkte Sauermilch. Um auch auf Reisen stets frische Milch zu haben, lassen vermögende Batussi mehrere Milchkühe nebst dem nötigen Personal mitlaufen. Fleisch wird meist am Stock geröstet, also „Spießbraten“, oder im Rauch und an der Sonne gedörret. Aber Fleisch ist ein seltener Genuß, denn die Batussi Urundis essen, wie die aller anderen Bahimastaaten, nur Rindfleisch und dieses nur, wenn die Tiere steril oder zu alt zur Zucht sind, oder wenn ein Tier zum Opfern geschlachtet wird (vgl. S. 103, 136). Die Bahutu bekommen

nur dann Rindfleisch, wenn ihnen die Batussi als Besitzer der Rinder etwas abgeben, und das Fleisch der ihnen zugewiesenen Ziegen oder Schafe bestenfalls dann, wenn ein Tier des Felles wegen, das zur Kleidung dient, geschlachtet wird. Mehr Fleisch fällt an die Batwa ab, die an den „Höfen“ ihrer Batussiherren als Wächter, Polizisten, Musikanten usw. gehalten werden. Man sieht verhältnismäßig wenig Ziegen und Schafe in Urundi, während früher die Herden kolossal waren; infolge der von den Wanderhändlern seit 1906 angeregten Raubwirtschaft sind sie großenteils verschwunden. Auch Hühner und Eier werden nicht gegessen, sondern nur zu Opferzwecken oder zum Weissagen verwandt (s. S. 47). Und da auch die Jagd nur selten etwas in die Küche liefert — die Barundi sind schlechte Jäger und essen, außer den Batwa, kein Wildfleisch oder ganz ausnahmsweise — und die wild wachsenden Pflanzen nur wenig zur Nahrung herangezogen werden, so ist der Küchensettel recht klein. Hauptnahrungsmittel sind durch ganz Urundi Bananen, Bohnen, Erbsen, Bataten, Sorghum, die sämtlich getrocknet, zerrieben und in Mehlbrei verwandelt werden; alles andere, was die Felder in den verschiedenen Höhen- und Wärmelagen noch außerdem hervorbringen (s. Kapitel Ackerbau, S. 48), spielt nur eine untergeordnete Rolle.

Zwar behaupten die Batussi sowohl dem Europäer wie dem Mubutu gegenüber, nur von Milch, Fleisch und Bier zu leben, aber in Wirklichkeit essen sie ebenso Hülsenfrüchte, Bananen, Hirsebrei und anderes wie die Bahutu. So viel Rinder werden ja auch gar nicht im Lande geschlachtet, daß alle Batussi täglich davon satt werden könnten. Abgesehen vom Fleisch, das, wie erwähnt, fast immer am Stock gebraten wird, werden weitaus die meisten Gerichte gekocht oder gedämpft, nur sehr wenige mit Fett oder Öl gebacken, wie z. B. in der palmölreichen Tanganikagegend.

Von besonderen Speisevorschriften der Barundi habe ich eine Reihe der mit dem Totemismus und mit religiösen Vorstellungen zusammenhängenden Speiseverbote in Erfahrung gebracht (s. S. 103). Im übrigen fällt auf, daß man nie Erwachsene beim Essen sieht. Sie nehmen die Mahlzeiten stets in den Hütten ein, der Mann zusammen mit seinem Weib, aber gesondert von den Kindern, und überrascht man einmal jemand beim Essen, so hört er auf und geht weg, da es ihm in Gegenwart Fremder „nicht bekommen“ würde. Auf Reisen ist es natürlich etwas anders. Da entbindet der Zwang der äußeren Umstände oft von solchen Rücksichten; aber gewissenhafte oder streng gewöhnte Menschen, wie die meisten Batussi, halten sich auch auf Reisen so streng an die Sitte, daß sie lieber hungern als von jener abweichen. So hatte ich z. B. bei der Besteigung des Karissimbi zwei junge Batussi als Führer, die trotz der großen körperlichen Anstrengung alles, was ich ihnen zum Essen anbot, zurückwiesen und zwei Tage lang keinen Bissen zu sich nahmen, weil sie nicht ihren vorgeschriebenen Brei und Milch hatten; auch von meinen Karawanenleuten nahmen sie nichts an.

## Schmuck, Kleidung, Waffen

Der Körperschmuck der Barundi ist sehr dürftig. Um die Knöchel und über dem Handgelenk tragen Männer und Weiber dünne Drahtringe aus Kupfer oder Eisen, oder Darmsaiten, die mit feinem Draht umwickelt sind, seltener auch einmal einen dicken Eisenring um das Handgelenk; um den Hals aber namentlich die Männer ein in Ruanda unbekanntes Schmuckstück: einen dreieckigen fingerdicken Ausschnitt aus einer weißen Muschel (ikiresi), das an einer Schnur hängt und meist aus Anjamwesi eingeführt wird (Nr. 19, S. 406), wo man es ebenfalls an den Männern sieht. Desgleichen trägt man einen geschliffenen Wildschwein- oder Flusspferdzahn an einer Schnur am Hals (Taf. 33). Häufiger sind heutzutage einfache Perlkettchen aus kleinen bläufarbenen oder weißen europäischen Perlen, seltener Schnüre mit aufgereihten kleinen spindelförmigen Holzstücken, in die mosaikartig Messing oder Kupferplättchen eingelegt sind, oder mit allerlei Wurzelstücken, Tierkrallen, Ziegenhörnchen usw. als Amuletten (s. S. 132). Auch kleine kupferne oder eiserne kegel- oder glockenförmige Anhängsel werden oft in großer Zahl um den Hals getragen (umuhare, Textbilder 3 u. 4). Ein bloßes Schmuckstück ist oft auch der dicke scheibenförmige Holzring (ikirinsi), den viele Barundi um das Handgelenk tragen, um dieses gegen das Zurückschneiden der Bogensehne beim Schießen zu schützen (s. S. 34 und Taf. 11, 12b, 13, 30a). Trotz seiner Größe von 20 bis 25 cm Durchmesser und trotz der feinen Gliederung der ihn tragenden Barundihand wirkt dieser Scheibenring doch nicht plump, weil er sehr elegant geformt und oft



Fig. 3. Kupferne kegelförmige Anhängsel, Halsschmuck und Amulett, mit „Medizin“ gefüllt.  
(Museum für Völkertunde, Berlin.)

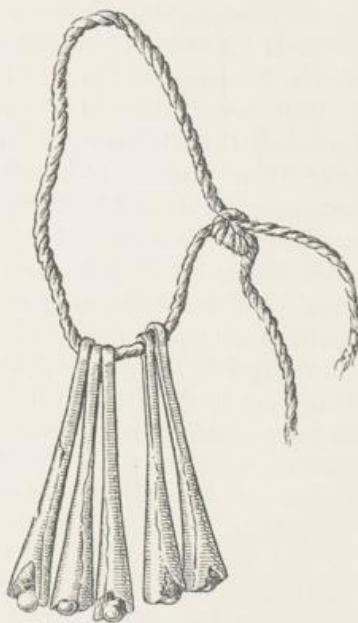


Fig. 4. Eiserne Blöckchen als Halsschmuck.  
(Museum für Völkertunde, Berlin.)

mit verschiedenen linearen Messing- oder Kupferornamenten ausgelegt ist (Taf. 42, 43). Der seitliche Einschnitt, durch den die Scheibe auf das Handgelenk geschoben wird, ist mit  $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$  cm so schmal, daß man nicht begreift, wie sich ein Männerhandgelenk hindurchzwängen kann. Ein Rangabzeichen der Vornehmen oder ein nur ihnen eignes wertvolles Amulett ist eine pflaumengroße, aus Fruchttern geschnitzte glatte Kugel, die an einem um den Hinterkopf laufenden schmalen Fellstreifen mitten auf dem kahl rasierten Scheitel getragen wird. Oft wird gleichzeitig ein zweiter solcher Fellstreifen, aber ohne Kugel, vom Hinterkopf über die Mitte der Stirn gelegt. Ich habe diese Schmuckform nie an Bahutu und gewöhnlichen Batussi gesehen, sondern nur an Mitgliedern der Königsippe (Baganwa) und an Großbativalen (s. Taf. 11, 13, 14).

Die Haartracht der Barundi ist sehr einfach. Vor Jahren war sie, nach den Berichten früherer Reisender, viel mannigfaltiger; heute rasiert sich die große Mehrzahl das Kopfhaar glatt ab. Dazu dient ein kurzes Schabmesser ohne Stiel, nachdem das Haar bloß mit warmem Wasser etwas geschmeidiger gemacht ist. Viele lassen auch einen kleinen runden Haarbüschel auf dem Scheitel stehen, seltener einen Haarrest



Fig. 5. Hölzerner Kamm zum Haarsträhnen.  
(Museum für Völkertunde, Berlin.)

in anderer Form. Die Kinder laufen häufig in langen „Pudellocken“ herum und sehen dann aus wie Galla- oder Somalkinder (Taf. 12b, 16a). Die Weiber und Mädchen sind gewöhnlich glatt rasiert. Wenn sie Haare tragen, strähnen sie es mit hölzernen Kämmen (Textbild 5). Die Männer rasieren auch

den Bart; Achsel- und Schamhaare werden von den Batussi entfernt, wogegen sie bei den Bahutu stehenbleiben, aber sehr spärlich sind. Sehr selten sieht man an einem Murundi die beiden schief über den Kopf laufenden aufgesträubten Haarraupen, die für die Banjaruanda Nationaltracht sind.

In beiden Ländern ist aber den Batussi gemeinsam die Pflege der Haut mit verschiedenen kosmetischen Mitteln. Am gebräuchlichsten ist das Einreiben mit halbflüssiger Butter. Der weitaus größte Teil der Butterproduktion wird hierzu verwandt, und oft wird dieser Hautsalbe etwas rohe Lateriterde und der Saft von wohlriechenden Pflanzen zugesetzt. Wer keine Rinder und somit keine Butter hat, wie die große Menge der Bahutu, kann sich auch nicht einbuttern. Wenn die Salbung täglich frisch ist, ist die Sache ganz appetitlich und hübsch, aber wenn, wie sehr häufig, die Butter ranzig wird und sich dazu der Schweißgeruch und der Muff von rauchigen Hütten und Viehställen mischt, stinken die Kerle so intensiv, daß man sie in dunkler Nacht auf 10 Schritt wittern kann. Ich muß aber zur Ehre der Barundi sagen, daß sie sich gern baden, wenn sie reichlich Wasser haben, also beim Wasserschöpfen an den Quellen, beim Passieren von Bächen und ähnlichen Gelegenheiten. Rinder und zuweilen auch Erwachsene schmieren sich mitunter das Haar, den Schädel oder andere Körperteile, manchmal auch den ganzen Körper, mit einer hellgrauen Farbschicht ein, die aus Ton oder Asche oder den in den Steppen häufigen mergeligen Excrementen von Raubtieren hergestellt wird. Es ist kein Festschmuck, wie oft die Bemalung bei Erwachsenen (s. S. 67, 127), sondern es soll die Haut von kleinen Schmarozern befreien und glatt machen.

Tätowierung (urusago) habe ich in Urundi viel seltener beobachtet als in Ruanda

und in Uha. Und zwar nur in Form von Ziernarben, nie von flacher Farbtätowierung. Auch in Urundi sind vorwiegend Batussi tätowiert, und wie in Ruanda sind es die Außenseiten der Oberarme, die beiden Brusthälften von der Schulter bis in die Nabelgegend und beide Rückenhälften von der Schulter bis in die Gürtelzone, über die sich die Tätowierungsmuster ziehen. Diese sind wie in Ruanda in der Hauptsache fingerlange Halbmonde, die in größerer Zahl aneinandergereiht und meist zu 2 und 2 durch einen dritten, in die offene Sichel-



Fig. 6. Messer zum Tätowieren und Aderlassen.  
(Museum für Völkertunde, Berlin. N. 6543 a.)

in die offene Sichel-

Halbmond miteinander verbunden sind, so daß im ganzen ein fettenartiges Muster entsteht (Textbild 7). Jeder Strich besteht aus vielen kleinen parallelen Schnittchen, die mit einem Messer (Textbild 6) eingeritzt und durch Einreiben von Asche und Euphorbiensaft zum Aufschwellen gebracht werden, so daß sie schließlich eine verdickte, bis 1 cm über die Hautfläche vortretende Narbe bilden. Das Tätowieren besorgen heilkundige Ärzte. Andere Muster bestehen aus Zickzacklinien, aus bandförmigen parallelen Linienreihen, die wie breite Hosenträger über die Schultern laufen, oder aus knopfartigen Narben, die wie dicke Impfnarben auf dem Oberarm und in der Brustfurche aneinandergereiht sind. Andere, unregelmäßige Narbengruppen sind nicht schmuckhafte Tätowierung, sondern Einschnitte gegen lokale Körperschmerzen oder Wundmale aus gewaltsamen Verletzungen.



Fig. 7. Narbentätowierung eines Murundi.  
(Skizze von Hans Meyer.)

Daß diese Tätowierung ursprünglich nur den Batussi eigen gewesen und von den Bahutu und Batwa erst den Batussi nachgeahmt worden sei, wie M. Weiß (Nr. 33, S. 93) angibt, ist mir nicht wahrscheinlich. Das Tätowieren dieser Art ist vielmehr den hamitischen Völkern Afrikas fremd, aber bei den Bantu der oberen Nil- und Kongoländer sowie der westlichen und südlichen Victoriaseegebiete, den Bassuwi, Basindja, Baha, Wassumbwa usw. — die Basiba tätowieren sich nicht, nach S. Kehse — sehr verbreitet, so daß viel eher an eine Übertragung von den Bantu und Niloten auf die Batussi und an ihre weitere Ausbildung durch die Batussi gedacht werden kann. Die Tätowierungen der Somal, Galla, Massai usw. sehen ganz anders aus. Einen Hinweis auf die Zusammenhänge gibt die Mitteilung S. S. Johnstons, daß die nämliche halbmondförmige Narbentätowierung, von der er auch eine Photographie abbildet (Nr. 17, Bd. 11, S. 569), sich auch bei den Bakonjo, der wohl

ältesten Banturasse in Anjoro, Toro, Ankole findet, während die große Masse der Banjoro, des Hauptmischvolkes von Bantu, Nilnegern und Bahima in Anjoro, sich nicht tätowiert.

An Frauen und Kindern habe ich in Urundi keine Tätowierung beobachtet. Über die Bedeutung der Muster war nichts Bestimmtes zu erfahren. Daß sie Rindshörner vorstellen sollen, wie ein Missionar meint, möchte ich bezweifeln.

„Schmückende Verunstaltungen“ der Ohren (Ohrklöße), der Nase (Nasenpflöcke), Lippen (Pelele), Zähne (Kerben oder Feilen) oder anderer Körperteile gibt es in Urundi weder bei den Batussi noch bei den Bahutu, also wie in Ruanda, aber die Batwa spitzen die beiden oberen Schneidezähne zu. Auch ist weder Beschneidung bei beiden Geschlechtern noch Deformation des Schädels u. dgl. üblich. Erst wenn man vom Zwischenseenplateau nach West, Ost, Nord oder Süd hinabsteigt, trifft man wieder auf Völker mit Körperverunstaltungen.

Urundi ist immer noch das Land der Rindenstoffkleider (impusu). Abgesehen von den peripherischen Landschaften im Südosten, Süden und Westen, wo der Fremdhandel, für den das übrige Land bis vor kurzem gesperrt war, Baumwollstoffe heranzubringen kann, ist ein Stück „Amerikani“ oder eine baumwollene Decke als Kleidung in Urundi immer noch eine Seltenheit. Erst in jüngster Zeit kommt durch die relativ wenigen zugelassenen Wanderhändler, durch die Missionen und die durchziehenden Beamten- und Militärkarawanen mehr Baumwollzeug ins Land und wird von den Eingebornen begierig aufgenommen. Zu Zeiten des Königs Kisabo aber verboten die Häuptlinge das Tragen von Baumwollstoffen aufs strengste, denn sie vermuteten sehr richtig, daß mit dem Hereinkommen fremder Händler und Handelswaren auch bald andere Einflüsse eindringen würden, die ihrer Selbstherrlichkeit Abbruch tun könnten.

Neben den vorherrschenden Rindenstoffen werden auch Ziegenfelle (ikikoba, urusato) als Lendenschurze getragen, die Fellseite nach innen, und zwar als alleiniges Kleidungsstück von den Kindern, den Armen und meist auch den Batwa (Taf. 7). Auch in Nordost-Urundi, in der Landschaft Bugusi, werden viel mehr Umhänge aus Fell als aus Rindenstoff getragen (Nr. 8, S. 61). Die Weiber tragen in ganz Urundi außer dem Lendenschurz aus Fell oder Rindenstoff noch ein an einer Ecke zusammengeknotetes vierseitiges Fell- oder Rindenstoffstück um den Oberkörper, in dem hinten das jüngste Kind zu sitzen pflegt, und die Männer einen größeren, togaartigen Überwurf, der über den Schultern geknotet wird und bis über die Knie herabfällt. Oft wird die Verknotung auf den Schultern durch ein paar große Quasten aus trockenem Bananenbast geschmückt, die wie ein paar riesige Majorsepauletten aussehen (Taf. 11a, 14a).

Das Rindenzeug (impusu) — Stuhlmann nennt es „Bastfilz“ (Nr. 32a, S. 35) — hat vor den Fell- und Baumwollstoffen den Vorzug, daß es sehr leicht, warm, weich und durchlässig ist; aber die Herstellung erfordert Arbeit, und da es sich bei längerem Tragen auffasert, wird es bald löcherig und ausgefranst und sieht dann sehr schäbig aus (Taf. 9, 13a). Dazu kommt die meist sehr unfreundliche dunkelgraue Färbung. Von Natur ist es braun. Selten wird es mit Laterit oder Pflanzenfästen rot gefärbt (Trauergewand) oder auf dem natürlichen rotbraunen Grund mit schwarzen spindel- oder blattförmigen oder kreisrunden Ornamenten verziert. Gewöhnlich wird es mit Holzasche oder Tonschiefer oder Sumpfschlamm dunkelgrau gefärbt und sieht dann sehr trist aus. Wenn eine größere so gekleidete Menschenmenge beisammensteht, vereinen sich

die vielen schwarzbehangenen Gestalten mit den blank rasierten Schädeln und den von jedermann getragenen blisenden Speeren zu einem überaus eindrucksvollen Gesamtbild von tiefem Ernst. Dieselbe einfache Färbemethode finden wir auch im nördlichsten Verbreitungsgebiet der Bahima, in Anjoro, wieder, von wo Vandeleur schreibt: „Die Wanjoro (im Hochland von Süd-Anjoro) machen die nämlichen Rindenkleider wie die Waganda und färben sie schwarz, indem sie sie einen Tag lang in den Schlamm eines Sumpfes stecken.“ (Nr. 9, S. 377.)

Einen Unterschied der Kleidung zwischen Batussi und Bahutu gibt es nicht, ebensowenig eine besondere Tracht für einen besonderen Stand oder Beruf. Der Mutwa und der Ruhutu, der Mutussi und der Muganwa, der Großhäuptling und der König: sie alle kleiden sich in denselben unansehnlichen schwarzgrauen Impusu aus Baumrinde. Gemeinsam ist allen auch, daß sie in dem Innern der Hütten und bei der Feldarbeit das lange Übergewand als hinderlich ablegen.

Der Stoff wird aus den Rinden mehrerer Ficus-(Urostigma-)Arten, hauptsächlich des Ficus chlamydodora Warb. oder Ficus Schimperii Hochst., in derselben Weise wie in den noch Rindenzeuge tragenden Gegenden Ruandas hergestellt. Da aber in Urundi viel mehr Rindenstoff gebraucht wird als in dem schon stark mit Baumwollstoffen versehenen Ruanda, werden hier auch weit mehr Ficusbäume bei den Hütten angepflanzt als dort, oft wie ein dörflicher Obstgarten neben den Gehöften. Schon aus diesem Grunde macht die Urundilandschaft einen freundlicheren, abwechslungsreicheren Eindruck als das meist nur grasige Ruanda. Fast jede Hüttengruppe liegt im Schatten eines kleinen frischgrünen Ficusbaumes. Auch der Rundzaun der Gehöfte besteht zum Teil aus Ficusbäumen, die als natürliche Pfähle dem Flechtwerk des Zaunes festen Halt geben. Nach v. d. Burgt soll der Ficus chlamydodora erst vor zirka 60 Jahren in Urundi eingeführt worden sein und jetzt nur kultiviert dort vorkommen. Ich glaube ihn aber auf den Randbergen im Nordwesten wild bemerkt zu haben.

Wenn der Baum etwa armdick geworden ist, wird er zum ersten Male entrinde. Zu diesem Zweck wird der Stamm im Abstand von  $\frac{1}{2}$  bis 1 m mit zwei Horizontalschnitten umringelt, beide Schnitte durch einen vertikalen Längsschnitt verbunden und die so angeschnittene Rinde als ein langes Rechteck ohne Mühe abgelöst. Das nackte Stammstück wird mit Butter beschmiert und mit Bananenblättern umbunden, worauf unter dem am Holz ausschwitzenden Harz die Rindensubstanz von den Schnittflächen her sich wieder völlig ergänzt, und die Wunde zuwächst. Zwei Jahre später kann der Baum wieder von neuem beschnitten werden. Das abgeschnittene Rindenstück wird erst mit dem Messer von der rauhen äußern Borke befreit, dann über einen am Boden liegenden Baumstamm gelegt und mit einer kurzen, vielfach gekerbten Holzkeule (Taf. 36, 37) so lange auf beiden Seiten geklopft, bis es weich geworden ist. Darauf wird der noch darin sitzende Saft ausgerungen wie aus einem Waschlappen, das Stück ausgebreitet an der Sonne getrocknet und schließlich mit anderen Stücken durch Bananenbastfaden und Pfriemen zu einem so großen Gewand zusammengenäht, wie man es für einen Hüftschurz oder einen Mantel braucht (Nr. 19, S. 279). Das Rindenzeug wird ausschließlich von Männern und fast nur für den eigenen Haus- und Familienbedarf hergestellt, doch gibt es in Ruanda auch besondere „Fundi“, die das Zeug gewerbsmäßig für andere machen und verkaufen. Die Frauen besorgen nur das Ausschmücken ihrer Gewänder mit eingeflochtenen Kanten oder Lizen, während die Männer an

ihren Gewändern auch den Schmuck der Troddeln und Schulterquasten anbringen (Taf. 11a, 44, 45). Sogar der König Kisabo betrieb diese Beschäftigung gern in seinen Mußestunden; und das gleiche wird vom mächtigen Häuptling Lusabiko in Ost-Urundi berichtet: „Wir fanden den Häuptling damit beschäftigt, Franzen aus feinem trockenen Gras herzustellen, um sein Rindengewand damit zu schmücken. Niemand würde in dem schlichten Neger, der da am Boden hockend Franzen flocht, den großen Lusabiko vermutet haben, dem ein Viertel des schönen Urundilandes zitternd zu Füßen liegt“ (Nr. 14, S. 214).

Es ist anzunehmen, daß die Batussi als Hirtenvolk ursprünglich Gewandstücke aus Rinds- oder Büffelhaut getragen haben, wie heute noch mehrere Hirtenstämme Ostafrikas, z. B. die Massai und Wandorobbo. Aber seitdem sie sesshaft geworden sind, haben sie von den unterjochten Bahutu neben manchen anderen Dingen auch deren Rindensstoffe angenommen. Nur im Festgewand, bei Kriegstänzen und anderen Feierlichkeiten, kommt die sorgfältig und geschmackvoll präparierte Fellkleidung nebst Leopardenfellschurz zum Vorschein (s. S. 124, 126); dazu allerlei Schmuck (Taf. 11b, 12a, 31, 32).

Eine Kopfbedeckung haben weder Männer noch Weiber. Brennt die Sonne zu heiß oder regnet es, oder will man den Kopf aus einem anderen Grunde schützen, so zieht man einen Zipfel des Gewandes über den kahlen Schädel. Ein Stirnband aus Maisblättern tragen mitunter die Weiber als Zeichen junger Mutterschaft; zwei schmale Stirnstreifen aus Bananenrinde als Frauenzeichen. Beides auch in Ruanda.

Eine besondere Bekleidung der Schamteile oder Füße gibt es nicht. Bei den Männern wird der Penis oft sichtbar, wenn sie nur die Toga tragen, aber ihr Schamgefühl wird dadurch nicht verletzt. Die Weiber haben meist auch die Brüste durch das Oberkleid verhüllt, entblößen sie aber ungeniert, wenn sie aus irgendeinem Grunde das Gewand ablegen oder wechseln. Kinder vor der Pubertät gehen gewöhnlich ganz nackt (Taf. 16) oder mit einem schmalen Schurz aus Bananenbast (Taf. 38).

Die Barundi sind wirklich ein „Volk in Waffen“, weit mehr als die Banjaruanda, bei denen die große Menge der Bahutu unbewaffnet einhergeht und auch die Batussi viel öfters als den Speer nur den langen Stab tragen, der freilich durch Aufstecken einer Speerspitze schnell zur Waffe gemacht werden kann. Desgleichen sieht man häufig Barundi mit dem spitzenlosen Holzschafte umherwandern, wenn sie ihre friedliche Gesinnung dartun oder wenn sie die Eisenspitze gegen Abnutzung oder Verrosten schützen wollen, aber fast immer führen sie die eingewickelte Speerspitze bei sich, und nie entfernen sie sich weit vom Gehöft zum Viehhüten, zur Feldarbeit, zu Besuchen, ohne daß von mehreren Leuten nicht wenigstens einer oder zwei mit Speer und Bogen bewaffnet sind. Ein Murundi, der etwas auf sich hält, läßt sich nie ohne Speer sehen; er würde sich ohne ihn für „nicht angezogen“ halten. Auch die Knaben tragen schon Speere. In der Regel werden die beiden gebräuchlichen Waffen, Speer und Bogen, zusammen getragen, der Speer in einer, der Bogen und 2—4 Pfeile in der anderen Hand.

Die Speere (itschjumu) unterscheiden sich wenig von den Ruandaspeeren und variieren auch etwas in den Formen der Spitzen, wie dort (Taf. 39, 40). Meist hat das Blatt eine starke, zugespitzte Mittelrippe, die es sehr elastisch und widerstandskräftig macht und dem Speer sozusagen vier Schneiden gibt. Neben der Mittelrippe sind zwei Blutrinnen eingetieft, die dem Vantuspeer gewöhnlich fehlen. Spitze und Schuf haben eine Düse zum Einstecken des Schaftes. Dieser ist ein 2 bis

3 m langer, stark daumendicker Stock, meist ganz gerade, gut gerundet und glatt abgerieben, wie poliert. In Anbetracht der äußersten Armut Urundis an Bäumen und großen Sträuchern ist die Güte der Lanzenhäfte erstaunlich. Einfuhr von Stangenholz für die Speere gibt es nicht aus den Nachbarländern. Viele Speerschäfte sind Familienstücke, die sich aus holzreicherer Zeit her auf die Gegenwart vererbt haben, und andere werden aus dem Holz des angepflanzten Rindenstoff-Fikus gemacht, der schöne gerade Äste treibt, wenn man ihn nicht viel beschneidet. Ärmere Leute und Kinder haben meist Speere mit minderwertigen, etwas gebogenen oder knorrigen Schäften. Die Spitzen und Schuhe der Speere werden von besonderen Schmieden (s. S. 77) entweder aus dem in Urundi selbst gewonnenen Eisen oder aus den vom Kongo (Uwira) oder aus Usindja eingeführten Eisenhacken (s. S. 83) verfertigt. Die übrige Arbeit an der Herstellung seines Speeres tut jeder Murundi selbst.

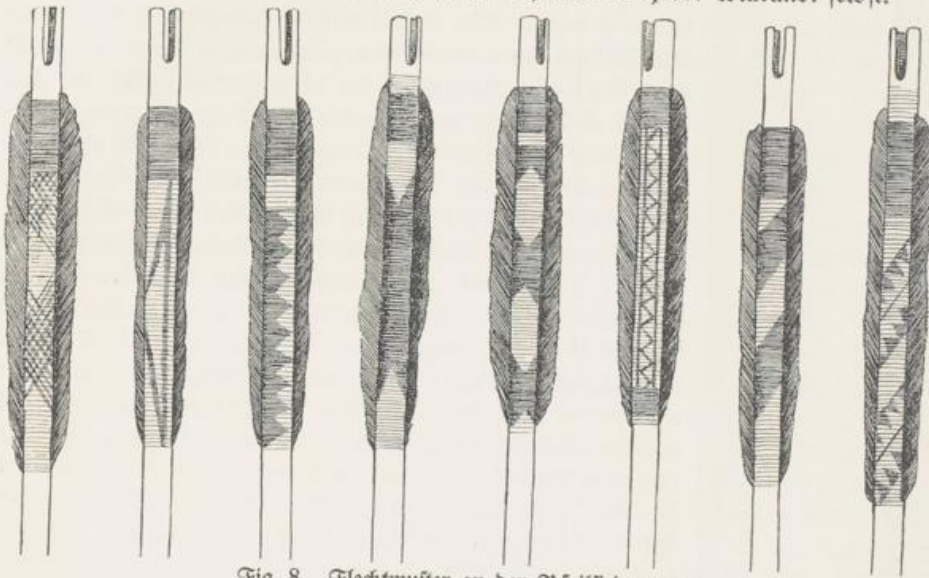


Fig. 8. Flechtmuster an der Pfeilfederung.  
(Museum für Völkertunde, Berlin, Nr. 5274.)

Der Speer ist hauptsächlich Stoßwaffe und Verteidigungswaffe. Geworfen wird er nur, wenn man aus nächster Nähe seines Zieles sicher ist, da der Verlust dieses kostbaren Besitzes nicht riskiert werden darf. Wurffschlingen zum Schleudern der Speere gibt es nicht.

Die Unzertrennlichkeit des Murundi von seiner Lanze, die Möglichkeit, sich jederzeit auf den langen Speerstock zu stützen, bestimmt die Körperhaltung des Murundi, wie des Munjaruanda, in Ruhestellung sehr charakteristisch. Er umfaßt den aufrechten Stock mit halb emporgerectem Arm, so daß die Hand ungefähr in Gesichtshöhe liegt. Je nachdem beim Anfassen die Handfläche nach innen oder nach außen gekehrt ist, läuft der Stock entweder zwischen Brust und Ellenbogen zum Boden oder an der Außenseite des Ellenbogens entlang. In beiden Fällen lehnt sich der Körper voll gegen die etwas schief nach außen stehende Stütze, wobei das „Standbein“ gestreckt wird, das der Stütze benachbarte „Spielbein“ aber über das Standbein in Kniehöhe leicht übergeschlagen wird, so daß es nur mit dem äußeren Sohlenrand den Fußboden

Sans Meyer, Die Barundi.

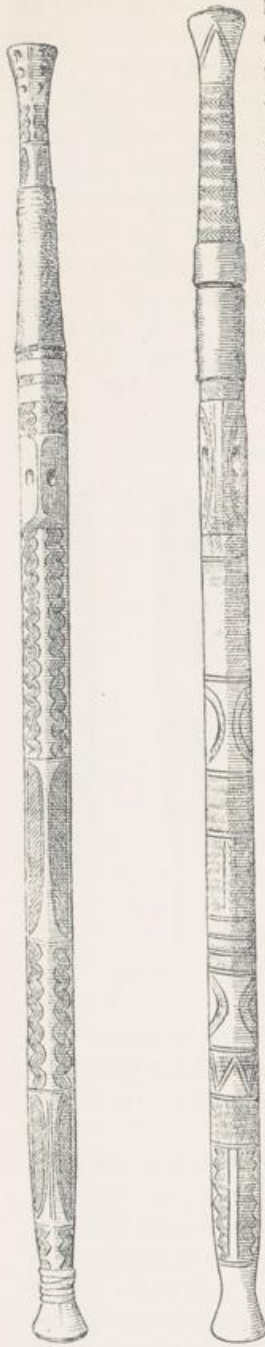


Fig. 9.

Messer mit ornamentierten Holzsheiden.  
(Museum für Völkertunde,  
Berlin, Nr. 2466, 3881.)

berührt (Taf. 9b). Viel seltener sieht man, daß der Fuß des Spielbeines gegen das Standbein gestemmt wird, wie es die Obernilneger und auch die Massai häufig tun. Die Linienführung dieser Körperhaltung der Barundi in Ruhestellung ist oft von überraschender Schönheit. Eine größere Zahl so dastehender Männer ist wirklich „ein Bild zum Malen“.

Die eigentliche Angriffs- und Kampfswaffe ist der Bogen mit den Pfeilen. Die Bogen (umuheto) haben die schlichte Form der meisten ostafrikanischen Bogen und sind ziemlich gute Waffen (Taf. 41). Die Sehne ist gewöhnlich aus Rindersehne gemacht. Zusammengesetzte Bogen wie bei den Bugoje-Batwa gibt es bei den viel mehr vernegerten Batwa Urundi nicht. Die Pfeilspitzen (umwampi) sind weder mit Widerhaken versehen noch gelappt und stecken vermittels eines Dorns im Holzschaft, der oben umwickelt ist; am Fuß sind sie einfach gesiedert. Die Fiederung aber ist oft in hübsch gemusterte Rohrumwicklung eingebunden (Textbild 8). Niemals werden von den Batussi und Bahutu die Pfeile vergiftet, wohl aber von den Batwa (Nr. 19, S. 246). Daß die den Bogen haltende linke Hand durch dicke hölzerne scheibenförmige Armringe (ikirinsi) gegen den Rückschlag der Sehne geschützt wird, wurde schon oben erwähnt (s. S. 27 und Taf. 30a). Das Bogenschießen ist auch bei den Barundi nicht ein Schießen aus langem Stand und mit genauem Zielen, sondern vielmehr ein rasches, heftiges Abschneiden des Pfeiles gegen das Ziel aus dem Gefühl heraus, wie beim Wurf mit der Steinschleuder (die es in Urundi nicht gibt). Sie treffen aber den Mann auf 30—40 Meter ziemlich genau (Taf. 30). Die Mehrzahl der Pfeile ist Fabrikat der Batwa. Die Pfeile werden zuweilen in hübsch geschnittenen hölzernen Köchern (umutano) aufbewahrt, die an beiden Enden mit übergreifenden Deckeln versehen sind (Taf. 41, 42), aber sehr selten sieht man einen Köcher am Arm oder Rücken eines Murundi, meist nur in den Hütten.

Die bis  $\frac{1}{2}$  m langen schwertartigen Messer (imbugita) der Barundi sind keine eigentlichen Waffen, sondern Werkzeuge des täglichen Gebrauches, die nur gelegentlich als Waffe mit benutzt werden (Taf. 43). Das Messer hat zwei parallele Schneiden und ist vorn nur wenig zugespitzt. Es ist mit seiner ganzen Breite in einen sanduhrförmigen Holzgriff eingelassen und steckt in einer hölzernen Scheide (uruwati), die aus zwei dünnen, durch mehrere Umwicklungen miteinander verbundenen Brettchen gefertigt ist. Die Scheide wird oft wie der Köcher durch eingeschnittene Halbmonde und Zickzackmuster verziert (Textbild 9). Die Messer werden wie ein Wehrgehänge an einem von der rechten Schulter zur linken Hüfte laufenden Riemen getragen. Die häufigeren viel kleineren, 10—15 cm langen

Messer dagegen, die ebenso geformt sind und zu kleineren Schneidarbeiten dienen, trägt man an einer Schnur entweder um den Hals oder am linken Oberarm. Hübsch mit feinem Kupferdraht umwickelte Messer gibt es nur im westlichen Nieder-Urundi am Tanganikasee, wo sie kongolefischer Einfluß sind und von den Wawirasmiedern hergestellt werden (Nr. 19, S. 133). Im eigentlichen Hoch-Urundi sind die Bahutu- und namentlich die Batwaschmiede die Messerlieferanten.

Recht selten sind in Urundi die einst allgemein verbreiteten Schlagkeulen (uwuhiri) geworden; sie sind von der vormaligen Waffe zum Paradedstück oder zum Spielzeug der Männer herabgesunken, wie bei den Massai und den Wadschagga. Sie bestehen aus einem zirka  $\frac{1}{3}$  m langen, schön geglätteten Stück Hartholz, das am Kopf drei- oder vierkantig zugeschnitten ist und am Handende etwas verdickt ausläuft.

Noch viel seltener sind die Schilde (ingabo). Sie haben die Bedeutung als Schutzwaffe gänzlich verloren und sind wie in Ruanda ein bloßes Häuptlings- oder Familienemblem (vielleicht Clanabzeichen) geworden (Taf. 44). Der König besitzt mehrere, jeder Häuptling und seine Leibgarde je einen, die verschiedene Bemalung haben. Die Batwa haben keine Schilde und dürfen keine führen. Der bis  $\frac{1}{2}$  m breite runde Schild ist aus Holz geschnitten, hat einen hölzernen Griff und ist mit weißen und roten Kreissegmenten verschiedener Art bemalt. Auch gibt es solche, die mit Rohr umflochten sind (s. S. 80—81 und Taf. 53), und gleichgestaltete aus Rindschale, die noch seltener sind. Dieselbe Form und Ornamentierung der hölzernen Schilde und Köcher kehrt sowohl bei den nördlichen Bahima in Ruanda als auch bei den südlichsten in Ufipa wieder (vgl. Abbildung bei Nr. 47, S. 76).

Zur kriegerischen Ausrüstung des Murundi gehört schließlich noch der Kriegsschmuck. Wenn die Leibgarden des Königs oder des Häuptlings, die, wie wir später sehen werden (S. 87), die eigentlichen Kriegführenden sind, ins Feld ziehen, werden sie mit einem Schurz aus weißgegerbtem Antilopen- oder Schaffell (inkindi) uniformiert und bemalen sich den Schädel, das Gesicht und den Oberkörper mit allerlei weißen und roten Linien und Ornamenten, die ihnen ein erschreckendes wildes Aussehen geben (Nr. 19, S. 277). Auch bei den Kriegstänzen wird jener uniforme Fellschurz getragen, also ganz ähnlich wie in Ruanda, wo zur Uniform noch andere Schmuckstücke, wie Kopfspus und Fußrasseln, hinzukommen. Dieselbe Art des Kriegsschmuckes wie hier und in Ruanda haben auch die Bahima in Ufipa (vgl. Bild bei Lechaptois, Nr. 47, S. 61).

Von alten Steinwaffen als Resten einstiger, untergegangener Kulturen (s. S. 151) ist in Urundi auch bei den Batwa, dem ältesten Volkselement, nichts oder nichts mehr in Gebrauch; ebensowenig wie in Ruanda.

## Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau, Genußmittel

### 1. Jagd und Fischerei

Die Jagd (uwuhisi) spielt im Dasein der Barundi eine nur geringe Rolle, denn in einem so stark bevölkerten und fast ganz abgeholzten Land, wo man, wie in den Burenländern, der Viehhaltung und Viehweidung wegen das Wild systematisch ausgerottet hat, gibt es nur noch wenige jagdbare Tiere. Am häufigsten dürfte noch der hauptsächlich in den schmalen Buschdickichten der tiefen Bachtäler lebende Buschbock (Tragelaphus), ferner die Schopfantilope, Gazelle und Simela-Antilope sein. Von anderen großen jagdbaren Tieren kommt gelegentlich der Elefant in den dünn bewohnten Gegenden, in den menschenleeren Wäldern des westlichen Randgebirges und in der Ruffissiniederung vor, häufig ist aber noch das Flusspferd, das in allen größeren Strömen und Sümpfen Nahrung und Schutz findet. Leoparden gibt es überall, am meisten in Nordost-Urundi.

Selten jagt (kuhiga) der Murundi mit der Waffe für sich allein. Zuweilen jedoch werden von den Häuptlingen Treibjagden von 10—20 Personen veranstaltet, die freilich viel mehr Sport als Weidwerk sind und nur den einen praktischen Zweck haben, Antilopenfelle für die obenerwähnte Kriegstracht und Gehörne für Trompeten und für Amulette zu verschaffen. Das Fleisch der gejagten Tiere wird als unrein von den Batussi und den Bahutu nicht gegessen, sondern den Batwa oder den Hunden gegeben, die bei jeder Treibjagd wesentlich mitwirken. Jagdhunde in unserem Sinn können diese Hunde (s. S. 48) kaum genannt werden, denn sie tun weiter nichts als das Wild aufstöbern und verfolgen; es ist der gewöhnliche Murundihund mit aufrechtstehenden Ohren. Eine wirkliche große Meute von Hunderten für die Jagd hatte der alte König Kisabo. Die Hunde tragen ein Lederhalsband mit einer eisernen Schelle oder Rassel, deren Klirren und Klappern das Wild aufscheucht, und werden so lange an der Leine geführt, bis die Jäger das Gelände, wo Wild vermutet wird, in einem weiten Halbkreise umstellt haben. Nun werden die Hunde ins Dickicht losgelassen, und bald scheuchen sie mit ihrem Schellengerassel das Wild auf und stellen es schließlich durch gemeinsamen Angriff, so daß die Jäger hinzulaufen und das Tier mit Pfeilschüssen oder Speerstichen töten können (Nr. 19, S. 100).

Viel bessere Jäger sind erklärlicherweise die vorwiegend von der Jagd lebenden Wald-Batwa, die meist zu zweien zu jagen pflegen. Vor allem ist die Elefantenjagd in den Wäldern des nordwestlichen Randgebirges lediglich ihr Werk. Hierzu wie zur Erlegung anderen großen Wildes, z. B. der Flusspferde, benutzen sie tiefe Fallgruben (itschjoko), die sie auf den Wechsellagen der Tiere anlegen. Auf dem Grund der steil-

wandigen, bis 8 m tiefen Gruben pflanzt man aufrecht stehende spitze Pfähle ein, die das einbrechende Tier verwunden oder töten sollen, und bedeckt das Loch sorgfältig mit Ästen und Laub. Ein hineingestürztes Stück Wild, das noch lebt, wird mit Speerspitzen getötet. Höchste solide Fallen bauen die Eingeborenen zum Fang der Leoparden, des schlimmsten Feindes ihres Kleinviehes, indem sie innerhalb eines engen, niedrigen, durch einen starken Palisadenzaun führenden Ganges einen schweren steinbeladenen Balken aufhängen, der durch Berührung einer Schnur ausgelöst wird und herabstürzt (Taf. 24b). Innerhalb des Zaunes wird neben dem engen Gang eine Ziege angebunden, und der Leopard, der zu dem schreienden Tier durch den Gang einzudringen sucht, wird durch den niederfallenden Balken erschlagen. Alle Leopardenfelle müssen an den König abgeliefert werden, der allein das Recht hat, sich und seine Sippe mit Schurzen von Leopardenfell zu kleiden.

Sehr geschickt sind die Batwa im Aufstellen von Schlingen (uschiwuka), in denen sie große Vögel und kleine Säugetiere fangen. Auch die Leimrute zum Fang kleiner Vögel ist ihnen nicht unbekannt; sie üben eine Art Sport damit aus, indem sie im Dickicht sich leise an sitzende Vögel anschleichen und die Tierchen plötzlich mit der Rute berühren, so daß sie daran kleben bleiben. Eigentümlich ist auch ihre Art, Frankoline und Perlhühner zu fangen. Sobald es abends dunkel geworden ist, zieht der Jäger mit einer glimmenden Grasfackel in die Steppe, wo er solche Scharrvögel gespürt hat. Neugierig nähern sich die Tiere dem Feuer. Sowie aber der Mann eins bemerkt, legt er die Fackel neben sich, schleicht vorsichtig ausbiegend auf den Vogel, dessen Aufmerksamkeit auf die Fackel gerichtet ist, zu und erschlägt ihn mit einem Stockhieb. In allen diesen Fällen wird natürlich das Fleisch der gejagten Tiere verzehrt, denn die Wald-Batwa leben hauptsächlich von der Jagd und sind keine Kostverächter.

Die Batwa des inneren Urundi sind es auch allein, die Fische essen und Fischfang treiben (kuroba), während die Barundi des Inneren weder fischen noch Fische essen, wenn sie es nicht von den Missionaren und Offizieren gelernt haben. Dagegen sind die Barundi des Tanganikasees und des Ruffissi gute Fischer und passionierte Fischesser. Die Batwa fischen hauptsächlich mit der Angel (igera) und nur wenig mit Netzen (urusenga), die Barundi des Tanganikagebietes aber wenden eine ganze Reihe verschiedener Fangmethoden an: Die gebräuchlichste, oft im großen betriebene und quantitativ ertragreichste ist die nächtliche Netzfischerei vom Boot aus. Sie hat es fast nur mit den kleinen sardinenartigen, 5 cm langen, akahuso genannten Fischchen zu tun, die in großen Schwärmen den See bevölkern und nachts durch Fackelschein angezogen werden. Der Fang wird vom Einbaum aus von zwei Mann betrieben, von denen der eine das Netz handhabt, der andere rudert und den Brand der langen Rohrfackel (ikimuri) unterhält, die ein Hauptstück der Ausrüstung bildet. Diese Fackel ist eigentlich ein langes, 20—25 cm dickes Tau, das aus trockenem, mit Bananenbast zusammengebundenem Schilfrohr besteht und je nach Bedarf 10—20 m lang gemacht wird. Das riesige Schilfbündel wird so auf den Boden des Einbaumes gelegt, daß es über den vorderen Bootsrand ein Stück hinausragt, dieses Vorderende wird dann angezündet, und nun rudert man in den See hinaus. Draußen wird das Boot mittels eines an einem Baststrick befestigten Steins verankert, worauf die kleinen Fische in Scharen nach dem Feuerschein schwimmen und durch wiederholtes Auswerfen und Einziehen des Netzes zu Hunderten und Tausenden gefangen und in

das Boot ausgeschüttet werden. Die noch kleineren umuschischja-Fischchen, kleine Krebstierchen und anderes winziges Getier werden mit einem unseren Handnetzen ähnlichen Schöpfnetz gefangen (Nr. 19, S. 426 und Taf. 45).

Diese beiden kleinen Fischsorten, akahuso und umuschischja, werden lebend oder tot, wie sie gerade aus dem Boot kommen, auf dem Platz vor und zwischen den Hütten in einer großen dünnen Schicht ausgebreitet und trocknen schnell an der Sonne und Luft. Mitten hinein wird ein Gefäß mit Wasser gestellt, das dem Imana geweiht ist und dem Fischfang die Gunst des Gottes erhalten soll (Nr. 19, S. 427). Auch haben die See-Barundi, nach v. d. Burgt, einen besonderen Zauberer, der für erfolgreichen Fischfang durch allerlei magische Künste zu sorgen hat. Die getrockneten Fischchen, die sehr hübsch silberig und goldig schillern und nicht übel schmecken, erfreuen sich großer Beliebtheit bei den Eingeborenen. Auch nach dem Innern werden sie verhandelt, soweit man dort Fische isst, namentlich nach Nordwest-Urundi. Ich traf Tanganika-leute mit großen Körben voll solcher Fischchen drei Tage weit vom See am Fuß der Ruffigaberge.

Von der nächtlichen Fischerei am Tanganika bekommt jeder Reisende einen lebhaften Eindruck, viel mehr als von den anderen Fangmethoden. Von einem erhöhten Punkt am See, z. B. der Boma in Usumbura, sieht man nach Dunkelwerden von allen Seiten des Seeufers Duzende von Lichtern ruhig in den See hinausschwimmen, sich draußen in langen Reihen anordnen und dann stundenlang an einem Fleck verharren, wo die Boote Anker geworfen haben. Drüben am fernen kongostaatlichen Westufer (Uwira) vollzieht sich dasselbe Schauspiel. So blinken oft Hunderte von Lichtern über das stille Wasser herauf, da eins verglimmend, dort eins frisch entzündet und neu ausleuchtend, wie eine festliche Illumination; dahinter die mächtige finstere Kulisse der westlichen Randberge und darüber das millionenfache Flimmern der Milchstraße, während ein leichter warmer Luftzug über Land und See hinwegweht und nur selten einmal ein tierischer Laut durch die große Stille der afrikanischen Nacht dringt.

Bei Tage fischen die Seeanwohner oft mit einem kegelförmigen Schleppnetz (itanda), das an einem Holzreifen befestigt ist und durch angebundene Steine unter Wasser gehalten wird. Man zieht es an zwei Stricken hinter dem Boot her und entnimmt ihm von Zeit zu Zeit seinen Inhalt, der sowohl kleine wie große Fische birgt. Eine sonderbare Methode der Netzfischerei hat Randt bei den Barundi des Nord-Tanganika beobachtet, während ich und andere nichts Derartiges gesehen haben. Diese Methode besteht darin, daß von den sechs Insassen eines Bootes vier Mann gleichzeitig, das Netz in Händen, kopfüber ins Wasser springen und, nach 30—50 Sekunden mit ihrer Beute wieder auftauchend, sich von ihren Gefährten wieder in den Kahn ziehen lassen (Nr. 22, S. 333).

Die verschiedenen Netzarten sind sehr fest und gleichmäßig gearbeitet, obwohl sie ohne Kantel aus freier Hand geknotet werden. Die Schnüre werden aus den Fasern der Raphiapalme geflochten.

Auch in der Angelfischerei wenden die See-Barundi verschiedene Methoden an. Zum Fang großer Fische wird gewöhnlich eine lange Schnur verwendet, an der in kleinen Zwischenräumen zahlreiche starke Angelhaken (umugera) an kurzen Schnurstücken befestigt sind; das Ganze umuhungo genannt. An jedem Haken steckt eins der obengenannten kleinen akahuso-Fischchen als Köder. Die lange Leine wird vom Strand oder vom Boot aus ins Wasser geworfen, an beiden Enden fest-

gehalten und, sobald man das Anbeißen von Fischen spürt, von zwei Mann eingezogen und abgefammelt (Nr. 19, S. 426).

Mit Angelstock (isanga) und Leine (impungo) wird namentlich von den Knaben, aber auch von den Batwa gefischt. Am unteren Ende der Schnur hängen aber nicht ein Haken, wie bei unseren Angeln, sondern zwei bis vier Haken übereinander, die durch ein Holzstück als Schwimmer in der Schwebe gehalten werden. Oft hält ein Fischer zwei oder drei solcher Angelstöcke in der Hand. Ungeachtet der Krokodile stehen die Fischer oft mehrere Stunden lang bis an den Bauch im Wasser, und beißt ein Fisch an, so drehen sie langsam den Angelstock um seine Achse, so daß sich die Leine aufwickelt, denn bei schnellem Herausziehen würden die Haken, die keinen Widerhaken wie unsere Angeln haben, den Fisch abgleiten lassen.

Ein eigenartiger Apparat zum Fang mittelgroßer Fische ist ein vierseitiger kastenartiger Rahmen (uvusago) aus Palmblatt, in dessen Flächen mehrere Löcher angebracht sind, hinter welchen Heuschrecken oder Würmer als Köder befestigt werden. 30—40 solcher kleiner Fangkästen werden beschwert und rund um das Boot ins Wasser gesenkt. Ein hölzerner Schwimmer, der an jedem mit einer Schnur befestigt ist, zeigt sofort an, wenn ein Fisch, der nach einem Köder schnappen wollte, in einem der Löcher steckengeblieben ist. Der Erfolg dieser Fangmethode soll sehr reich sein.

Schließlich seien noch die aus Holzstäben geflochtenen Reusen (umugono) erwähnt. Sie haben die auch sonst häufige Gestalt eines langen Regels, in dem ein trichterförmiges kleineres Geflecht steckt: System der Mausefallen. Durch die engere Öffnung des letzteren können die Fische zwar zu dem im Hauptkegel befindlichen Köder gelangen, aber nicht wieder hinausschwimmen. Die Reusen werden nahe dem Ufer mit Stangen auf dem Seegrund befestigt und alle paar Tage herausgezogen und ausgeleert.

Sarpunen werden beim Fischfang nicht benutzt; ebensowenig wird Gift zur Betäubung der Fische angewandt. Bis zum Abrichten von Schwimmvögeln für den Fischfang, z. B. der Kormorane, die am Tanganikasee häufig sind und deren Gewandtheit im Fischen den Eingeborenen längst bekannt ist, haben es die Neger hier so wenig wie anderwärts in Afrika gebracht.

Bei der Nutzung der freien Tierwelt zur Nahrung muß auch das Fangen oder Sammeln von Heuschrecken und von Termiten erwähnt werden, das die Bahutu und Batwa gern betreiben. Heuschrecken werden in Menge gefangen, wenn die großen Wanderschwärme über das Land ziehen, durch Eindringen des Brustkastens getötet und in Fett geschmort. Termiten fängt man, indem man die kleineren Termitenhaufen bis zur Bodenfläche abträgt und aus den so geöffneten Löchern und Kammern die Termiten in einen Topf sammelt, aus dem sie dann lebendig in siedendes Fett geworfen werden. Namentlich im steppenhaften Ost-Urundi bemerkte ich oft am Pfad die geöffneten handbreiten, röhrenförmigen, tief in den Boden reichenden Termitengänge, die von den Bahutu ausgeräumt waren. Gewöhnlich wird dann der Bau von den überlebenden Termiten wieder geschlossen, durch einen neuen Erdhaufen überdeckt und von neuem bevölkert.

Den Übergang von der jagdlichen Tiernutzung zur Tierhaltung in Domestikation bildet die Nutzung der wilden Bienen (urujuki) zum Honiggewinn. Das Ursprüngliche war auch hier das Auffuchen von Bienenstöcken in der Wildnis und das Ausnehmen ihrer Honigwaben. Diesen Brauch üben noch die Batwa gelegentlich, während die Bahutu wie die anderen ostafrikanischen Neger es längst verstanden haben, die wilden Bienen durch Aufhängen von Bienenkörben in geeigneten Blütenbäumen der

Steppe und des Waldes zur Dienstleistung für den Menschen zu veranlassen. Am meisten pflegt man die Bienenzucht in den Außenlandschaften Ujogoma und Ufige, die noch am meisten Wald und Baumsteppe haben. Der Honig ist für die Barundi von großer Wichtigkeit, weil sie kein anderes Süßmittel haben. Vor allem brauchen sie ihn zur Herstellung von Honigbier (s. S. 61) und als Zusatz zu verschiedenen Speisen.

Die Bienenstöcke (umusingo) haben die Gestalt kurzer dicker Röhren von zirka  $1\frac{1}{2}$  m Länge und  $\frac{1}{2}$  m Durchmesser und werden entweder aus einem ausgehöhlten Stammstück oder, wo es nur wenig Bäume gibt, aus zusammengebundenen oder zusammengedrehten Papyrus- oder Sorghumstengeln verfertigt (Taf. 25 b). Die beiden Rohröffnungen werden durch Scheiben aus Holz oder Strohgeflecht verschlossen, in deren einer ein Flugloch angebracht ist. Auch ein kleines Anflugbrett vor dem Loch fehlt nicht. Sobald ein junger Schwarm mit seiner Königin ausfliegt, wird er mit Staub und Wasser bespritzt, damit er sich nicht weiter verfliegt oder zu Boden fällt. Darauf wird der Schwarm mit der Königin sorgfältig in die herbeigeholte Röhre geföhrt, die Öffnung verschlossen und der Stock auf den Baum oder auf einen Pfahl gehängt, wo das kleine Flugloch geöffnet wird. Alle Stöcke hängen horizontal. Ohne Stiche geht die Prozedur natürlich nicht ab, aber durch Einhüllen des ganzen Körpers in Rindenzug wissen sich die „Imker“ doch ziemlich gut zu schützen.

Einfacher ist später die Entnahme des Honigs aus den Stöcken. Man öffnet nachts, wenn die Bienen nicht fliegen, die Rückseite der Röhre, führt einen glimmenden, stark rauchenden Strohwisch ein, vor dem sich die Bienen in die entgegengesetzte Ecke zusammendrängen, und schneidet die Honigwaben heraus, die dann in einem Topf verwahrt werden (Nr. 19, S. 3). Das Wachs findet mancherlei Verwendung im Hausrat der Barundi; seitdem es aber auch Absatz nach den Handelsplätzen gefunden hat, hat die Bienenzucht in den dem Handel zugänglichen Randgebieten merklich zugenommen. Sie kann und wird zweifellos noch viel größere Ausbreitung gewinnen, wenn erst das Land dem Verkehr erschlossen und größere Absatzmöglichkeit da sein wird. Wachs und Viehhäute sind schon jetzt die wichtigsten Handelsartikel Urundis.

## 2. Viehzucht

Oft liest man, daß im Mittelpunkt des Wirtschaftslebens der Barundi die Viehzucht stehe. Das ist nicht richtig. Die Barundi sind in erster Linie Ackerbauer, wie alle Bantuneger. Die Viehzucht aber ist der Lebensinhalt der hamitischen Herrscherklasse, der Batussi, und erst durch sie und größtenteils für sie befaßten sich auch viele Bahutu mit der Wartung und Pflege des Viehes. Gemeint sind mit „Vieh“ das Großvieh, die Rinder (inka), denn mit Kleinvieh, mit Ziegen und Schafen geben sich die Batussi nur wenig ab. Diese waren längst Bestandteile der Wirtschaft der Bantuneger, also hier der Bahutu, ehe die Batussi ins Land kamen, und werden noch heute hauptsächlich von den Bahutu für eigenen Bedarf gezüchtet, aber ihre Zahl ist verhältnismäßig nicht groß.

Die Rinder gehören wie in Ruanda alle der Rasse des großhörnigen Bahimarinde an, das die Batussi aus ihrer nordöstlichen Urheimat auf ihren Südwestwanderungen mitgebracht haben, und dessen Verbreitungsgrenzen sich genau mit denen der Bahima decken (s. S. 158). Es sind mittelgroße Rinder mit geradem Rücken und kleinem oder gar keinem Fetttüchel. Auf dem gedrungenen Kopf sitzen zwei riesige, bis über

1½ m lange, meist lyraförmig ausladende Hörner von oft enormer Basisdicke (Taf. 23). Die mächtigsten Hörner finden sich an sterilen Kühen. Die von mir mitgebrachten hat Prof. Joh. Neumann-Hamburg beschrieben: „Der Schädel des Batuffirindes“, in den Mitteil. a. d. Deut. Schutzgeb., 1913, Ergänz.-Heft 6, S. 113 ff. Außerdem ist für diese Bahimarinder eine starke Hautwamme zwischen den Beinen charakteristisch.

Am nächsten steht das Bahimarind dem sog. Sangarind Abessinien, besonders dem Schlag, der von Südbessinien in die Galla-länder reicht, und zu denselben Formen gehören die Grobhornrinder bei den alten Ägyptern, bei den Fulbe im Sudan, in Bornu, in Kamerun usw., bei den Stämmen des mittleren Sambesi bis zur Kapkolonie, bei den Hottentotten, in Damara- und Ovamboland, in Süd-Angola; also soweit wie hamitische Wanderungen reichen (Nr. 17, Bd. II, S. 620 ff.; Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 682; Thorbecke, Im Hochland von Mittel-Kamerun, 1. Teil 1914, S. 70, mit guter Photographie

eines Grobhornstieres). Auch Stuhlmann entscheidet sich in der Frage, ob die Batuffi diese Rinder mitgebracht oder in ihren jetzigen Wohnsitzen vorgefunden haben, für die erstere Auffassung (Nr. 28 a, S. 695). Ganz Ruanda und Urundi haben Grobhornrinder. Im Westen ist die Grenze dieser reinen Bestände der Große Zentralafrikanische Graben, im Süden und Südosten der Abfall des Zwischenseenplateaus nach Abidji und Uha. Hier im Südosten fand ich die letzten Herden der Grobhornrinder in den Urundi-Grenzdörfern westlich des Kisumabaches; östlich davon im niedrigeren Nord-Uha beginnt der Buschwald und die Essetzfliege.

Die kurzhörnigen, kleineren Zebu- oder Buckelrinder des übrigen Ostafrika gibt es in Urundi und Ruanda gar nicht. Das Bahimarind ist dem Klima und der Lebensweise in den Hochländern des Zwischenseegebietes so angepaßt, daß es nur dort gedeiht. Sobald die Tiere in die tieferen Länder herabkommen, also nach Unjamwesi, dem Victoriasee oder gar in die Küstengebiete, verkümmern sie und gehen bald ein, auch wenn sie nicht von Essetz gestochen werden. Also ganz wie die Batuffi selbst, mit denen sie in einer Art Symbiose leben.

Als einstufiges Hirtenvolk reinsten Art haben die Batuffi für ihre Rinder eine Wertschätzung, die dem Bantuneger ganz fremd ist. Sie geht weit hinaus über die Schätzung des Kapitalwertes, die im Rind nicht einen Fleischlieferanten, einen „Konsumartikel“, sondern ein Stammkapital sieht, von dem nur die Zinserträge (Milch, Butter, Zapfblut, Haare) verbraucht werden dürfen, während Kapitalsteile (einzelne Rinder) nur gegen andere hochwertige Vermögensobjekte, z. B. Weiber, eingetauscht werden dürfen. Die Rinder haben vielmehr hohen Affektionswert für den Mutuffi. Sein ganzes Sinnen und Trachten dreht sich um die Rinder; sie sind ihm der Rückhalt seiner sozialen Ordnung, ja sogar Gegenstand einer Verehrung, die vielfach in die religiöse Sphäre übergreift, und demgemäß auch eines Kultus, der voll von Symbolen und mystischen Beziehungen ist. Die oberste Gottheit Imana ist in erster Linie Schutzherr der Rinder. Ähnliches finden wir in Ostafrika auch bei dem hamito-nilotischen Hirtenvolk der Massai. In allem, was das Rindvieh angeht, hat die Frau nicht mitzureden. Die gesamte Aufzucht und Wartung des Rindes, auch das Melken, ist Sache des Mannes. Zwar haben die Bahutu auch hierbei alle schwere Arbeit zu verrichten, wie das Reinigen der Tiere, das Hüten des Viehes auf dem Weidegang, das Melken der Kühe usw., aber der Mutuffi tut die feinere Arbeit: er wählt die Zuchttiere aus, er ist Vieharzt, er bestimmt die Tiere zum Schlachten und Opfern, und diese Arbeit verrichtet er mit der ganzen Liebe des Sportsmannes zu seinem Sportstier.

Die Rinder des ganzen Landes gehören de jure dem König (oder dem Oberhauptling), wie in Ruanda. Dieser überläßt einen großen Teil den Batuffiunterhäuptlingen zum Nießbrauch, und von diesen wieder werden kleine Herden und Einzeltiere an die

niederen Batuffi und an einzelne Bahutu zur Pflege, Weiterzucht und Nutznießung gegeben. Eine bestimmte geringe Anzahl aus der jungen Aufzucht verbleibt den Pflegern als unwiderrufliches Leben.

Die beinahe mystische Hochschätzung, die den Rindern zuteil wird, geht in gewissem Grad auch auf die zeitweiligen Inhaber, Pfleger und Züchter der Rinder über. Wer mit Vieh belehnt wird, ist in eine höhere Sphäre gehoben worden. Der Muhutu, dem Rinder zum Vießbrauch und zur Zucht überlassen werden, wird dadurch gewissermaßen geadelt, er braucht keine Frondienste mehr zu leisten, kein Feld mehr für seinen Herrn zu bebauen. So hat der Rinderbesitz eine soziale Bedeutung, die nicht minder groß ist als die wirtschaftliche. Es sind nicht nur religiöse, sondern auch sozialpolitische Gründe, aus denen man in Urundi wie in Ruanda die alten und kranken Rinder so lange leben läßt, wie sie noch leben können, denn es kann immer noch jemand damit belehnt und durch solche Standeserhöhung enger an die Batuffifürsten und den König gebunden werden. Der riesige Rinderbesitz des Königs ist auch aus diesem Grund eine starke Stütze der Batuffiherrschaft.

Alle Rinder werden im Weidegang gefüttert (Taf. 23), Stallfütterung gibt es nur für ältere Kälber und für kranke Tiere. Nachts stehen die Rinder innerhalb der Umzäunung des Gehöftes. Sobald sie des Morgens nach Sonnenaufgang gereinigt und die Kühe gemolken sind, wird die Herde zur Weide getrieben (kwahura inka), deren Lage sich nach den Jahreszeiten und Futtermitteln richtet, und bleibt dort bis gegen Abend. Jedes sechste oder achte Rind hat eine Glocke (insogera) aus einem zusammengebogenen Stück Eisenblech (Taf. 45) oder aus Holz; in manchen Gegenden aber gibt es gar keine Viehglocken. Zweimal täglich wird die Herde in das nächste Bachtal zur Tränke getrieben. Wenn das Tal kein fließendes Wasser, sondern nur Grundwasser in gegrabenen Löchern hat, wie vielfach in den Trockenmonaten, werden neben den Wasserlöchern lange Tröge aus Lehm gemacht, in welche das Tränkwasser eingeschöpft wird. Die Hügelhänge sind durch das weidende Vieh, das beim Abgrasen möglichst in der bequemen Horizontale am Hang entlang schreitet, in zahllose kleine Stufen und Pfade zertreten, wie in unseren Alpen.

In den Monaten nach der Regenzeit kann sich das Vieh am grünen Grase satt fressen und sieht dann ziemlich schmuck aus, aber in den Trockenmonaten, wenn alles Gras graubraun verdorrt ist, werden die Rinder so mager, daß man alle Rippen zählen kann. Ich habe in den Monaten September und Oktober in Urundi fast nur stark abgemagertes Vieh gesehen. Bloß die Herden der Häuptlinge, denen die besten Weiden vorbehalten sind, behalten auch in der Trockenzeit ihr gutes Aussehen. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß in Urundi wie in Ruanda, die ja beide fast ausschließlich Grasländer sind, die gute, nahrhafte Weide doch eine recht beschränkte Ausdehnung hat. In den sterilen, dünnbewohnten Quarzitzgebieten des Ostens wandert man tagelang über Hügelzüge und Flächen, wo der Graswuchs so schlecht ist, daß sich für die Eingebornen das Abbrennen gar nicht lohnt. Und da in den bewohnten Gebieten Mittel- und West-Urundis die Höhenrücken und die Talböden von den Gehöften und den Feldern besetzt sind, soweit die Täler nicht von Papyrusumpfen erfüllt werden, bleiben für die Viehweide in der Hauptsache nur die Abhänge der Hügelzüge übrig. Da auf diesen aber alljährlich die dünnen Grasflächen niedergebrannt werden, um baldigen grünen Nachwuchs zu erzielen und das dem Vieh schädliche Ungeziefer zu vertilgen, kann sich die Qualität, der Futterwert

des Grafes, nicht bessern. Und wenn sich die Herden stark vermehren, wie in den Nordwestlandschaften Urundis und in den meisten Gegenden Ruandas, so werden die Weiden bald überstockt. Kraftfutter aber, das den Mangel guter Weide ausgleichen könnte, wird von den Batussi und Bahutu nicht gebaut. Infolgedessen leiden die meisten Rinder an Unterernährung, und wird dann einmal eine Seuche eingeschleppt oder an Ort und Stelle durch infektiöses Angezieser u. dgl. verursacht, so fallen ihr die wenig widerstandsfähigen Tiere in Massen zum Opfer. Für die überlebenden aber genügt nun die vorhandene Weide wieder auf lange Zeit hinaus, bis die Herden wieder zu groß geworden sind, die Tiere deshalb wieder nicht genug zu fressen finden und die Auslese durch Seuchen von neuem beginnt. Diese Lage der Dinge wird sich erst bessern, wenn durch Europäer rationelle Viehzuchtmethoden eingeführt sein werden.

Die Tierpflege wird tagtäglich sorgsam betrieben. In den Hürden wird der heimgekehrten Herde jeden Abend frische Streu gegeben, die Tiere werden mit Strohwischen sauber abgerieben und ansitzende Zecken oder andere Schmarotzer abgeseucht. Die Euter werden jedesmal nach dem Melken gewaschen. Während die Rinder in den Kralen stehen oder an den Tränken saufen, werden sie sehr von Stechfliegen belästigt und beunruhigt; auch die Menschen haben von diesen blutgierigen Quälern zu leiden. Darum werden in den Kralen und bei den Viehtränken Feuer angezündet, deren Rauch die Fliegen vertreibt. Allwärts sieht man morgens und abends solche Rauchsäulen aus den Gehöften aufsteigen. Von Zeit zu Zeit bekommen die Tiere salzhaltige Asche zu lecken. Auch auf der Weide ist der Hirte stets um seine Herde bemüht. Durch schrille Pfiffe weiß er ihr allerlei Befehle zu geben. Die Tiere sind infolge der guten Behandlung meist sehr gutmütig, sie stoßen nicht und halten still, wenn irgend etwas mit ihnen vorgenommen wird; im letzteren Fall pflegt einer der Hirten das Tier mit einem Rohr oder Stock sanft zwischen den hinteren Oberschenkeln zu streicheln. Mit ihren riesigen Hörnern richten die Rinder auch untereinander viel weniger Unheil an, als man erwarten könnte. Selbst wenn sie bei dem Aus- oder Heimtrieb auf den Wegen sich eng aneinanderdrängen, hört man wohl ein andauerndes dumpfes Klappern und Krachen der aneinanderschlagenden Hörner — das charakteristische Geräusch einer wandernden Urundiherde —, aber sehr selten kommen gegenseitige Verletzungen vor. Bei schweren Verletzungen und ernstlicher Erkrankung des Viehes wird, wenn der Besitzer nicht selbst zu helfen weiß — was er meistens versteht —, ein heilkundiger Mutussi oder Mubutu als Tierarzt gerufen, der sich für seine Hilfe dann ordentlich bezahlen läßt (Taf. 25a). Gegen epidemische Viehseuchen, namentlich die Rinderpest, sind die Batussi wie alle Afrikaner ganz machtlos, und furchtbar sind infolgedessen die Verheerungen, die eine einzige Epidemie im Viehbestand anrichtet. So hat die Rinderpest, die 1888 das ganze Zwischenseengebiet nebst Uganda und Anjoro heimsuchte,  $\frac{2}{3}$  aller Rinder getötet, und da die Bahima hauptsächlich von Milch, Blut und Fleisch leben, so sind angeblich auch fast  $\frac{2}{3}$  der Bahima Hungers gestorben (Nr. 17, Bd. II, S. 626).

Sind die Barundi gute Viehpfleger, so kann man sie doch eigentlich nicht gute Viehzüchter nennen, wie es oft geschieht. Dasselbe gilt von den Banjaruanda. Der Viehbestand leidet unter dem Mangel an Zufuhr frischen Blutes, unter der jahrhundertlang betriebenen Inzucht. Zwar nehmen die Barundi wie die Banjaruanda die Zuchtstiere stets aus einer fremden Herde, um Degeneration zu vermeiden, aber es ist doch immer nur ein Wechsel innerhalb desselben großhörnigen Schlages

und keine Blutauffrischung durch andere Rassen. Und da auch die meisten Bullen nicht verschnitten werden, obwohl man das Kastrieren kennt und ein besonderes Wort (kuschahura) dafür hat, so gibt es in den Herden oft schwache Bullen, die die Rasse verschlechtern. Auch der Umstand, daß infolge der wachsenden Handelsnachfrage nach Rindshäuten mehr Bullen aufgezogen werden, die man früher jung zu schlachten bzw. zu opfern pflegte, ist der Rassenverbesserung nicht förderlich. Die Degeneration zeigt sich namentlich auch darin, daß es auffallend viele sterile Kühe in Urundi wie in Ruanda gibt. Man erkennt sie in einer Herde sofort daran, daß sie die größten Hörner haben. Es scheint fast, als ob der Kräfteüberschuß, der sich nicht im Hervorbringen von Nachkommenschaft ausgeben kann, sich im Riesenwachstum der Hörner Luft mache. In wirklich guter Verfassung sind, wie in Ruanda, durch fortwährende Auslese und Austausch eigentlich nur die Herden des Königs und der Großbatwale. Es gibt weiße, braune, scheckige Herden. Das ist aber Luxusvieh, das für die allgemeinen Verhältnisse nicht maßgebend ist. Die für die Luxusherden des Königs oft gehörte Bezeichnung „heilige Rinder“ ist ebenso unrichtig wie für die Herden des Musinga von Ruanda; auch insofern stimmt es nicht, als ihnen nicht einmal die Stiere für die Opfer entnommen werden. Dagegen gibt es heilige Rinder, die besonders für Opfer und zur Mitwirkung bei der Königswahl gehalten werden, und andre, die einem der Hauptgötter, Imana, Riangombe, Nitiranga, geweiht sind (f. S. 121, 184).

Wenn ein Kalb geboren ist, wird es mit Butter abgerieben. Sobald sich die Hörner zeigen, reißt der Besitzer die deckende Oberhaut mit seinen Zähnen ab und reibt die Hörnchen mit Butter ein, damit sie tüchtig wachsen. Das Kalb bekommt einen Namen je nach seiner Abstammung, Farbe oder sonstigen Eigenschaft oder auch in Erinnerung an ein verstorbene Familienmitglied, an einen Häuptling, König usw. Sechs Monate werden die Kälber in der Hürde eingestellt, ehe sie auf die Weide kommen, und dann weidet das Jungvieh gesondert für sich. Früh und abends vor dem Melken der Kühe werden die Kälber zum Saugen herangelassen. Will eine Kuh ihr Kalb nicht saugen lassen, so reibt man sowohl das Euter wie auch das Kalb mit einem salzigen Wasser ein, worauf die Kuh das Kalb beleckt und sich das Lecken und Saugen des Kalbes am Euter gefallen läßt. Um ein Kalb zu entwöhnen, schmiert man die Zitzen mit Kuhmist ein (Nr. 19, S. 423).

Soll die Kuh gemolken (kukamma) werden, so läßt man erst das Kalb einige Augenblicke saugen. Dann kauert der Murundi am Euter nieder, hält mit der Linken das Milchgefäß unter und melkt mit der Rechten, wobei ziemlich viel Milch (amata) vorbeispritzt, da das Gefäß eine enge Öffnung hat. Einer unruhigen oder ausschlagenden Kuh werden beim Melken die Beine zusammengebunden. Wenn das Kalb stirbt oder geschlachtet wird, gibt die Kuh keine Milch mehr. In diesem Fall wird, wie in Ruanda, Ankole und anderen Bahimaländern, die Kuh dadurch zu weiterer Milchabgabe veranlaßt, daß man ihr das mit Stroh ausgestopfte Fell ihres Kalbes oder auch nur ein auf einen Stock gehängtes Stück des Felles, vor die Nase hält (Nr. 22, S. 287; Nr. 48, S. 141; Nr. 27, S. 95). Durch diesen plumpen, aber frommen Betrug lassen sich die Kühe gewöhnlich täuschen, belecken das Kalbfell und geben weiter Milch. Die Milchmenge der Großhornrinder ist überall im Zwischenseeengebiet immer recht gering; selten mehr als 2—3 Liter täglich, früh und abends. Die Milchgefäße (itschjansi) sind stets aus Holz und haben meist eine zylindrische Form mit einem gerundeten Deckel. Ob in dieser Gestalt, wie v. d. Burgt

meint, die Nachbildung eines Stierphallus zu sehen sei, „als wäre dieses Emblem untrennbar von ihrem Kult“, lasse ich dahingestellt sein. Täglich wird das Milchgefäß mit frischem Kuhurin (amaganga) ausgespült, von Zeit zu Zeit aber mit Menschenurin „gereinigt“ (Nr. 19, S. 423). Möglicherweise liegt auch in diesem Brauch eine Kultbedeutung neben der praktischen Erfahrung, daß Urin eine leichte desinfizierende Wirkung ausübt. Wie dem auch sei, jedenfalls hat dieser auch bei vielen anderen Stämmen bestehende Brauch zur Folge, daß die Milch einen für europäische Nerven ekelerregenden Geruch und Geschmack hat. Will der Europäer genießbare Milch haben, so muß er sie direkt in seine eigenen Gefäße melken lassen.

Die Barundi trinken die Milch, wie die Banjaruanda und andere Bahima, entweder frisch oder geronnen als Dickmilch, aber niemals gekochte Milch. Ein großer Teil wird zum Buttern aufgehoben. Man läßt die Milch zu diesem Zweck 3 bis 4 Tage in einem großen Holzgefäße stehen, bis sie gerinnt, worauf sie in einem großen Flaschenkürbis (ikisabo) geschüttelt wird, bis sich die Butterflocken ausscheiden, die mit dem Löffel herausgefischt, zusammengedrückt und in einem Tongefäß, das mit frischen Bananenblättern zugestopft wird, verwahrt werden. Die abgegossene Buttermilch wird gern getrunken. Das Buttern ist bezeichnenderweise nicht Männerarbeit, wie alles andere, was mit den Rindern zusammenhängt, sondern Weiberarbeit, weil die Butter nicht als ein von der Kuh kommendes Genuß- und Nahrungsmittel betrachtet wird, sondern lediglich als ein kosmetisches Mittel. Denn kein Murundi ißt Butter, niemand verwendet sie zum Backen, Braten, Kochen, sondern nur zum Einreiben des Körpers (s. oben S. 28). So tun auch die Banjaruanda, Banjampororó, Banjankole und andere Hamiten.

Mit Vorliebe genießen die Barundi und vor allem die Batussi Rindsblut. Sie verfahren dabei wie die Banjaruanda und ähnlich wie die Massai. Jeder Stier wird etwa alle drei Monate einmal zur Ader gelassen. Dazu benutzt man einen ad hoc hergestellten Pfeil mit kurzem breiten runden Blatt, das nicht tief in den Körper eindringen kann (Textbild 10). Der Pfeil wird, nachdem mehrere Männer den Stier bei den Hörnern gepackt haben, mit einem Bogen aus nächster Nähe in die Halsader geschossen, so daß das Blut stark herausspritzt. Der Pfeil fällt sofort ab, und das Blut wird in einem Tontopf aufgefangen. Wenn 2 bis 4 Liter entfloßen sind, schließt sich die Wunde von selbst. Ein Teil des Blutes wird sofort warm getrunken, der größere Rest auf Feuer so lange gekocht, bis er fest geworden ist, wie in unseren Blutwürsten. Dann wird Salz, Bohnen, Erbsen oder andere Zutaten beigemischt und das wohl-schmeckende Gericht (ikiremve) gierig verspeist (Nr. 19, S. 424).

Viel seltener ist begreiflicherweise der Genuß von Rindfleisch (inja-ma). Da die Rinder nicht Nahrungsmittel, sondern Kapital sind, gibt es Rindfleisch nur zu essen, wenn ein Tier gefallen oder wenn es zum Opfern geschlachtet worden ist (vgl. S. 136). Bloß die Häuptlinge können sich von Zeit zu Zeit einmal den Luxus leisten, ein Rind zum Essen zu schlachten, und zwar sind es dann fast immer alte Stiere oder sterile Kühe. Niemals werden milchende Kühe oder



Fig. 10.  
Pfeil zum  
Aderlaß der  
Rinder.  
(Museum für  
Völkertunde,  
Berlin,  
Nr. 6546.)

Stammtiere geschlachtet. Rindfleisch ist das einzige Fleisch, das die Batussi essen. Das gleiche gilt für alle Bahima von Ankole (Nr. 26, S. 146) bis nach Usipa. Die Bahutu, namentlich die am Tanganikasee, essen außerdem auch gelegentlich, aber selten, Hammel- und Ziegenfleisch, die Batwa auch Antilopen, Gazellen, Frankoline, Perlhühner, Enten u. a., aber ebensowenig Hühnerfleisch wie die Batussi und Bahutu (Nr. 19, S. 396). Das Rindfleisch wird entweder roh, möglichst noch warm, verzehrt oder am Feuer an Holzstäbe gesteckt und gebraten, sehr selten gekocht. Die fleischgewöhnten Europäer bekommen auf ihren Reisen durch Urundi und Ruanda immer nur sterile Kühe oder fehlerhafte Stiere zu kaufen oder als Gastgeschenk; und auch dann will es die Sitte, daß man dem Gastgeber oder Verkäufer eine Hinterkeule, die Haut und die Hörner zurückgibt: die Keule zum Essen, die Hörner als Kultgegenstand für die Hütte und die Haut als Lagerdecke oder zur Anfertigung von Kleidern, besonders der Weiber und der Batwa, oder zum Verkauf an die Händler.

Lebendes Vieh in größerer Menge zu exportieren, ist nach allen Erfahrungen unmöglich, da es bald nach dem Verlassen der Hochländer an Futterwechsel, Esetzstich und anderen Infektionen, woran leider Ostafrika reich ist, eingeht. Jetzt kommen ziemlich viel getrocknete Rindshäute aus Urundi und Ruanda in Usumbura und Bukoba zum Versand, da die Nachfrage groß ist; aber die Häute stammen fast alle von gestorbenen Tieren oder von unbrauchbaren Stieren oder von sterilen Kühen, die deshalb jetzt in viel größerer Zahl geschlachtet werden als früher. Da andere Rinder aus den vorhin genannten Gründen nur selten geschlachtet werden, so liegt hierin für die Zukunft eine starke Beschränkung des Haut- und Felleportés.

Zu den „abergläubischen“, mit der Viehzucht verknüpften Bräuchen, deren praktischer Kern und Sinn nicht mehr erkennbar ist, gehört vor allem, daß der Murundi niemals Milch heiß machen oder gar kochen darf. Würde er es doch tun, so würde die Kuh, von der die Milch stammt, ein wundes Euter kriegen oder gar die Milch ganz verlieren. Auch bekäme die Kuh Geschwüre am Euter, wenn der Murundi an dem Tag, an welchem er Milch trinkt, Erbsen oder Erdnüsse äße; ein Verbot, das offenbar auch diätetische Gründe hat. Unverständlich dagegen ist wieder die Vorstellung, daß jemand, der eine Wunde am Bein oder anderswo hat, nicht beim Kalben einer Kuh zusehen darf; sonst würden seine Wunden viel größer werden (Nr. 19, S. 423).

Das ist sicher, daß die Barundi den von den Batussi importierten Glauben an besonders enge Beziehungen des Rindes zu der Hauptgöttheit Imana haben. Das Rind ist das dem Imana geweihte, vom Imana „besessene“ Geschöpf. Anstatt Imana wird auch oft Niangombe genannt. Andererseits wird berichtet, daß auch der „Teufel“, also Nkiranga, der oberste der bösen Geister (s. S. 121), bei Mujaga eine Rinderherde mit zwei ihm geweihten Stieren besitze (Afrikabote 1904, S. 123). Wie weit aber diese religiösen Vorstellungen über die Rinder reichen, ist ganz unbekannt. Schließlich sei noch bemerkt, daß in den umständlichen Begrüßungen sehr oft die Formel „ischo-scho-amascho“, d. h. „Rind, Rinderherde“, wiederholt wird. In diesem echten Hirtengruß sieht v. d. Burgt, da alle Begrüßungen der Barundi einen religiösen Charakter hätten (s. S. 95, Begrüßungsarten), eine Art Beschwörung des Hauptgottes Imana, dem Begrüßten alles Glück zuteil werden zu lassen, als dessen Inbegriff eben das Rind gilt (Nr. 19, S. 530). Das ist möglich und sehr wahrscheinlich, wenn man den heiligen Ernst beobachtet, mit der die lange Be-

grüßungszeremonie von den Beteiligten vollzogen wird. Aber es ist zu bedenken, daß auch bei anderen ostafrikanischen Negerstämmen höchst feierliche lange Begrüßungen Brauch sind, die absolut keinen religiösen Inhalt haben, sondern nur aus dem allgemeinen Negerbedürfnis umständlicher Aussprache und würdevoller Begegnung hervorgegangen sind. Der „Rindergruß“ ist auch, in kürzerer Form, den Banjaruanda eigen, die ihn ebenfalls von ihren Batussi übernommen haben. Selbst die Batwa, die doch nie Rinder besitzen, haben ihn sich zu eigen gemacht.

Nach dem Rind ist das wertvollste Haustier das Schaf (intama; Taf. 24a). Trotzdem ist es in Urundi weniger zahlreich als die Ziegen, weil seine Aufzucht schwerer und seine Nachkommenschaft geringer ist als die der Ziegen. Die Barundi haben zwei Schafrassen: ein mittelgroßes Wollschaf ohne Fettschwanz, und ein größeres Fettschwanzschaf; beide scheckig oder weiß, selten schwarz. Beide werden nur der Felle wegen gezüchtet, die entweder für eigenen Bedarf (Umhang, Schlafunterdecken usw.) verwendet werden oder im Handel zum Austausch gegen eiserne Hacken, Salz und andern Bedarf. In kleiner Zahl dienen sie als Opfer- und Orakeltiere. Das Fleisch wird weder von den Batussi noch von den Bahutu gegessen oder doch nur ausnahmsweise von Bahutu, aber gern von den Batwa.

Viel häufiger sind in Urundi die Ziegen (impene), eine hochbeinige, ziemlich kurzleibige Rasse mit kurzem scheckigen oder gelbgrauen Haar (Taf. 24a). Der Schlag ist kräftig, widerstandsfähig, sehr anspruchslos und sehr fruchtbar; ein Wurf mit 3 oder 4 Zicklein ist keine Seltenheit. Ziegen und Schafe werden oft zusammen gehütet; wo aber der Graswuchs schlecht ist, finden nur die Ziegen noch genügend Futter, während die Schafe mit den Rindern auf bessere Weidestellen getrieben werden müssen. Ziegenfleisch essen die Batussi ebensowenig wie Schaffleisch, auch die Bahutu nur sehr selten, aber Ziegenfelle sind ein wichtiger Artikel im Tauschhandel der Barundi, und deshalb sind seit Zulassung der Händler (1906) die Ziegenbestände furchtbar dezimiert worden. Zu Opferzwecken werden Ziegen nicht benutzt.

Das einzige Hausgeflügel der Barundi ist das Huhn (inkoko), dies aber auch nur in kleiner Anzahl. Man kann tagelang durch die Gehöfte Mittel-Urundis wandern, ohne ein einziges Huhn zu sehen. Weit mehr gibt es in Usige, im Tanganikagebiet, wo es ausschließlich Handelsware ist; es wird an die dort von der Araberzeit her und gegenwärtig durch die europäische Kolonisation zahlreichen mohammedanischen Küstenneger verkauft, die gern Hühner essen. Nicht nur Batussi und Bahutu, sondern auch die Batwa verabscheuen Hühnerfleisch; es ist ein uraltes, wahrscheinlich totemistisches Speiseverbot. Die Rasse ist die allgemeine ostafrikanische hochbeinige, vorwiegend schwarze. Gefüttert werden sie gar nicht, sondern sie müssen sich ihre Nahrung selbst suchen und sind deshalb immer mager. Ihre einzige Verwendung im großen Inner-Urundi ist wie in Ruanda die zum Opfern und Orakeln. Geopfert werden sie, wie Schafe und Rinder, den Manen verstorbener Familienmitglieder oder den Geistern Imana, Nikiranga, Riangombe (s. S. 135), bestimmte Hähne sind auch dem Imana geweiht (Nr. 19, S. 453). Zur Befragung des Orakels werden die Hühner geschlachtet und aus der Farbe und Lage ihrer Eingeweide die Zukunft oder Ungewissheiten der Gegenwart erkannt. Das besorgen die Zauberer oder Medizinmänner, die daraus natürlich lesen, was ihnen am besten paßt. Das Hühneressen der Europäer und mohammedanischen Küstenneger ist den Barundi ein Greuel. Ebenso verabscheuen sie das Essen von Eiern, und zwar wahrscheinlich auch aus totemistischen Gründen und nicht,

weil sie in den Eiern nur Extremite der Hühner sehen, wie so oft angegeben wird und sie zuweilen selbst angeben; denn sie wissen natürlich sehr gut, daß im Ei der Keim des Hühnchens enthalten ist, der Eiesser also schon das Hühnchen ist und damit gegen das Speiseverbot verstößt.

Einen anderen „abergläubischen“ Brauch erwähnt v. d. Burgt: Wenn ein Huhn seine Eier auffrisst oder seine Rücken tötet, wirft man die Eierschalen auf einen Kreuzweg, damit es das Huhn nicht wieder tue. Barundi, die den Weg passieren, hüten sich, die Schalen zu zertreten, da der Unvorsichtige dadurch krank würde (Nr. 19, S. 453).

Am letzter Stelle ist unter den Haustieren der Hund (imbwa) zu nennen. Sein Daseinszweck erschöpft sich damit, daß er allen Unrat wegfrisst und daß Erwachsene und Kinder mit ihm spielen und ihn auch malträtieren. Daß er bei seltenen Gelegenheiten auch auf Treibjagden verwandt wird, wurde schon oben erwähnt (S. 36). Es sind körperlich und geistig höchst üble Rötter, von denen man nicht begreift, daß sie in der langen Domestikation, die ihnen doch zugeschrieben wird, nicht bessere Fortschritte gemacht haben. Vielleicht ist ihre Domestikation gar nicht so alt, wie man annimmt. Was sollte dann freilich die einheimische wilde Stammform sein? Daß sie „tiennent du loup“ (dem Wolf ähneln), wie v. d. Burgt sagt (Nr. 19, S. 104), kann nur ein Versehen des Beobachters sein, denn sie haben sehr viel mehr mit dem Schakal als mit dem Wolf gemein. Vielleicht ist der Schakal der Stammvater. Der Stamm hat sich aber in zwei verschiedene Rassen geteilt, falls nicht die eine Rasse eingeboren, die andere erst später, wahrscheinlich von den Bahima, eingeführt ist. Die eine ist gelbbraun und hat aufrecht stehende Ohren, die andere ist schwarz, weiß oder gefleckt und hat Hängeohren, aber auch Mischformen sind häufig. Beide Arten haben nur wenig Behang am Schwanz und fallen beim Erablaufen durch die steifen, stoßenden Beinbewegungen auf. Dieselben beiden Arten oder Varietäten habe ich auch in Kisiba und Ruanda verbreitet gefunden, und zwar werden sie in Ruanda in größerer Zahl gezüchtet als in Urundi, wohl weil sie dort mehr Verwendung zur Jagd finden als hier. Da die Hunde nicht gefüttert werden, haben sie selbst für ihren Unterhalt zu sorgen und sind unter diesem Zwang Omnivoren geworden. Sie sind immer hungrig und sehr mager, fressen sich aber zum Plazen voll, wenn sie einmal genug Freßbares finden. Die Eigenschaft, die uns an ihnen am meisten anwidert, den Barundi aber als ein Vorzug erscheint, ist die, daß sie den Menschenkot wegfressen. In dem Land, in dem es keine Schweine und nur wenige aasfressende Vögel gibt, die anderwärts in Ostafrika das Abfuhrgeschäft besorgen, sind also die Hunde hygienisch von Wichtigkeit. Sonst haben sie absolut keine sozialen Tugenden; sie sind bissig, feige, diebisch, sehr schlechte Wächter und miserable Kameraden. Groß ist aber ihre Fruchtbarkeit; unter 8 bis 10 Jungen in einem Wurf tut es selten eine Hündin. Es wird gewöhnlich behauptet, daß die Eingebornenhunde in Ostafrika nicht bellen, sondern nur heulen. Das ist nicht ganz zutreffend; sie bellen zwar nicht in kurzen, reinen Lauten, wie unsere Haushunde, aber sie heulen auch nicht bloß, sondern ihr Lautwerden ist stets eine Verbindung von beiden, indem auf einen langgezogenen Heulton 2 oder 3 kurze, ineinander verschwimmende Beller folgen, dann wieder ein langer Heuler und so fort.

Anderere Haustiere als die genannten gibt es nicht in Urundi und in Ruanda.

### 3. Ackerbau

Trotz der Wichtigkeit, mit der in Urundi wie in Ruanda die Rinderzucht betrieben wird, ist die Grundlage des Wirtschaftslebens doch der Ackerbau (kurima). Acker-

bauer sind fast nur die alteingesessenen Bahutu und ein Teil der metamorphosierten Batwa, während die Batussi bei der Bodenbestellung nur selten mit Hand anlegen, sondern die Bahutu für sich, für die Batussi, arbeiten lassen. Bloß die niederste, ärmste Klasse der Batussi arbeitet auch auf dem Feld ordentlich mit. Der Ackerbau ist hier nicht das Arbeitsgebiet der Frau allein, sondern Männer, Weiber und Kinder beteiligen sich gleichermaßen daran. Nur bei den Batwa, also dem ältesten Bevölkerungselement, ist die Feldarbeit ausschließlich Weiberarbeit (Nr. 19, S. 19); sie sagen aber, daß sie die Bodenbestellung erst von den Bahutu gelernt hätten.

Das einzige Ackergerät ist die eiserne Hacke (ischuka, igembe), welche die in Ostafrika bekannte Gestalt eines Kleeblattes oder eines „gestielten Herzens“ hat (s. Taf. 46). Ihre weite Verbreitung durch das ganze Zwischenseengebiet bringt es mit sich, daß die Feldhacke der Hauptgegenstand des internen Handels ist, ein Wertmesser, ein Geldstück. Da der Bedarf durch die Barundi- und Batwaschmiede nicht gedeckt wird, werden viele Hacken aus Uha, Usámbiro, Uvinsa usw. eingeführt. Das Blatt der Hacke ist ca. 30 cm lang und steckt mittels seines eisernen Dornes unter spitzem Winkel in einem Holzstiel, dessen keulensförmiges Ende zu diesem Zweck mit glühendem Eisen durchlocht ist. Der Stiel ist meist so kurz (zirka  $\frac{3}{4}$  m), daß der Feldarbeiter immer in tief gebückter Stellung hacken muß; gewöhnlich wird die Hacke nur mit der Rechten gehandhabt, während die Linke die ausgehackten Steine oder Unkräuter auflieft und die Feldfrüchte auffammelt. Doch sind auch Hacken mit  $1\frac{1}{4}$  m langen Stielen im Gebrauch. Im nördlichen Ruanda und am Kivusee gibt es vorwiegend solche langstieligen Hacken, die mit beiden Händen aus weniger gebückter Stellung geführt werden.

Um die Löcher für das Stecken von Bohnen, Erbsen, Mais und andern Früchten zu machen, benutzt man zuweilen ein hierzu abgebrochenes Stück Rohr oder Holz, ohne daß dieses die Bedeutung eines ständigen Gerätes, eines „Grabstockes“, hätte, denn meist bohrt man die Löcher im weichen Erdboden mit dem Finger. Dagegen ist ein ständiges Gerät das kurze Beil (ischenjo) in Form eines Kreissegmentes mit dem der Boden von Gebüsch geklärt wird, und das charakteristische gebogene Zwischenseenhammelmesser (umuhoro; s. Taf. 46), das man schon in der Hand des altägyptischen Erntegottes sieht; es ist auch hier Erntemesser, neben vielen anderen Verwendungen.

Der Feldbau der Barundi ist also lediglich Hackbau, ihre Feldfrüchte nur Hackfrüchte. Ihre Hauptfrüchte sind Bananen und Bohnen; die Bananen gedeihen überall, aber gut nur bis zur Höhe von zirka 2000 m, die Bohnen noch etwas höher, bis zuletzt Erbsen, die im Niederland ganz fehlen und im höheren Inner-Urundi sehr häufig sind, die Alleinherrschaft in den höchsten Lagen führen. Mais wird im Tanganikagebiet und im Ruffissital reichlich angebaut, im Innern aber viel weniger, als man gemeinhin annimmt; im trockenen Ost-Urundi, wo die Bananen sehr zurücktreten, wird oft Mais untermischt mit Bohnen auf den künstlich bewässerten Talböden kultiviert. Auch Erdnüsse sind im Ruffissi- und Tanganikagebiet häufig, im Hochland des Innern aber spärlich. Bataten gibt es überall, wo reichlich Wasser vorhanden ist, also im inneren Hochland wenig und nur in den Talgründen. Zams werden sehr wenig gebaut. Maniof dagegen, der ein gewisses Maß von Trockenheit und Wärme braucht, ist in den niederen Landstrichen und in den trockenen Quarzitgegenden des Ostens verbreitet, in den Bergen des Westens dagegen nur in den unteren, wärmeren Regionen. Sorghum gibt es in ganz Urundi, wenn auch nirgends sehr viel, am meisten im trockeneren, quarzitäfischen Ost-Urundi; Eleusine sehr wenig und meist in hohen Lagen. Reis aber wird nur an den

Tanganika-Ufern etwas angebaut und zwar von Nicht-Barundi, die ihn von Osten importiert haben; den Barundi ist der Reisbau fremd. Tabak wird überall in Urundi kultiviert, aber nur in einer Art primitiver Gartenkultur neben den Hütten, der auch die Rizinusstaude angehört. Die Ölpalme schließlich wächst nur an den Tanganika-Ufern und an den zum See abfallenden Westhängen des Randgebirges.

Betrachten wir die wichtigsten Kulturgewächse und ihre Anbaumethoden im einzelnen genauer.

Die Banane (ikitoke) wird in Urundi wie in Ruanda in mehreren Varietäten kultiviert — in Urundi unterscheidet man 15 —, die in Geschmack und Verwendung recht verschieden sind. Ob es in den Bergen wilde Formen (*musa ensete*) gibt, ist eine offene Frage. Jedenfalls habe ich nicht selten im wilden Busch Bananen gesehen, die wohl verwilderte waren; sie tragen nach Angabe der Barundi ungenießbare Früchte und heißen *ikiribu*. Auch in Nord-Urundi bei der Mission Mariensee hat sie v. d. Burgt beobachtet. Überall, wo in Ostafrika Bananen als Hauptnährmittel gebaut werden, macht die Eigenschaft der Bananenkultur, daß die Pflanzen durch Wurzelschößlinge sich erneuern oder durch Stecklinge, die nicht weit transportiert werden können, vermehrt werden, und daß der einmal um die Gehöfte geschaffne Bananenhain von langer Dauer ist, die Bananenpflanze zu außerordentlich seßhaften Stämmen. Andererseits erzieht die große Leichtigkeit der Bananenkultur die Volksstämme, die fast nur von Bananen leben, wie die Randbevölkerung des Victoria-sees, zur Trägheit. Kulturfortschritte durch Arbeit werden dort der Bevölkerung nur durch ihre, den ebenfalls hamitischen Bahindageschlechtern angehörenden Häuptlinge (*Kahigi*, *Mugarawua* und andere) aufgezwungen. In Urundi und Ruanda dagegen, wo das Klima und die Oberflächengestalt des Landes die Menschen nötigt, außer Bananen auch noch eine ganze Reihe anderer Hackfrüchte zu bauen, die zum Teil sehr viel Arbeit verlangen, kann die beschränkte Bananenkultur keine träge machende Wirkung ausüben. Immerhin sieht man es den gegenüber anderen Fruchtfeldern stets vernachlässigt aussehenden Bananenpflanzungen an, daß sie auch ohne viel Arbeit gedeihen. Die nach der Abnahme der Fruchtbüschel absterbenden Stämme werden gewöhnlich noch lange stehen gelassen, die vertrockneten großen Blätter hängen gelassen, das Unkraut nur entfernt, wenn es sehr dicht wuchert. Vielfach gibt man sich nicht die Mühe, neue Stecklinge zu setzen, sondern läßt junge Schosse aus dem Wurzelstock austreiben. Dann schneidet man sie weg, bis auf 1 oder 2, die man weiterwachsen läßt, oder man läßt sie alle wachsen. Daher stehen oft in einer Pflanzung die Bananen nicht in einzelnen Stämmen, wie z. B. stets an der Küste, wo die Vermehrung und Erneuerung durch junge Stecklinge die Regel ist, sondern in riesigen Büschen von 4—6—10 aus demselben Wurzelstock getriebenen Stämmen. Häufig sind zwischen die Bananen niedrigere Kulturgewächse gepflanzt, die etwas Schatten vertragen, namentlich Bataten, Kürbisse, Bohnen, auch Mais und Sorghum.

Am besten gedeihen die Bananen auf dem Boden, der während des Wachstums der Pflanze recht feucht, während des Anfaßes und der Reife der Früchte aber trocken ist. Wo reichlich Regen fällt, wie im bergigen West-Urundi, sind deshalb die Bananenschamben nicht an eine bestimmte Lage gebunden, während sie im trockeneren Ost-Urundi sich entweder in die Täler schmiegen, um genug Wasser zu bekommen oder auf freieren Lagen das Wasser durch lange Leitungen künstlich zugeführt erhalten (s. S. 55). In den Berggegenden wird es der Banane aber oberhalb

2400 m zu kalt; schon von 2000 m Höhe an wird sie sichtlich dürftiger. Auch in den sterilen Quarzitlandschaften Ost-Urundi wachsen nur wenig Bananen.

Die Bananenfrüchte werden zum allergrößten Teil unreif und grün abgeschnitten, geschält und in Wasser zu Brei gekocht oder an der Sonne getrocknet und zu Mehl verrieben. Reife Früchte werden nur als Leckerei und in kleiner Menge gegessen, da sie ungekocht schwer verdaulich sind. Künstlich gereift werden sie dagegen mit Feuer in Erdlöchern zum Bierbrauen (s. S. 60).

Nach Abschneiden der Fruchtbüschel geht der Stamm ein. Wenn es nötig ist, haut man ihn ab, zerstückelt ihn und häuft die Stücke als Gründünger um den Fuß der anderen Stämme. Auch als Futter für Jungvieh werden zerhackte Bananenstämme verwendet. In trockenen Gegenden preßt man den wässerigen Saft aus den Stämmen, um ihn zu trinken. Aus den Fasern der halbtrockenen Stämme macht man Schnüre, Stricke, Flechtwerk, mit den trockenen großen Blättern deckt man die Hütten, benutzt sie zum Einpacken verschiedenster Gegenstände usw.

Die Bohnen (ikiharage), die neben den Bananen die Basis der Ernährung der Barundi sind, werden im ganzen Land in großen Feldern angebaut, am meisten in den höheren oder in den trockeneren Gegenden, wo die Banane schlecht oder gar nicht mehr fortkommt. Noch zwischen 2000 und 2500 m Höhe gedeiht sie ganz gut. Man unterscheidet etwa 90 Varietäten, buschige, kriechende, kletternde, wärmeliebende, kälteliebende, mit Früchten verschiedener Größe und Farbe. Sie alle gehören der Spezies *Phaseolus vulgaris* an, die in das Zwischenseengebiet wohl zusammen mit der Batate und dem Mais, also wohl von Westen her, eingedrungen ist (Nr. 28a, S. 222). Die hochrankenden werden manns hoch und erhalten je einen Sorghumstengel oder einen Stock zum Anhaften wie unsere „Stangenbohnen“. Gepflanzt werden sie in kleine, mit der Hacke gemachte Löcher, in die 2 oder 3 Bohnen gesteckt werden.

Ebenso verfährt man mit den Erbsen (*uwusassja*), von denen es etwa ein halbes Duzend Varietäten der Art *Pisum sativum* gibt. Eine mit bläulichen Früchten soll von den Batussi aus ihrer Urheimat in den Gallaländern mitgebracht worden sein (Nr. 19, S. 283), wogegen Stuhlmann annimmt, daß die in Ostafrika nur auf den Hochländern des Seengebietes gebaute Erbse von Süden aus durch Portugiesen eingeführt und sich nordwärts über die Hochländer verbreitet habe (Nr. 28a, S. 225). Die Erbsen sind die einzige Feldfrucht in den oberen Gebirgsgegenden Urundi. Wie auf den hohen Vulkanen Ruandas und auf den Randgebirgen des Rivusees und des Ruffisigrabens, so leben auch auf den hohen Randbergen Nordwest- und West-Urundi bis fast 3000 m Höhe viele tausend Eingeborene fast nur von Erbsen. Überall, wo dort der prachtvolle alte Urwald bis zu den Wasserscheiden hinauf mit Feuer und Art niedergelegt wird, macht er fast ausschließlich Erbsenfeldern Platz, die in dem humusreichen Urwaldboden natürlich wunderbar gedeihen. Immer weiter geht die Vernichtung des Waldes, immer weiter die Ausbreitung der Erbsenfelder, ein jämmerlicher Ersatz für den herrlichen und wirtschaftlich tausendfach wertvolleren Waldbestand, der im jetzigen Klima nie wieder zu seiner vorigen Größe heranzuschonen ist, wenn man das endlich einmal wollte!

Die Bohnen und Erbsen läßt man auf dem „Stock“ völlig ausreifen. Erst wenn die Pflanzen gänzlich abgedorrt sind, so daß die Früchte auszufallen drohen, werden sie ausgerissen, in den Gehöften aufgehäuft, auf den Hüttdächern ausgebreitet und schließlich mit Ruten ausgedroschen. Das leere Stroh wird dann, soweit man

es nicht zur Streu braucht, auf den Feldern in zahlreiche Einzelhaufen, wie unsere Heuhaufen, verteilt und verbrannt, so daß die Asche das Feld düngt.

Erdnüsse (itschjoba) und Mais (ikigori) werden ebenso wie Bohnen in Löcher ausgefät, richtiger gesagt: ausgesteckt. Die Erdnüsse werden aber vorher enthülft, die Maiskörner einen Tag lang in Wasser gequollen. Von Erdnüssen scheint es 3 Varietäten zu geben, die man als itschjoba, itschjema und itschjansa unterscheidet. Aus keiner von ihnen wird Öl gemacht, sondern sie werden nur als Zuspeise oder Näscherei, roh oder in der Asche geröstet, gegessen (Nr. 19, S. 41).

Mais (ikigori) ist in mindestens einem halben Duzend Varietäten vertreten. Wo sich der Boden leicht bewässern läßt, sät man oft dreimal im Jahre Mais und hält davon immer relativ große Vorräte in den Getreideschubern. Die Kolben werden vom Stock geschnitten. Solange sie noch saftig und süßlich sind, werden sie entweder roh oder in der Asche geröstet verzehrt; größtenteils aber werden die ausgereiften Körner zu Mehl zerstampft und zu einer Art Polenta verarbeitet. Das Stroh dient als Brennmaterial.

Von Yam s (igname), Pfeilwurz (amateke) und Bataten (ikisumbu) werden die Knollen gesteckt und etwas Erde darauf gehäufelt. Namentlich die Bataten, von denen etwa ein halbes Duzend Varietäten unterschieden werden (Nr. 19, S. 424), und der Pfeilwurz brauchen für das erste Wachstum viel Wasser und sind deshalb meist auf den Talböden, wo sie auch künstlich bewässert werden können, angebaut (Saf. 22b). Die reifen Pflanzen werden ausgehackt wie unsere Kartoffeln und die abgenommenen Knollen resp. Wurzelstöcke gekocht oder in Asche geröstet.

Maniok (umumbati) hingegen wird durch Stecklinge kultiviert, die man von den saftigen Maniokstauden abbricht und reihenweise in etwas aufgehäufelte Erde steckt. Die Pflanze wächst dann ohne weitere Pflege; sie ist die anspruchsloseste aller Kulturgewächse Ostafrikas und deswegen in Urundi namentlich in den östlichen Quarzlitlandschaften verbreitet. Man unterscheidet mindestens 6 Varietäten, von denen keine so giftig ist, daß sie, wie andere Varietäten Ostafrikas, erst durch Kochen oder Gären genießbar würde. Man isst sie roh, gekocht, getrocknet, als Mehl zerrieben, in Kloßform usw.; die Blätter gekocht als Gemüse.

Sorghum (isakka) spielt in Urundi eine viel geringere Rolle als in Ruanda, wo es an erster Stelle der Kulturpflanzen, noch vor den Bananen, steht. Auch Uha produziert vor allem Sorghum und versorgt in knappen Zeiten die Barundi damit. Immerhin ist in Urundi Sorghum in einigen zwanzig verschieden benannten Varietäten der weißen und roten Art vertreten (Nr. 19, S. 544). Zum Säen des Sorghum wird der Boden einfach umgehackt, meist ohne Furchenziehen, worauf man auf die ebene Erde die Körner mit schwingender Hand ausfät und mit der Hand Erde über die Saat streut. Ebenso wird Eleusine (uwuro) gesät. Die reifen Ähren dieser beiden Hirsearten werden mit dem Messer einzeln von den Halmen geschnitten, wie auch der Mais und der Reis, und auf dem festen Erbdoden vor den Hütten mit Ruten ausgedroschen. Ein Teil des Sorghum wird zu Mehl gemahlen, der größte aber zum Bierbrauen verwandt, während aus Eleusine hauptsächlich Mehl für den täglichen Ugalibrei (umudsima) gemacht wird.

Tabak (itabi) bauen die Barundi, wie oben erwähnt, fast bei jedem Gehöft in kleinen Mengen an, aber die empfindliche Pflanze wird so schlecht gepflegt, daß sie nur ein mäßiges Produkt liefert. Besser ist der Uwiratabak, der im Tanganikagebiet viel

gehandelt wird. Die Barundi stecken den Tabaksamen in kleine, mit der Hacke gemachte Löcher und pflanzen die jungen Stauden nicht um, reinigen und bewässern aber den Boden von Zeit zu Zeit. Sobald die Pflanze blüht (rot, nicht weiß), pflückt man die Blätter, reißt sie auf Bastfäden und trocknet sie an der Sonne. Zur Fermentation und Aufbewahrung werden sie dann in Pakete aus trockenen Bananenblättern gesteckt. Trotz seines schlechten Aussehens riecht der Tabak nicht schlecht, ist aber so stark, daß ihn selbst die Barundi nur selten rauchen, meist bloß alte Männer und Weiber. Alle andern aber sind leidenschaftliche Tabaksnupfer (s. S. 59), wogegen in Ruanda nur selten Tabak geschmupft, aber sehr viel geraucht wird.

Wie alle Narkotika bei den Naturvölkern, so steht auch der Tabak bei den Barundi im Ansehen geheimnisvoller Kräfte. Daher der Brauch, daß man jemand, der ohnmächtig geworden, vor allem eine Prise Tabak in die Nase stopft; ferner daß der junge Ehemann seine Frau mit Tabakrauch anbläst, und andres mehr (Nr. 19, S. 557).

Ebenfalls im engen Gartenbau oder als Zwischenkultur zwischen Bananen oder Sorghum werden mehrere Arten von Kürbissen (imboga), namentlich eine etwa kopfgroße rundliche und eine kleinere gurkenartige, gebaut, die als Gemüse gegessen werden, sowie Flaschenkürbisse (ikisabo) mit verschieden gestalteten Früchten für den Bedarf an Gefäßen.

Die Ölpalme (ingasi), die in Urundi nur im Tanganikagebiet vorkommt, ist nicht eigentlich eine Kulturpflanze der Barundi, sondern ein wildwachsender, aus Westafrika herübergekommener Baum, dessen Früchte sich die Barundi zumuse machen. Etwa 12 km nördlich von Usumbura liegt der Ölpalmenwald von Mtara, der zirka 800 Hektar groß ist und 4—500 000 Ölpalmen (*Elaeis guineensis*) hat. Näher bei Usumbura steht ein Wald von 2—220 000 Palmen, und weiter südlich von Usumbura bis in die Nähe von Udsjidi erstrecken sich weitere Bestände von 3—400 000 Palmen. Erst die Europäer haben die rationelle Kultur der Ölpalme am Tanganika eingeführt, aber gegenwärtig werden die Wälder weder von Europäern noch von Eingebornen genutzt, weil sie der Hauptaufenthalt der Schlafkrankheitsfliege sind und deshalb möglichst gemieden werden. Der einzige Baum, den die Barundi in ihren der Baumkultur abträglichen Hackbau aufgenommen haben, ist der Rindenstoff-Fikus (s. oben S. 24, 31), der wirklich gepflanzt und gepflegt wird. Die Ölpalme aber wird von den Eingebornen nur selten gesteckt und gepflanzt. Die Nüsse treiben, wie sie von den Bäumen fallen, leicht in dem feuchten Boden, auf dem die Ölpalmwälder zu wachsen pflegen. Von den jungen Bäumchen wird die Mehrzahl ausgerissen oder abgehackt und nur wenige stehen gelassen, die die abgestorbenen alten Bäume ersetzen sollen. Die abgeschnittenen reifen Früchte werden erst gebrüht und dann so lange in einem Mörser gestampft, bis alles äußere ölhaltige Fleisch losgelöst ist. Dieser gestampfte Brei wird mit der Hand in einem wassergefüllten Holzzuber ausgequetscht, so daß das Öl auf dem Wasser schwimmt. Von da schöpft man es in einen irdnen Topf und bringt es schließlich in kleineren Töpfen auf den Markt. Das meiste wird nach Udsjidi und nach dem Kongogebiet (Uwira) verkauft; das wenige, was die Barundi behalten, wird zum Ölen einiger Speisen und zum Braten der Fische benutzt, teilweise auch zum Einreiben der Haut und zum Heilen der von den Sandflöhen verursachten Wunden (Nr. 19, S. 291 und 411). Die Verwendung des Palmöls zur Seifenfabrikation kennen die Barundi ursprünglich

nicht; nur die Tanganikabevölkerung hat durch die Araber und Wasuaheli gelernt, durch Vermengung des Öls mit Aschensalzen Seife (kifefe) zu machen, die in faustgroßen Kugeln verhandelt wird.

Außer den genannten Kulturgewächsen sammeln die Barundi und ihre Weiber und Kinder eine Anzahl wildwachsender Pflanzen resp. Teile derselben als Nähr- oder Genußmittel, so z. B. Brennesseln, deren Blätter als „Spinat“ gekocht werden; Sauerampfer, der ebenfalls als Gemüse gekocht wird; Früchte der (verwilderten?) Eierpflanze (*Solanum esculentum*), die roh verzehrt oder geröstet wird; eßbare Pilze, die entweder roh oder gekocht genossen werden; roter Pfeffer (*intore*), mit dessen Schoten gewürzt wird; verschiedene Beeren, die von den Weibern und Kindern genascht werden, namentlich Brombeeren, die überall häufig sind.

Die Lage und die Anlage der Felder (*umurima*) ist in Urundi nicht viel anders als in Ruanda. Nur das fällt dem Beobachter bald auf, daß in Urundi, mit Ausnahme der westlichen Bergländer, die Terrassenfelder, die in dem viel bergigeren Ruanda ganze Berghänge bedecken und überall die Kulturlandschaft charakterisieren, viel weniger häufig sind als dort. In Urundi breiten sich die Felder vorwiegend auf den Flächen aus, sei es auf den breiten Rücken der Hügel und kleinen Plateaus, sei es im Grund der Täler; immer möglichst nahe den Hütten und natürlich auch dem Wasser. Die meisten Felder werden nicht mit Furchen durchzogen, sondern flach umgehackt. Geschieht dies auf noch unbearbeitetem Neuland, so werden die ausgehackten Gräser und Stauden an Ort und Stelle aufgehäufelt, getrocknet und verbrannt, um dann die Asche als Dünger mit einzuhacken. Auch an den Rändern der Papyrusümpfe verfährt man so, daß man nach dem Sinken des Wasserspiegels so weit, wie der oberflächlich trocken gewordene, äußerst fruchtbare Schwemmboden reicht, das Papyrusdickicht abhaut und die abgehackten Papyruswedel, sobald sie dürr geworden, verbrennt (Taf. 22a). Dann werden die Wurzelstöcke umgegraben, schmale Drainagegräben gezogen, die Pflanzenasche als Dünger über das Feld gebreitet und schließlich Bataten, Pfeilwurz und Bohnen in Grablöcher eingesteckt, die schnell aufgehen. Wenn aber Felder an einem Hügelhang angelegt werden, gibt man ihnen die Gestalt langer schmaler Streifen, die dem Abhang in der Horizontale folgen und durch Wegnahme des Bodens bergaufwärts und Anhäufung der Erde bergabwärts möglichst ausgeebnet werden, so daß bei mehreren übereinanderliegenden Feldern eine Stufenanlage entsteht. Jedes Feld ist von dem nächstunteren durch einen grasbewachsenen Erdrain getrennt, wie in Ruanda, selten durch aufgeschichtete Steinsetzungen. Auf diesen Terrassenfeldern bringt man einige breite Furchen an, um Abschwemmungen durch starke Regengüsse zu verhindern. In den Talniederungen aber und auf den künstlich bewässerten Flächen haben die Felder die Form hoher Beete, zwischen denen das Wasser zu- und ablaufen kann.

Da die Feldhacken nicht tief in den Boden eindringen, ist das Roden, Säen und Pflanzen immer ziemlich oberflächlich, so daß die immer wieder bearbeitete äußere Bodenschicht bald ausgefogen wird und „verarmt“. Um dies zu verlangsamen oder ganz zu verhüten, wenden, wie mehrfach erwähnt, die Barundi — was nicht häufig im ostafrikanischen Ackerbau ist — Düngung der Felder an, und zwar entweder tierischen Mist (*ikiragiriro*) von Rindern, Ziegen, Schafen, Hühnern, oder Asche verbrannter Pflanzen (*amase*), vom Herdfeuer, von den ausgerodeten Wurzelstöcken des Grases, des Papyrus, oder Gründünger (Bananenstammstücke, Sorghumstengel) oder Küchen-

abfälle, Kehrlicht u. dgl. Diese Dungstoffe werden gleichmäßig über die Felder verteilt und mit der Hacke leicht eingeharkt, gewöhnlich kurz vor Beginn der Regenzeit.

Sobald die ersten Regen fallen, fängt man mit der Felderbestellung an — Männer, Weiber und Kinder — und sät und pflanzt die verschiedenen Gewächse die ganze Regenzeit hindurch, also vom September oder Oktober bis März oder April. Bohnen, Erbsen und Mais sind das erste, worauf Sorghum und Eleusine folgen, dann kommen die Knollengewächse daran. Schon im November gibt es frische Bohnen und jungen Mais, aber die Haupternte (Bananen, Sorghum, Eleusine) findet im Juni statt. Von Juni bis September oder Oktober ist Trockenzeit, die Ruheperiode für die meisten Felder. Aber in den Fluß- und Bachtälern und in den Niederungen, wo es Wasser gibt, jedoch auch an vielen Stellen der Hügelhänge, wird das ganze Jahr hindurch geackert, gepflanzt und geerntet. Bananen, Bohnen, Mais, Bataten, Kürbisse grünen da auch in den trockensten Monaten.

Dies ist nur unter Zuhilfenahme künstlicher Bewässerung (uwutotsi) möglich, die von den Barundi ganz ähnlich betrieben und zu ähnlicher Entwicklung gebracht ist wie von den Banjaruanda. In den Talebenen und den Bachgründen wird das Wasser durch ein ganzes Netz von größeren und kleineren Kanälen und Gräben aus dem Hauptlauf abgelenkt und über die Fläche verteilt. Hier ragen dann die zahllosen Parzellen der Felder als hohe Beete über die Wassergräben empor (Taf. 22b). Um aber auch Felder auf Hügelhöhen zu bewässern, wird der Bach in seinem Oberlauf durch einen Damm aus Erde und Flechtwerk zu einem Weiher angestaut und von hier aus ein oft mehrere Kilometer langer Graben an den Berghängen entlang geführt, bis er das gewünschte Endziel erreicht hat. Von dieser Hauptader zweigen von Zeit zu Zeit kleinere Wasseradern ab und beriefeln zahlreiche Felder an den Hügeln. Ist ein Feld genug bewässert, so wird sein Zufuhrgraben abgedämmt. Die letzten Felder bekommen nur noch wenig; alles Wasser ist aufgebraucht. Es ist erstaunlich, mit welchem Verständnis für die Laufgeschwindigkeit und den Druck des Wassers die Gräben nivelliert, eingedämmt und an den Talhängen mit allen ihren Ein- und Ausbuchtungen entlang geführt sind. Wird der Hang einmal durch eine tiefe Erosionsschlucht unterbrochen, die auch den Graben unterbricht, so hilft man sich durch einen oft von weiter her gebrachten langen Baumstamm, den man horizontal über die Schlucht legt und ihn auf der Oberseite als Rinne aushöhlt, durch die das Wasser fließen kann. Es gibt solche Baumleitungen von 30—40 m Länge (Nr. 19, S. 50). Der Bau der Wasserleitungen ist gemeinsame Männerarbeit der Anwohner, und jeder hat Anspruch auf seinen Anteil Wasser. Die gerechte Verteilung des Wassers wird vom Mutuale des Distriktes angeordnet und überwacht.

Ähnlich sorgfältige und mühsame künstliche Bewässerung, die jedem europäischen Gartenbauer Ehre machen würde, kenne ich aus Ostafrika nur noch von den Wadschagga des Kilimandjaro. Die in manchen Teilen von Usambara, Uluguru, Uffagara und mehreren anderen Bergländern stehen ihnen aber nicht viel nach.

Trotz alledem bauen die Barundi nicht mehr Nährfrüchte an, als sie gerade für den Jahresbedarf brauchen. Mit und ohne künstliche Bewässerung würde der Boden, der, außer in den sterilen steinigigen Quarzitgebieten des Ostens, zum größten Teil eine fruchtbare Roterde oder in den Talniederungen ein dunkelgrauer Schwemmboden oder auch Humus ist, viel mehr hervorbringen, wenn mehr Feld unter Kultur genommen würde. Dem aber steht hauptsächlich der Mangel an Verkehr

entgegen, denn da es im großen Inner-Urundi weder Märkte noch organisierten Handel gibt — nur das Tanganikagebiet hat beides —, so könnte der Murundi eine über den eigenen Bedarf hinausgehende Produktion gar nicht verwerten. Mit Mißernten aber rechnet er nicht, er sorgt sich, wie fast alle Neger, nie um das, was kommen mag. Und da auch nicht einmal die Dauerfrucht Maniof, die selbst in den trockensten Jahren, wenn alles andere verkümmert, noch guten Ertrag bringt, in beträchtlicher Menge gebaut wird, so werden in schlechten Erntejahren weite Gebiete von Hungersnot heimgesucht. Das ist namentlich in dem unfruchtbaren quarzitären Ost-Urundi der Fall, wo dann die Missionen (Mugera, Mujaga u. a.) und das Gouvernement durch Einfuhr von Getreide (Sorghum) aus Uha und Usámbiro helfend einzugreifen pflegen, aber doch nicht hindern können, daß viele Menschen, vor allem Kinder, Hungers sterben.

Ein anderer gewichtiger Grund, der die weitere Ausdehnung des Ackerbaues hindert, liegt in den Eigentumsverhältnissen des Bodens, in der Vorherrschaft der vor allem Weideland für ihre Rinderherden beanspruchenden Batussi, worauf wir nachher zu sprechen kommen (S. 57).

Die auf den Äckern heranreifenden Feldfrüchte sucht man mannigfach gegen Schädlinge zu schützen. Unkraut wird gejätet, Raupen, Käfer, Schnecken abgelesen; Vögel werden durch Vogelscheuchen abgeschreckt, die man z. B. aus galgenförmig aufeinander gebundenen Sorghumstengeln und daranhängenden klappernden trockenen Früchten herstellt; große Tiere aber, wie in den Bergen West-Urundis die Wildschweine und Paviane, werden entweder durch Zäune abgehalten oder durch Wächter verjagt, die am Tag herumgehen und nachts von kleinen, im Feld stehenden hochbeinigen Pfahlbauhütten aus zeitweise lautes Geschrei erheben und mit Stöcken klappern. In den wasserreichen Tälern West-Urundis sind wie in denen Ruandas die dort sehr häufigen Kronenträniche, Sporengänse und Nilgänse die ärgsten Feinde der Felder, da sie die jung hervorsprossende Saat der Bohnen, Bataten, Kürbisse, Hirse usw. abfressen. Mit Klappern und Geschrei suchen sich die Bahutu ihrer zu erwehren. Die ebenfalls in den Sumpftälern häufigen Ibisse, Reiher und Regenpfeifer schädigen die Saaten nicht, sondern grundeln in den Dränierungsgräben nach Fröschen, Würmern, Schnecken. Im trockeneren quarzitären Ost-Urundi gibt es solche Sumpftäler und damit auch die genannten, den Feldern schädlichen Vögel nur sehr wenige.

Die eingeernteten Feldfrüchte werden teilweise in den Hütten selbst in Körben und Säcken aufbewahrt, größtenteils aber in den oben erwähnten korbähnlichen Vorratskammern (s. S. 22) neben den Wohnhäusern. Namentlich mit Bohnen, Sorghum und Mais werden diese Korbhütten angefüllt, die Maiskolben aber in der Trockenzeit auch in großen Bündeln an den die Gehöfte umstehenden Ficusbäumen aufgehängt. Die Knollenfrüchte Bataten, Yamö, Maniof, Pfeilwurz werden gewöhnlich nicht aufgestapelt, sondern so lange im Boden gelassen, bis man ihrer bedarf; weshalb auch die angebaute Menge nie groß ist, da sie sonst verderben würden.

Ich erwähnte vorhin, daß einer weiteren Ausbreitung des Ackerbaues in Urundi die eigentümlichen Besitzverhältnisse entgegenstehen. Die Dinge liegen hier ganz ähnlich wie in Ruanda. Keiner der ackerbauenden Bahutu ist Eigentümer des von ihm bearbeiteten Grund und Bodens. Alles Land gehört dem König, der seine Großväter und diese wieder die kleineren Batussi-Batwale damit belehnen (s. S. 89). Der Mutwale vergibt die einzelnen Landparzellen an die ihm unterstehenden Bahutu

zu Lehen. Von ihm müssen die Bahutu in jedem Einzelfall die Erlaubnis zur Bearbeitung eines Stückes Land, zum Bau einer Hütte, zur Anlage von Feldern einholen, und an ihn zahlen sie eine einmalige Abgabe in Naturalien und einen jährlichen „Zehnten“ als Lehnzins. Wird der Jahreszins zur Erntezeit nicht entrichtet, so kann der Mutwale den Säumigen sofort von der Scholle jagen. Auch kann er außerordentliche Abgaben, wie Geschenke an den Oberhäuptling, Karawanenverpflegung durchreisender Europäer u. dgl. von den Bahutu verlangen, ohne sie zu entschädigen. Die Gegenabgaben oder Zahlungen der Europäer steckt der Mutwale in seine eigene Tasche: *Misera contribuens plebs!*

Da nun aber das größte Interesse des Mutussi-Lehnsherrn nicht auf den Ackerbau der Bahutu gerichtet ist, sondern auf seine Rinderherden und deren Gedeihen, also vor allem auf die reichliche Weide der Tiere, so ist es ihm in den meisten Fällen sehr unangenehm, wenn ein Bahutu die ohnehin schon recht knappen Weidegründe durch Anlage neuer Felder noch mehr einengen will. Dieser Widerstreit der Interessen, der natürlich von den Mutussi meist zugunsten der Viehweide und zuungunsten des Ackerbaues entschieden wird, wird freilich auch bestehen bleiben, wenn einmal das große Land dem Handel und Verkehr geöffnet sein wird und der Bahutu seine Bodenprodukte nach auswärts verkaufen kann. Der Konflikt der Interessen wird dann sogar noch viel schärfer werden, als er jetzt ist, da die Bahutu dann immer mehr anzubauen und abzusehen sich bemühen werden. Da kann nur eine gründliche Änderung in den Weideverhältnissen, ein teilweiser Übergang zum Anbau von Kraftfutter und zur Stallfütterung, die Schwierigkeiten mildern. Das sind in der Praxis schwer zu lösende Fragen; aber sie werden nun, nachdem die Mittelbahn am Tanganika angelangt ist und die anliegenden großen volkreichen Länder produktiver gemacht werden sollen, unsere an leitender Stelle stehenden Kolonialpolitiker viel beschäftigen müssen. Schließlich wird man nicht umhin können, das auf diesen Ländern und ihrer Entwicklung lastende Grundübel, die Mutussiherrschaft selbst, an der Wurzel zu fassen. Dazu gehören aber stärkere Machtmittel, als wir sie jetzt dort haben. Wird die Schutztruppe nicht vermehrt, so wird doch die Mittelbahn helfen, die Machtmittel schneller konzentrieren zu können als bisher, und die Bahutu werden schließlich mit uns gegen die Mutussi sein, sobald sie sehen, daß wir stärker sind als jene.

Am Schluß dieser Übersicht über den Ackerbau der Barundi seien einige mit ihm zusammenhängende religiöse Bräuche kurz angeführt (Nr. 19, S. 20/21). Für jeden der großen Lehnbezirke oder Provinzen befehlt der dortige Oberhäuptling oder Großmutwale am Anfang der Regenzeit den Beginn der Feldarbeiten, nachdem er mit seinen Zauberern (*abafumu*) eine Menge Zeremonien ausgeführt und Opfer dem Hauptgott *Imana* als dem Segenspenden dargebracht hat. Der Befehl des Oberhäuptlings wird von den Unterhäuptlingen an die kleineren Mutwale und von diesen an die Bahutu weitergegeben. Auch diese bringen erst dem Gott kleine Spenden dar, und wenn sie dann das Feld zu hacken anfangen, tanzt am ersten Tag ein Zauberer (*umufumu*) mit Rufen und Gestikulieren vor ihnen her, um die bösen Geister zu bannen und die Saat zu segnen.

Nach Pater Gafldinger verläuft in Zentral-Urundi (*Mujaga*) die Weihe der Feldbestellung etwas anders. Dort wird bei Beginn der Regenzeit, wenn das hohe Gras abgesieht und mit den Hacken unter die Erdschollen untergegraben wird, die Arbeit mit einer Zeremonie begonnen, die den Segen *Kirangas* herbeiführen

folll. Die gelb und rot bemalten Männer stellen sich auf dem zu bearbeitenden Feld in Reihe und Glied mit den Hacken auf. Neben dem Feld sitzt Kiranga mit zwei Begleitern (ivisjogo). Vor den Männern inmitten des Feldes steht ein bemaltes und reich geschmücktes Mädchen und beginnt nun zu springen, zu tanzen und zu singen, wobei sie das hohe Gras absichelt. Singend erbittet sie vom Kiranga gute Saat, verflucht die Zauberer und Hexen, die dem Felde schaden wollen, und läßt sich von den Männern reichliche Bieropfer für den Sommer versprechen. Die Männer schreiten ihr langsam nach und graben den Boden um, wobei sie in rhythmischem Takt die Hacken ins Erdreich schlagen. Kiranga wird je nach der Art der Saat mit einem besonderen Namen angerufen: Njamurimi beim Säen des Sorghum, Njabaschi bei Erdnüssen, Rumambo bei Mais usw. (Nr. 45, S. 316).

Vom vermutlichen Thronerben des Königs glaubt man, daß er bei seiner Geburt ein Samenkorn von jeder Feldfrucht Urundis in seinen geballten Fäustchen halte. Hat Hagel oder ein Wolkenbruch den Mais oder das Sorghum eines Feldes zu Boden geschlagen, so läuft der Muhutu, der den Acker bestellt hat, mit einer Viehglocke um das Feld herum und erinnert durch lautes Schellen den Gott, dem er geopfert hat, an seine Pflicht, das Feld gegen böse Geister zu schützen. Wenn dieses Schellen gehörig geschieht, richten sich die niederliegenden Pflanzen wieder auf.

#### 4. Genußmittel

Narkotische Genußmittel kennt der Murundi nur zwei, den Tabak und den Alkohol (Bier). Die Kultivationsart des Tabaks (itabi) ist schon S. 53 besprochen worden, desgleichen die Tatsache, daß die Barundi außer alten Männern und

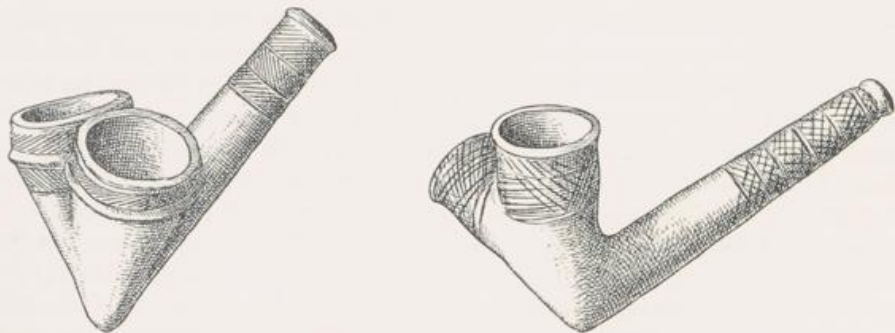


Fig. 11. Doppelte Tabakspfeifen aus schwarzem Ton, wahrscheinlich zu Totivzwecken.  
(Museum für Völkertunde, Berlin, Nr. 6595, 6596.)

alten Weibern (auch der Batwa) nicht viel Tabak rauchen, alle aber starke Schnupfer sind. Dieser auffallende Unterschied von den benachbarten Banjaruanda, die sämtlich, wie auch die Baganda und Banjoro, Männer und Weiber, leidenschaftliche Raucher sind, aber nicht Schnupfer, hat wohl seinen Grund in der Qualität des Urunditabaks, der infolge geringer Pflege sehr schwer ist. Wo man bei den Barundi Tabakspfeifen sieht — und das ist hauptsächlich im Norden und namentlich im Nordwesten der Fall — sind es dieselben Formen wie bei den Banjaruanda, und wie dort werden sie von den Batwa aus schwarzem Ton hergestellt (Taf. 49 und Textbild 11). Das Pfeifenrohr ist ein Stück Schilfrohr. Am Tanganika sind auch

Wasserpfeifen aus Kalebassen mit seitlich eingestecktem tönernen Pfeifenkopf in Gebrauch, die von den kongolefischen Wawira übernommen sind.

Das Schnupfen (kusomera) hingegen wird von allen Barundi, Männern, Weibern und halbwüchfigen Kindern, so eifrig betrieben, daß es fast als ein nationaler Sport oder ein „Nationallaster“ gelten kann (Taf. 28). Wenn nur nicht so unappetitlich dabei verfahren würde! Es ist nicht das gemütliche, fast zierliche, gefühlvolle Schnupfen der Wadschagga des Kilimandjaro, die aus einem kleinen perlenbestückten Büchschchen ein wenig feingeriebenes Tabakpulver auf den Handrücken streuen und es kurz mit der Nase einziehen, als ob sie an einer Blume röchen, sondern der Murundi schnupft folgendermaßen: Zunächst braucht er drei kleine Schnupfgeräte, ein kleines Ziegenhorn als

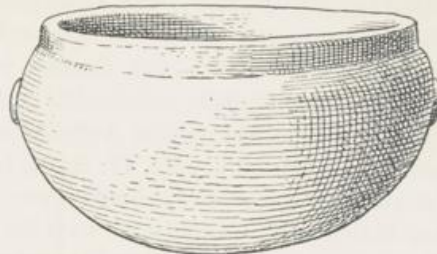


Fig. 12. Kleine Holzschale zum Anrühren von Schnupftabaksaft.  
(Museum für Völkertunde, Berlin, Nr. 5277.)

Tabakbehälter (ihembe), das an einer Schnur um die Schulter getragen wird, eine Holzschale zum Anwässern des Tabaks (Textbild 12), und einen aus einem kleinen gespaltenen Holzstück gefertigten Nasenklemmer (umunengo), der etwa die Form einer Wäscheklammer hat und an einer Schnur um den Hals hängt (Textbild 13). Um nun zu schnupfen, tut der Murundi zunächst etwas Tabak aus dem Horn in die Holzschale, gießt ein wenig Wasser dazu und quetscht die Mischung so lange mit einem Stück Holz durcheinander, bis das Wasser zu einem braungrünlichen Tabaksaft geworden ist. Diese Sauce gießt er dann in die hohle Hand und schlürft sie mit wonnigem Brummen in die Nasenlöcher ein. Das alles geschieht meist im Hocken oder Sitzen (s. Taf. 28b). Da der Saft aber natürlich gleich wieder herauslaufen würde, setzt man den genannten hölzernen Kneifer auf die Nasenflügel oder hält sie sich mit Daumen und Zeigefinger von oben her zu. Die Priese ist gut, wenn sie so scharf ist, daß dem Schnupfer die Tränen aus den Augen kollern. So läßt er die reizende Brühe 3, 5 und mehr Minuten in der Nase. Hat er endlich genug von diesem Genuß, so beugt er sich vornüber, nimmt den Kneifer oder die klemmenden Finger weg und läßt die lange roßige Sauce zur Erde laufen, worauf er den Rest mit den Fingern ausschneuzt und sich die Finger an den nackten Beinen abwischt. Die ganze Prozedur, die man täglich viele Duzend Male beobachten kann, ist so widerlich, daß einem dadurch der Aufenthalt unter Barundi leicht verleidet werden könnte, wenn man sich nicht immer wieder sagte, daß man ein ethnologisches Studienobjekt vor sich hat, das als solches jenseits von Gut und Böse steht.

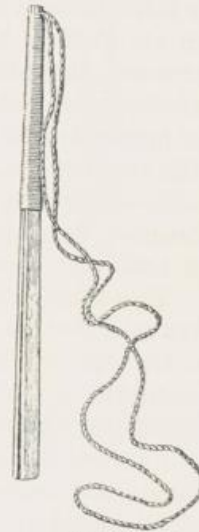


Fig. 13.  
Hölzerner Nasenklemmer für Tabakschnupfer.  
(Museum für Völkertunde, Berlin, Nr. 5278.)

Wenn aber einen Schnupfer plötzlich das Niesen ankommt, schneuzt er schleunigst den ganzen Saft mit den Fingern aus; sonst passiert Fürchterliches. Und wenn er genießt hat, wünschen ihm die Umstehenden „kira“ (wohl bekomm's), und seine Antwort lautet „tukirane“ (gehe es uns gut). Eine Priese anbieten und die an-

gebotene annehmen, gehört zum guten Ton. Nur die Batwa bekommen keine von den andern Barundi und bieten ihnen keine an (Nr. 19, S. 465).

Noch leidenschaftlicher als den Tabak lieben die männlichen und weiblichen Barundi aller Stammes-, Standes- und Altersklassen den Alkohol in Gestalt des Bieres (insoga). Man kann annehmen, daß mindestens die Hälfte der Jahresernte in Bier verwandelt wird. „Wenn die Barundi im allgemeinen ein nüchternes Volk sind, so sind sie es nicht aus Tugend, sondern weil sie nicht genug zu trinken und zu essen für ihren Appetit haben. Sie würden einen Ochsen auf einen Sitz auffressen, und wenn man ihnen Bier à discretion gäbe, würden sie sich vom Morgen bis zum Abend betrinken“ (Nr. 19, S. 317). Trunkenheit gilt nicht für einen Fehler oder für ein Laster, sondern für einen Beweis von Wohlhabenheit oder von Freigebigkeit des Gastgebers. Die Monate nach der Hirse- und Bananenernte, also vom Juli bis September, sind die Zeit des Bierbrauens (kwenga insoga, kutoba), des Schlemmens und der allgemeinen Bezechtheit in ganz Urundi, d. h. solange der Vorrat reicht; oft ist schon nach vier Wochen der letzte Tropfen durch die Gurgel gejagt, und die durstigen Seelen müssen enthaltsam sein bis zur nächsten Ernte. In den Zechmonaten aber hallt aus den meisten Gehöften Gesang und Geschrei bis tief in die Nacht hinein, denn stille einsame Zecher gibt es nicht, da das Biertrinken immer Gesellschaftssache ist. Einer nach dem andern lädt Freunde und Verwandte zu gemeinsamem Gelage ein, und so kneipt man sich der Reihe nach durch alle befreundeten Familien durch, bis nichts mehr da ist. Außerdem werden volle Viertöpfe bei jeder passenden Gelegenheit als Geschenk dargebracht und gemeinsam vom Beschenkten und Schenker ausgetrunken. Und selbstverständlich gehört Bier, viel Bier zu jeder Art festlicher Veranstaltung, die auch gewöhnlich mit Tanz verbunden sind (s. S. 65, 128). Da das am meisten beliebte Bananenbier ziemlich stark stürmt und die Barundi von Natur leicht erregbar sind, geht es bei den gemeinsamen Gelagen im vorgerückten Stadium meist recht stürmisch zu, und regelmäßig kommt es zu heftigem Wortstreit, oft auch zu Prügelei, Lanzenstechen und Totschlag, was im letzteren Fall schlimme Folgen für die beteiligten Familien hat (s. S. 97, 105).

Bemerkenswerterweise ist das Bierbrauen bei den Barundi Sache der Frauen, und sie verstehen sich vortrefflich darauf; sie kneipen aber auch sehr wacker mit. Es gibt vier verschiedene Bierarten in Urundi. Am verbreitetsten, beliebtesten und kräftigsten ist das Bananenbier (insoga j'ivitoke). Zu seiner Herstellung werden zunächst grüne, unreife Bananen künstlich in einer Art Brutofen ausgereift. Dieser ist nichts anderes als eine in festem Erdboden gegrabene Grube. Sie wird unten mit grünen Bananenblättern belegt, darauf die Bananenbüschel geschichtet, hierüber wieder grüne Blätter gebreitet und oben dürre Bananenblätter darübergehäuft, die angezündet werden. Sobald sie brennen, wird das Ganze mit Zweigen und Erde zugedeckt. Nach 4—5 Tagen sind die Bananen ausgereift. Sie werden nun herausgeholt, geschält und in einen Holztrog getan, wo sie mit reinen Grasbüscheln, die man in der Hand hält, zerquetscht werden. Darauf wird Wasser zugegossen und alle festen Bestandteile herausgefischt. Der übrigbleibende Saft wird mit einer Kürbisschale in einen großen Tontopf geschöpft und etwas Sorghummehl zugefetzt, um es gären zu lassen. Nachdem er so 4—5 Tage gegoren hat, wird das nunmehrige Bier in kleinere Krüge gegossen und ist fertig zum Gebrauch.

Weniger umständlich ist das Brauen des Hirsebiers (insoga j'impeke), das aber auch weniger schmackhaft und weniger beliebt ist. Natürlich überwiegt es in den Landstrichen, wo mehr Sorghum als Bananen gebaut werden, wie z. B. im östlichen Urundi und in Uha. Das Brauverfahren ist folgendes: Rotes oder weißes Sorghum wird in kaltem Wasser zum Schwellen und Keimen gebracht. Nach einigen Tagen wird die Hirse in einen Korb gehäuft, und nachdem sie auch darin einige Tage gekemt hat, an der Sonne getrocknet und zu Mehl verrieben. Hierauf wird das Mehl in kochendes Wasser geschüttet und der Brei unter allmählichem Zugießen von kaltem Wasser beständig mit einem Holzbrettchen umgerührt. Wenn schließlich der große Kochtopf ganz von kaltem Wasser angefüllt ist, gießt man ein wenig saures Bananenbier zu und läßt nun den Brei sich auf den Boden des Gefäßes absetzen, wonach das darüberstehende fertige Bier in kleine Töpfe abgossen wird. Es behält freilich immer eine etwas mehligte Farbe und wimmelt von schwimmenden Hirsekörnchen oder Keimchen.

Am besten schmeckt zweifellos dem europäischen Gaumen die dritte Art Bier, die man Bananenmost (umutobe) nennen könnte, da es nur mit Wasser vermischter Saft ausgedrückter reifer Bananen ist, der leicht angegoren ist. Das Getränk moussiert wie Sekt, schmeckt süß-säuerlich, ist sehr erfrischend und bekommt gut. Wegen seiner Harmlosigkeit wird es aber von den Barundimännern verschmäht und den Kranken, den Weibern und Kindern überlassen, die es überaus lieben (Nr. 19, S. 74).

Als vierte Bierforte ist das Honigbier (umutobe w'insuki) zu nennen, das einen limonadenartigen Charakter hat, aber doch etwas alkoholisch ist, so daß es auch die Männer gern trinken. Es wird aus  $\frac{1}{5}$  Honig und  $\frac{4}{5}$  Wasser zusammengemischt, die man kurz kochen läßt. Darauf wird es umgegossen, einige Tage nahe dem Feuer warm gestellt, ohne daß es kochen darf, und schließlich einen Tag lang an die offene Sonne gesetzt, wo es leicht gärt. Auch dies ist ein wohlschmeckendes gesundes Getränk.

Das Honigbier und der Bananenmost halten sich nicht lange, letzterer nur 4 bis 5 Tage, weshalb sie schnell weggetrunken werden müssen. Auch die an erster und zweiter Stelle genannten Bananen- und Sorghumbiere sind keine Dauerbiere, sondern werden um so schneller sauer, je wärmer sie stehen. In den kalten Gebirgsgegenden halten sie sich 5—6 Wochen lang, aber in den viel größeren wärmeren Plateauländern schlagen sie viel früher um, so daß schon aus diesem Grund die hohe Zeit des allgemeinen Kneipens auf nur wenige Wochen zusammengedrängt ist, diese aber um so intensiver ausgenossen werden.



Fig. 14.  
Behälter für Saugrohre zum Biertrinken.  
(Museum f. Völkert., Berlin, Nr. 4875, 6391, 6652.)

Die Barundi trinken das Bier selten aus Töpfen oder aus offenen Kürbischalen, wie die meisten anderen ostafrikanischen Neger, sondern gewöhnlich gießen sie es aus den Töpfen in Kalebassen und saugen es daraus mittels Strohhalme oder Schilfrohre (umukenke), etwa wie wir den Eiskaffee. Ebenso tun die Banjaruanda und Basiba. Auch auf Reisen und Märschen tragen sie Bierkalebassen mit den dazugehörigen, in geflochtenen oder geschnitzten Futteralen steckenden Saugrohren mit sich (Textbild 14).

Die eigentlichen Bierbrauer sind in Urundi, wie erwähnt, die Bahutuweiber. Im Trinken aber sind Bahutu und Batussi gleich stark, und zwar sind sie meist gewaltige Potatoren, die durchschnittlich 12—15 Liter täglich vertilgen. Auch die Batwa sind starke Biertrinker, wenn sie Bier haben. Gewöhnlich tauschen sie sich es gegen die von ihnen fabrizierten Tongefäße von den Bahutu ein, obwohl ihre Weiber nicht ungeschickt im Bierbrauen sind; die Bananen dazu kaufen sie ebenfalls von den Bahutu, da sie keine eigenen Bananenpflanzungen haben. Batussi und Bahutu trinken oft gemeinsam, aber nie mit den Batwa, die selbst für sich nicht trinken dürfen, wenn ein Muhutu oder gar ein Mutussi in der Nähe ist.

Daß es in einem noch recht verkehrsarmen Lande wie Urundi auch keinen von außen eingeführten Alkohol oder gar europäischen Schnaps gibt, bedarf kaum der Erwähnung.

Auch das Haschischrauchen ist den Barundi unbekannt, obgleich es bei den benachbarten Wanjamwesi sehr im Schwange ist und Hanf (urumogi) stellenweise in Urundi, bis weit im Innern, wächst (Nr. 19, S. 260). Ebensovienig kennen sie das Betelkauen, das leider durch Araber und Inder weit in Ostafrika verbreitet worden ist, oder irgendein anderes stimulierendes Genußmittel außer den obengenannten.

## Fünftes Kapitel

### Spiele, Tänze, Musik

Wie fast alle ostafrikanischen Stämme sind auch die Barundi, Kinder und Erwachsene, immer zu Spiel (uwukini), Tanz und Vergnügen geneigt; die Batussi, die sonst wenig oder nichts zu tun haben, obenan, aber auch die große Menge der Bahutu. Selbst die durch ihre Variastellung niedergedrückten Batwa sind eifrige Tänzer.

Bei den Batussi und Bahutu beteiligen sich an den Spielen und Tänzen der Erwachsenen schon viele Kinder, denn die Kinder sind hier wie bei allen Negerstämmen schon mit 8 oder 9 Jahren fast ebenso reif wie die Erwachsenen. Niemals spielen Negerkinder, wenn sie über die ersten Jahre hinaus sind, mit so naiver Hingebung und Anmut wie unsere Kleinen. Eine ganze Reihe Spiele haben aber die Kinder, andere die Erwachsenen für sich. Unter den Kinderspielen steht voran das „Soldaten-



Fig. 15. Kinderspielzeug: Rohrflinte zum Abschneiden von Holzpfeilen.  
(Museum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 6515.)

spielen“ der Knaben, wobei sie sich, wie überall in der Welt, in zwei feindliche Heere teilen, einander zu überlisten suchen, allerlei Manöver machen und mit Bogen und Speeren aufeinander losgehen, ohne sich etwas Empfindliches anzutun. Ernster geht es schon beim Gesechtspielen zu: zwei Trupps bewaffnen sich mit leeren Maiskolben oder Steinen und beschießen sich damit so lange, bis die eine Partei genug Verwundete hat und die Flucht ergreift. Noch ernster wird der Zweikampf ausgefochten, bei dem zwei Knaben, die einander beleidigt und herausgefordert haben, so lange mit Stöcken aufeinander losprügeln, bis der eine ausreißt.

Aber mehrere im Berliner Völkermuseum befindliche Spielsachen der Barundikinder hat R. Weule berichtet (Ethnolog. Notizblatt, Bd. II, Heft 1, S. 48—52). Als Spielsachen machen sich die Jungen kleine Schwerter, Bogen, Pfeile, Lanzen aus Holz oder Rohr, im Tanganikagebiet aber, wo man Gewehre kennt, auch kleine Flinten aus Sorghumstengeln oder Bambusrohr, aus dem ein federndes Stück Palmstengel einen Holzpfeil schleudert (Textbild 15). Ferner verfertigen sie sich aus einem röhrenförmigen Stück Baumrinde, die sie, wie bei unserem Pfeifenschneiden, vom Zweig loslösen, ohne sie zu zerreißen, Knallbüchsen. Beide Öffnungen werden durch je einen Pfropfen aus nassem Bast verschlossen und der eine Pfropf dann durch ein Stöckchen

hineingestoßen, so daß die komprimierte Luft den anderen Pfropf mit lautem Knall hinaustreibt.

Ein beliebtes Spiel, an dem sich auch Erwachsene beteiligen, ist das Reifenwerfen (ulubangwe). Zwei Spielergruppen stehen einander gegenüber und werfen sich abwechselnd mit starkem Wurf einen Reifen zu, den die Gegenpartei in der Luft auffangen muß, aber nicht mit der Hand oder einem Stock, sondern mit einer Schnur, die sich vorn gabelt und an jedem Ende einen leeren Maiskolben angebunden hat. Der Reifen muß sich in dem ihm entgegengeschleuderten Schnurende verfangen. Die Partei, der dies am häufigsten glückt, hat gewonnen.

Kleine Flugdrachen werden aus Stücken federleichten Binsenmarkes gemacht, die durch ein Stäbchen zusammengehalten werden. Als Schweif dient ein Feszen Rindenstoffes. Aber die Dinger fliegen ebenso schlecht wie die kleinen aus Zeitungspapier gefertigten Drachen unserer europäischen Kinder (Weule a. a. O., S. 51).

Knaben und Mädchen spielen gern Nußverstecken im Sand, das ganz ähnlich auch von unseren Kindern gespielt wird. Auf dem Erdboden sitzend, häufeln sie den Sand auf einen kleinen Haufen, stecken die kleine Nuß eines Baumes hinein und teilen den Haufen in 5—6 Segmente, deren eines die Nuß enthalten muß. Wer nun die meisten Segmente auseinanderkrazt, bis er auf das mit der Nuß kommt, der hat gewonnen.

Kreisel (irebe) machen sich die Kinder aus einem kleinen Kürbis oder einer trockenen Fruchtschale, in die ein Stöckchen gesteckt wird. Um das Stöckchen wird ein Bastfaden gewunden und dieser rasch durch ein mit der anderen Hand gehaltenes gespaltenes Holzstück abgezogen. Durch Löcher im Kreisel wird er zum Brummen gebracht (Nr. 19, S. 320 und Weule a. a. O., S. 51).

Die Knaben vergnügen sich mit Stockwettwerfen, indem jeder zwei Stäbe nimmt und einer nach dem anderen seine Stäbe wie Speere von demselben Platz aus nach derselben Richtung wirft. Jeder, der einen anderen Stock überworfen hat, nimmt nun diesen anderen Stock zu den seinigen hinzu, und wer schließlich die meisten hat, der hat gewonnen.

Zum Ballspiel werden Bälle aus allerlei elastischem Material gefertigt, die sich die Kinder einander zuwerfen oder mit dem Stock schlagen.

Versteckenspielen und Suchen, wobei der Gefundene nun seinerseits suchen muß, wird natürlich auch geübt; desgleichen wie bei den Banjaruanda das Springen über eine möglichst hoch aufgespannte Schnur oder Stock.

Den Mädchen wird weniger Zeit zum Spielen gelassen als den Knaben, denn sie werden von früh auf durch Heranziehen zur Hausarbeit, zum Behüten kleiner Geschwister, zum Wasserholen, Streholen usw. an die all diesen Völkern eingewurzelte Auffassung gewöhnt, daß das Weib das eigentliche Arbeitstier ist. Immerhin haben auch sie freie Stunden, und die gehören dann meist dem Puppenspielen. Die Puppen (umwana) machen sie sich selbst aus einem der in der Mitte etwas eingeschnürten kleinen Kürbisse, indem sie auf dem einen Rundteil Augen, Nase und Mund durch ein paar eingekrazte Löcher andeuten, auf dem andern ein paar Striche als Arme und Hände anbringen. Oder aber sie nehmen die zapfenförmige rötliche Blüte der Bananenstaude zum gleichen Zweck. Oft wird noch ein Feszen Bast als Kleid angebracht und dann die schöne Puppe auf dem Rücken getragen, wie die Mütter die Kinder tragen.

Die erwachsenen Männer vertreiben sich die arbeitslose Zeit, wenn sie nicht kneipen und nicht klatschen, mit Wettschießen von Pfeilen nach einem bis über 100 m weit aufgestellten Stock oder mit Wettwerfen von Lanzen nach irgendeinem entfernten Gegenstand. Als ruhiges Sitzspiel, an dem aber immer nur zwei teilnehmen können, ist im Tanganikagebiet das unserm Damenbrett ähnliche Brettspiel (ikisoro) viel im Gebrauch, das als mbao von den Wasuaheli bekannt ist und wohl von dort über Unjamwesi nach dem Tanganika importiert ist. Vom Tanganika ist es auch zu einigen Häuptlingen Inner-Urundi vorgebrungen. Das Brett ist an den Ranten abgerundet und hat in 4 Reihen 32 kleine napfförmige Aushöhlungen, die mit kleinen Steinen oder Fruchtkernen besetzt werden. Durch ein ausgeklügeltes System von Zügen und Gegenzügen bzw. Setzen und Wegnehmen, dessen Beschreibung hier zu weit führen würde und ohnehin aus dem ostafrikanischen Küstenland bekannt ist, gewinnt schließlich der eine Spieler sämtliche Steine des andern.

Das von Weule (a. a. O., S. 52) aus Usige, also vom Nordrand des Tanganikasees, beschriebene Geduldspiel ikifundo dürfte Import der Araber oder Wasuaheli sein. In Urundi selbst habe ich es nicht gesehen.

Auch andere verbreitete Spiele, wie z. B. Fadenabheben, habe ich weder bei den Kindern noch bei den Erwachsenen beobachtet.

Als teilweise bloße „Spiele“ sind aber hier die Tänze (ivino, uruvino) anzuschließen. Freilich wird nur die Minderzahl bloß um des Tanzes willen zur Unterhaltung ausgeführt; die meisten haben Beziehung zur Feier irgendeines familiären, sozialen, kriegerischen oder religiösen Festes und werden bei diesen besonderen Anlässen getanzt. Aber sie alle gleichen einander in der Form und können deshalb gleich hier zusammen betrachtet werden, bis auf die religiösen, über die wir später im Kapitel „Religion“ sprechen werden (s. S. 127).

Wie die Banjaruanda tanzen die Barundi mit größtem Vergnügen und bei jeder sich bietenden Gelegenheit. „Sich vergnügen, spielen, singen und tanzen sind synonyme Wörter. Sie tanzen gut, mit Eleganz (namentlich die Weiber), sogar kunstvoll. Vom zartesten Alter an üben sich die Knaben und Mädchen im Tanzen, und zwar unter den Augen der Eltern, die sie aufmuntern und unterweisen. Nicht ordentlich tanzen zu können, wäre eine Schande für einen Murundi guter Herkunft“ (Nr. 19, S. 141).

Die Tänze sind meist Massentänze oder Gruppentänze, selten Einzeltänze; vorwiegend Schritttänze, selten Sprung- oder Drehtänze. Zu den meisten Tänzen wird gefungen, zu einigen auch Instrumentalmusik gemacht. Die große Mehrzahl der Tänze werden nur von Männern getanzt, die Weiber haben nur einen besonderen für sich und tanzen niemals mit den Männern zusammen. Die Batussi beteiligen sich an allen Tänzen der Bahutu; nur wo viele Batussi beisammen sind, wie am Königshof, tanzen sie für sich allein. Besonders anmutig und kraftvoll sind die Kriegstänze der Batussijünglinge, die am Königshof erzogen werden („Radettenkorps“). Kein Mutwa darf mit den Batussi und Bahutu tanzen, noch nehmen die letztern auch an den Batwatänzen teil. Aber für sich tanzen die Batwa viel und gut.

Durch ganz Urundi und Ruanda wird von den Männern der gleiche „Nationaltanz“ getanzt, der bemerkenswerterweise ganz frei von erotischem Einschlag ist, während die charakteristischen Nationaltänze der Nachbarvölker, namentlich der Wanjamwesi oder gar der Wawira am Tanganika, oft mehr als obszön sind. Dieser Haupttanz

der Männer ist eigentlich ein Kriegstanz (Taf. 31, 32), er wird aber auch bei allen möglichen anderen Gelegenheiten ausgeführt: entweder zum bloßen Vergnügen oder um einen Häuptling oder Europäer zu ehren oder um gewisse Jahres- oder Lebensfeste zu feiern. Die tanzenden Männer, den Speer in der Rechten, treten in 2, 3 oder 4 Reihen an und führen nun auf kurzes Kommando eines Anführers uno corpore eine Reihe von „Touren“ in wohl eingedrillter Folge aus, die in der Mehrzahl Bein- und Fußtänze sind, während der übrige Körper wenig beteiligt ist; nur in einigen Touren wird der Oberkörper stark bewegt. Die Hauptkunst ist, daß die oft nach mehreren Hunderten zählende Schar im festen Takt und ganz bestimmten Fußwechsel den Boden stampft wie ein Mann, und daß das Tempo immer schneller, das Stampfen immer stärker wird, ohne in Unordnung zu geraten, bis plötzlich mit einem Stoß die Tour zu Ende ist. Der Lärm wird dadurch erhöht, daß man entweder kleine eiserne kauriförmige Schellen um die Fußgelenke bindet oder getrocknete, halb mit Steinchen gefüllte Fruchtschalen um den Gürtel befestigt, die bei jeder Bewegung rasseln. Eine packende Schilderung eines solchen Tanzes lesen wir in „Kreuz und Schwert“, 1900, S. 67:

„Welch ein markerschütterndes Schauspiel! Man denke sich, daß mehrere Hunderte schwarzer Teufel mit gehobenen Lanzen und genau im Takt die unglaublichsten Körperbewegungen ausführen. Der Boden dröhnt unter dem fieberhaften Fußgetrappel und einem unheimlichen Waffengeklirr. Große Staubwolken hüllen alles in ein phantastisches Halbdunkel. Bald kommt die wilde Schar angestürmt wie eine Legion Befessener, bald rutscht die ganze

Kolonne pfeilschnell rückwärts, so gewissenhaft in Reihe und Glied bleibend, als wäre die ganze Rotte nur ein Körper, der mit Windesschnelle über den Boden streift. Kurz, man glaubt sich in einem Traum; dermaßen ist man vom Taumel ergriffen. Diese Freudenfeste dauerten den ganzen Tag über, bis endlich manche, die von weit hergekommen, sich auf den Heimweg machten.“

Eine andere anschauliche Schilderung verdanken wir R. Randt (Nr. 22, S. 254):

„Eine besondere Freude bereitete es mir, wenn nachmittags, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Hügel ringsum lebendig wurden und von allen Seiten die Warundi, einer hinter dem andern her, in vielfach geschweiften Serpentinien die Hänge herabließen, sich in der Mitte des Lagers zu Hunderten ansammelten und, Leib an Leib gedrängt, unter der Ägide eines Vorsängers einen stummen Tanz aufführten, bei dem die Füße in immer wechselndem Rhythmus bald in Daktylen, bald in Anapäst, bald in Spondeen immer wilder den Boden stampften, bis zuletzt die schwarze, von einem Lanzenwald überragte Masse in eine fast undurchdringliche, dichte Staubwolke gehüllt ist, durch deren Schleier man das Weiße der Augen und die blitzenden Zahnreihen der

lachenden oder ekstatisch zurückgeworfenen Köpfe schimmern sieht. Ein merkwürdiges Schauspiel, dem ich ohne Ermüdung eine Stunde und länger zuschaute, die unerhörte Disziplin bewundernd, mit der diese Masse, dem leisesten Wink des Vorsängers gehorchend, agierte und so sicher dem raschen Wandel der Rhythmen folgte, daß es klang, als erdröhne der Boden unter dem Tritt eines einzigen Riesen. Und selbst die kleinen nackten Buben von 6, 8 Jahren ahmten ihren Vätern und Brüdern so geschickt nach, daß nur selten einmal einer in diesem pedalen Salamanderreiben nachklappte, in welchem Falle den beschämt Errötenden der zürnende Spotttruf oder die rauhe Hand eines erwachsenen Zuschauers in den Hintergrund drängte.“

Ein anderer, seltener aufgeführter Tanz bewegt sich nicht in Reihen, sondern in einer Schlangenlinie. Alle laufen, den Speer in der Hand, einer hinter dem andern her, alle in gleichem Schritt, und alle machen den Takt des an der Spitze laufenden Führers nach, so daß ein Lärm wie ein schneller Pferdegalopp entsteht (Nr. 19, S. 142).

Noch seltener sind Einzeltänze der Männer. Die Bewegungen des Solotänzers sind viel lebhafter als bei den Gruppentänzen. Gewöhnlich schlagen die Zuschauer mit den Händen den Takt dazu, oder es wird Begleitmusik mit Rasselstöcken

oder auf der Zither (inanga) oder auf der Trommel dazu gemacht. In „Kreuz und Schwert“, 1901, S. 212, ist ein solcher Tanz folgendermaßen beschrieben:

„Der Tänzer macht allerlei Luftsprünge, bald kommt er dem Instrument, das den Takt angibt, näher, bald entfernt er sich in gewaltigen Sätzen davon, bald nimmt er einen Anlauf, als wolle er über den Spielenden wegspringen, bald kriecht er auf allen Vieren von dannen, fällt rücklings auf den Boden, schnell plötzlich wieder

empor und fährt mit diesen Pöffen so lange fort, bis ihm der Atem ausgeht. Dann nimmt ein anderer seine Stelle ein und ergötzt abermals die Umstehenden mit seinen tollen Streichen. Ist einer auch in den tollsten Sprüngen, sobald das Instrument stockt, hält er plötzlich inne, denn ohne Instrumentbegleitung tanzt er nicht.“

Die Weiber stellen sich zu ihren Tänzen immer im Kreis auf. Darin tanzt eine einzelne, gewöhnlich ein junges Mädchen (manchmal auch zwei), indem sie mit halb ausgestreckten Armen und aufwärts gebogenen Händen in dem Kreis hin und her läuft und allerlei symbolische Bewegungen macht, die außerordentlich anmutig sind; v. Trotha erinnerten sie lebhaft an die Tänze der Bajaderen (Nr. 8, S. 72). Sie zeigen nicht eine Spur von erotischer Bedeutung, sondern sind offenbar Nachahmungen charakteristischer Tiere. M. v. d. Burgt erklärt die Armhaltung für eine Nachahmung des Rindergehörns und schreibt deshalb dem Tanz eine ursprünglich religiöse Bedeutung zu (Nr. 19, S. 142), mir scheint aber, daß es in vielen Fällen, wie bei ganz ähnlichen Tänzen in Ruanda, Nachahmungen der ausgebreiteten Flügel des Kronentranichs, des Charaktertieres der sumpfigen Ruanda-Urundilandschaften, sein sollen. Auch die übrige Körperhaltung und das Hin- und Herlaufen stimmt dazu. In Ruanda heißt der Tanz, an dem mit Vorliebe auch die Knaben und zuweilen auch Männer teilnehmen, „Kranichtanz“.

Während die Solotänzerin (oder zwei) so ihre Künste zeigt, stampfen die umstehenden Weiber rhythmisch den Boden mit den Füßen und singen wohl auch dazu, indem eine Vorsängerin ganz kurze Strophen, oft nur ein Wort, ausruft, das dann vom Chor der übrigen so lange wiederholt wird, bis die Vorsängerin eine neue Strophe angibt.

Besondere Kostüme zu den Tänzen gibt es nicht. Pater v. d. Burgt erwähnt und bildet ab eine „couronne“, eine Mütze aus Raphiafasern, von der hinten ein langer Fasernschweif auf den Rücken herabhängt, und bezeichnet sie als Schmuck der Tänzerinnen (Nr. 19, S. 407 und Fig. 138), aber diese „Kronen“ sind sehr selten. Maskentänze oder Tanzvermummungen anderer Art kennen die Barundi ebenfalls nicht oder doch nur bestimmte symbolische Kultkleidungen bei den bestimmte religiöse Tänze leitenden Zauberern oder Priestern (s. S. 124, 126, 131 und Taf. 25, 54); dagegen werden zum Tanz oft die Gesichter mit weißer und roter Erde angemalt (vgl. S. 127, 128).

Von den Tänzen der Batwa ist nur zu sagen, daß sie im allgemeinen den Tänzen der Bahutu gleichen, daß die Batwa sehr leidenschaftlich tanzen und hauptsächlich beim Einzeltanz die wunderlichsten Körperverdrehungen und Sprünge machen. Auch bei ihnen begleiten die Umstehenden den Tanz mit dem Geräusch der Raffelkürbisse und mit dem Gesang kurzer Strophen, aber lauter und wilder als die Bahutu und Batussi.

Es ist bereits von dem zitherartigen Musikinstrument inanga die Rede gewesen, mit dem die Barundi oft die Solotänze begleiten. Es ist eine flache längliche Rinden- oder Holzschale, über die 6—8 Saiten aus Schafsdarm oder Sehnen gespannt sind; wir nennen sie Schalenzither (Taf. 47, Fig. 6). Das Holz ist gewöhnlich mit einigen einfachen Linienornamenten geziert und der Boden von mehreren Löchern durch-

bohrt, die den Ton klangreicher machen sollen. Bemerkenswerterweise wird die Holzschale des Instrumentes von den Batwa geschnitten, während die Bahutu die Saiten aufziehen; v. d. Burgt schließt daraus, daß die inanga-Zither ursprünglich Kulturbesitz der Batwa war und erst von den Bahutu übernommen worden ist (Nr. 19, S. 387). Viel wahrscheinlicher aber ist sie ihrer Verbreitung nach als Kulturgut der Bahima anzusehen (s. S. 158); sie kommt im Norden des Bahimagebietes bei den Banjankole ebenso vor wie im Süden bei den Wasipa.

Die Zither wird im Sitzen gespielt, das Instrument auf die Knie gelegt und die Saiten mit beiden Händen gezupft, nachdem sie der Spieler vorher durch Anziehen oder Nachlassen richtig gestimmt hat. Das Stimmen richtet sich ganz nach dem Charakter des beabsichtigten Gesanges und nach der Stimmlage des Sängers. Eine bestimmte Tonfolge innerhalb der Tonleiter habe ich an den gestimmten Saiten nicht bemerkt.

Wie bei uns so spielen auch bei den Barundi viele auf den Instrumenten, aber nur wenige können es wirklich gut. Berufsmäßige Musikanten gibt es nur an den Höfen der Häuptlinge, wo sie — vorwiegend Batwa — das Spielen der Trommeln, Flöten und Zithern zu besorgen haben; ebenso in Ruanda.

Zum Zitherspiel wird fast immer gesungen, und zwar mit ziemlich leiser Stimme und meist in Moll, der Charaktertonart der Neger. Weder die Stimmen noch die Vortragsart sind gut. Der Gesang behandelt entweder in kurzen Strophen irgendeinen Vorgang in der Umgebung, ein Ereignis der Gegenwart, eine Person, ein persönliches Erlebnis u. dgl., oder es ist einer der traditionellen alten Barundigesänge, die im Altkirundidialekt gesprochen werden (s. S. 148) und scheinbar nichts sind als eine Folge von unzusammenhängenden Substantiven, Adjektiven, Wünschen, Befehlen usw., deren Sinn weder die Sänger noch die Zuhörer mehr recht verstehen (Nr. 19, S. 97).

Eigentliches Kriegs- oder Alarmhorn ist das Rindshorn (ikihuha), das am dünnen Ende mit einem Loch versehen ist; also die Form, wie sie allgemein in Ostafrika üblich ist. Auch die Karawanen benutzen solche Signalthörner viel.

Viel seltener ist die lediglich als Musikinstrument dienende klarinettenartige Flöte (ikihuschama), ein  $\frac{1}{3}$  m langer Tubus aus Holz mit trichterförmiger Öffnung, der am unteren Ende drei Löcher hat, um verschiedene Töne hervorzubringen (Taf. 47, Fig. 3, 4).

Weit häufiger hingegen ist eine kurze Querpfeife (umwironge), die, wie unsere Querpfeifen, nahe dem einen Ende ein Loch zum Einblasen und nahe dem anderen Ende zwei oder drei Löcher zum wechselweisen Zubalzen hat. Flöten und Querpfeifen werden seltener allein gespielt als im Orchester zusammen mit Trommeln, von denen nachher die Rede sein wird (S. 70).

Mehr Kinderspielzeuge als Instrumente sind Rohrpfеifen mit verstopften Enden und einem Loch in der Mitte, die sich die Knaben schneiden, und Rasselbretter (urukajamba), die namentlich den Mädchen zur Tanzbegleitung dienen. Diese Rasselbretter werden aus Rohrstücken gemacht, die in zwei durch ein querliegendes Rohrstück voneinander getrennte Lagen angeordnet sind, so daß zwischen diesen ein leerer Raum entsteht. Dahinein werden trockene Maiskörner getan, die nun beim Schütteln des kastenförmigen Rasselbrettes ein scharfes Rasseln an den Rohrwänden verursachen. Auch Rasselstäbe, d. h. Stöcke, an denen rasselnde kleine Kürbisse befestigt

sind, werden oft gebraucht (Taf. 47, Fig. 1, 5). Einzelne Rasselkürbisse werden bei religiösen Zeremonien geschwungen (Taf. 25a).

Das seltenste, aber am höchsten geschätzte Instrument ist schließlich die Trommel (ingoma, inkiranji), die nicht bloß Begleitinstrument zum Tanz, sondern auch Hauptorchesterinstrument der Häuptlinge ist und teilweise hohe Kultbedeutung hat. Gar nicht hingegen dient sie zum Signal- und Nachrichtengeben; eine „Trommelsprache“, wie in anderen afrikanischen Ländern, gibt es in Urundi nicht.

Die Trommeln werden aus einem auf einer Seite glatt abgeschnittenen, auf der anderen Seite abgerundeten Stück Baumstamm verfertigt, der mit Schnitzmessern bis auf die ziemlich dünne Außenwand ausgehöhlt und dann auf einen kegelförmigen Holzfuß gesetzt wird, so daß das Ganze annähernd die Form eines „Römerweinglases“ hat; auch die Getreidemörser sind ähnlich geformt. Das obere offene Flachende wird mit einem Stück dünn geschabter Rindschaut überspannt, die vorher in warmem Wasser eingeweicht wird. Durch kleine, rings um den Trommelrand befestigte Holzpflocke wird die Haut stramm angespannt (Taf. 47, Fig. 2). Die Trommelschlegel sind zwei hölzerne Stäbe.

Wenn nun die Trommel einen Tanz begleiten soll — fast immer nur die Einzeltänze, nicht Massentänze —, so wird sie von zwei, drei oder vier Mann derart geschlagen, daß einer unmittelbar nach dem anderen mit seinen zwei Schlegeln einen bestimmten Takt auf die Trommel schlägt, jeder aber einen anderen Takt als der nächste und jeder immer nur seinen Takt, so daß bei vier Teilnehmern eine aus vier verschiedenen Takten bestehende Trommelstrophe entsteht, die so lange wiederholt wird, bis der „Vortrommler“ mit einem neuen Takt eine neue Strophe beginnt. Je lauter das Dröhnen, desto besser. Nach kurzer Zeit springt plötzlich einer der Tamboure auf, während die anderen weitertrommeln, macht allerlei Luftsprünge, stampft den Boden, schleicht vor, rennt zurück und fuchtelte mit seinen Trommelschlegeln in der Luft umher wie besessen. Ebenso plötzlich springt er wieder auf die Trommel los und setzt das Trommeln mit seinen Mitarbeitern fort. Darauf folgt ein anderer oder auch einer der umstehenden Zuhörer und so fort stundenlang. Fast nie wird zu dem Trommelfkonzert und Trommeltanz gesungen (Nr. 19, S. 388).

Trommeln sind in Urundi und Ruanda so selten, daß ein erfahrener Beobachter noch 1901 schreiben konnte: „In Urundi sind Trommeln unbekannt“ (Kreuz und Schwert, 1900, S. 212), und daß ich während meiner zweimonatigen Reise durch Mittel-Urundi nicht einen einzigen Trommelschlag gehört habe. Diese Seltenheit begreift sich in einem Land, wo es nur in wenigen, eng begrenzten Gebieten noch große Bäume gibt, aus denen man Trommeln (und Boote) verfertigen könnte. Hauptsächlich wohl wegen dieser Kostbarkeit hat man den Besitz von Trommeln zu einem Vorrecht der Häuptlinge und des Königs gemacht. Weder das „Volk“ der Barundi (Bahutu oder Batuffi) noch die Batwa dürfen Trommeln haben. Eine besondere Rolle spielt die Trommel des Königs. Diese gehört mit der Lanze, dem Fingerring oder Armring (Handscheibe) und den heiligen, hölzernen Milchgefäßen zu den königlichen Insignien, die der Herrscher seinem Nachfolger vermacht (Nr. 19, S. 524). Diese „heilige“ Trommel ist eine Art Palladium des Reiches und trägt als solches den Namen akarjenda; sie ist sehr groß und aus dem Holz eines besonderen Baumes geschnitzt. Man betrachtet sie als Sitz des Schutzgeistes des Reiches und schwört in feierlichen Reden bei diesem „Trommelgeist“ akarjenda (Nr. 19, S. 388). Eigne Wächter sind mit

der Wartung der Königstrommel betraut (s. S. 187); sie wird stets am Aufenthaltsort des Königs aufbewahrt und begleitet den Herrscher auch auf seinen Reisen nebst den heiligen Speeren und den heiligen Milchgefäßen (Mitteil. von Hauptmann v. Langenn). Die Felle zu den heiligen Trommeln werden nur von Rindern der sogenannten „heiligen Herde“ (s. S. 44) genommen.

Von einer Vereinigung mehrerer Trommeln und anderer Instrumente zu einem Orchester weiß weder v. d. Burgt noch ein anderer Beobachter zu berichten, aber es wurde mir von Eingebornen versichert, daß am Hof des Königs Mutaga ein solches Orchester bestehe und von Batwa gespielt werde. Mir ist dies sehr wahrscheinlich, da es auch in der Residenz des Ruandakönigs Musinga ein aus mehreren verschieden abgestimmten Trommeln und Flöten zusammengesetztes Orchester gibt, das von Batwa gespielt wird. Es klingt sehr melodisch und ist eindrucksvoll, wenn es, mit einer dumpfen Trommel beginnend, allmählich die anderen Trommeln in langer Rhythmusfolge aufnimmt, langsam zu voller Kraft anschwillt, wo dann auch die Flöten schrill einfallen, und ebenso allmählich abschwillt, eine Trommel nach der anderen schweigt, bis am Ende die dumpfen Taktschläge der Anfangstrommel leise verhallen. Aber in den Nächten kann der schlafbedürftige Europäer durch dieses Trommelorchester schier zur Verzweiflung gebracht werden. Jedem, der beim Musinga zu Gast gewesen, wird diese Nachtmusik im Gedächtnis bleiben.

Von der musikalischen Seite der zur Instrumentalmusik und den Tänzen häufig gesungenen Gesänge ist schon oben die Rede gewesen (S. 68). Ich möchte hier noch einiges über den Inhalt der Gesänge anschließen, wie er von v. d. Burgt aufgezeichnet worden ist. Dieser sagt, daß die meist in zusammenhanglosen Altkirundiwörtern (s. S. 124, 148) vorgetragene Gesänge größtenteils nicht einmal von den Barundi selbst mehr ihrem ursprünglichen Sinne nach verstanden würden. Auf die Frage nach der Bedeutung erhält man die Antwort: „Es bedeutet nichts, es ist nur ein Gesang.“ Nur die von den Gelehrten, Zauberern, Priestern esoterisch Eingeweihten haben einige Vorstellung von dem richtigen Sinn der Gesänge (Nr. 19, S. 97).

So lautet z. B. ein zur Zither gesungenes Lied:

„Ntiwarima uy' umwaka, ntiwarima. ninanga usiwire. umugaso utasimbe. yagese ku' nama. isenge iritschjika.	Jahr, d. h. man geht in den Krieg. Häuptling Ninanga bleibt hier. Der Wassergraben springt nicht, d. h. der Grenzgraben ist trocken. Er geht nahe dem Gehöft vorbei. Das Amulet ist zerbrochen, d. h. ein unglückliches Vorzeichen für den Krieg.)
---	--

(Deutsch: man bestellt das Feld nicht in diesem

Gegenüber diesen alten traditionellen Liedern sind die beim Tanz gesungenen improvisierten Gesänge meist auf die Gegenwart zugeschnitten und werden in der modernen Umgangssprache vorgetragen. Aber auch sie sind nicht ein zusammenhängendes Lied, sondern lauter kurze abgerissene Sätze und Gedanken.

Auders die religiösen Gesänge, die bei bestimmten festlichen Kulthandlungen gesungen werden. Wir kommen auf sie im Kapitel „Religion“ zu sprechen (S. 127).

Gesang einfachster Art begleitet oft, nicht immer, die von mehreren gemeinsam ausgeführte Arbeit, um durch den Rhythmus die Einzelkräfte zu konzentrieren oder zu größerer Ausdauer anzuhalten; so beim Lastenbewegen, bei gemeinsamer Hackarbeit im Feld, beim Bootrudern, beim Holzfällen usw. Es sind meist nur zwei oder drei Wörter, die von einem Beteiligten vorgesungen und von den andern so lange nachgeplärrt werden, bis der Vorsänger ein neues Wort, eine neue „Idee“ angibt.

## Sechstes Kapitel

# Verkehrsmittel, Handel, Handwerk

### 1. Verkehrsmittel

In einem Land von so geringem Verkehr im Innern und nach außen, wie in Urundi, sind natürlich auch die Verkehrsmittel sehr primitiv. Die Wege von Dorf zu Dorf, von Landschaft zu Landschaft, sind einfach getretene schmale Fußpfade, die alle Hindernisse rechts oder links umgehen, und da, wo dies nicht möglich ist, wie z. B. in den äußerst steinigten Quarzitgebieten Inner- und Ost-Urundi, auch niemals ein Hindernis aus dem Weg räumen, sondern darüber wegsteigen. Diese Quarzitpfade sind daher für die nichteingebornen Karawanenträger oder gar für Europäer äußerst mühsam zu begehen. Dies um so mehr, als alle Wege Urundi wie Ruandas bestrebt sind, auf möglichst kurzer Linie die im Lande vorherrschenden langgestreckten Hügelrücken und Plateauflächen zu erreichen, um dort leicht fortlaufen zu können. Deshalb sind bei der Steilheit der vielen tief eingeschnittenen Täler die gerade hinauf und hinab über die Talhänge steigenden Pfade ein wahrer Greuel für jeden Nicht-Murundi.

Dazu kommt noch ein anderer, die Märsche erschwerender Umstand: Ganz Urundi und Ruanda hat trotz der zahllosen Bäche und Flüsse fast gar keine Brücken (ikiraro). Der Hauptgrund für diesen Mangel ist das Fehlen von geeignetem Bauholz in diesen baumlosen Ländern. Aber auch wo es noch genügend Bäume gibt, baut man doch nur in den seltensten Fällen eine Brücke, weil die Täler fast immer in der ganzen Breite ihrer Sohle von Schilf- oder Papyrusumpfen erfüllt sind, in dessen Mitte sich ein schmaler offener Wasserlauf entlang schlängelt; die Sümpfe sind zu breit zum Brückenschlagen.

Gewöhnlich wadet man bis an die Knie oder Hüften im schwarzen, stinkenden Morast durch die sumpfigen Bachtäler. Seltener werden Papyruswedel und Röhricht bündelweise abgehauen, an- und aufeinandergelegt, so daß eine Art schwimmender Brücke entsteht, die ein allzu tiefes Einsinken der Passanten in den Sumpf verhindert. An breiten offenen Flüssen, wie dem Ruwuwu, dem Akanjaru, Luwironfa u. a., sucht man bekannte Furten auf und wadet hindurch, indem man, oft bis an die Schultern im Wasser, sich gegen den Strom mit einem Stock oder Speer stützt und alles, was nicht naß werden soll, in einem Bündel auf dem Kopf trägt. Dabei wird viel Geschrei gemacht, um die Krokodile zu verscheuchen. Wenn aber der Fluß zu tief ist, wird man von Einbäumen übergesetzt, womit die Anwohner sich einen Erwerb

machen, oder man ist, wenn nur wenige Personen und leichte Lasten übergesetzt werden müssen, auf primitive Flöße (ikitebo) angewiesen, die aus einigen Lagen zusammengebundener getrockneter Papyrusstangen hergestellt sind (Taf. 26b) und ein paarmal benutzt werden können, bis sie zuviel Wasser eingefogen haben. Am Magarassi sind auch große Kübel aus Baumrinde im Gebrauch, die einen Mann oder eine Last tragen können, während zwei oder drei Männer mitschwimmen und das Vehikel mitziehen und mitschieben (Nr. 19, S. 448).

Nur wenn gerade ein großer Baum an einem tiefen Bach, der nicht durchwatet werden kann, gestanden hat, wird er zu einem Steg umgewandelt, indem man ihn so abhaut, daß er fallend sich über die Bachränder legt; eventuell ist neben ihm noch eine lange Lianenleine hinübergespannt, an der man sich beim Übergang das Gleichgewicht halten kann. Solche Stege habe ich mehrmals in Uha angetroffen, wo es mehr Baumwuchs gibt als in Urundi. Hängebrücken gibt es nicht.

Wirkliche von den Eingebornen selbständig errichtete Brücken habe ich aber im ganzen Zwischenseengebiet nicht gesehen, während v. d. Burgt eine solche beschreibt: Einige gabelförmige Pfähle werden nebeneinander im Bachbett eingerammt und über die Gabeln ein paar lange Stämme gelegt, die einander annähernd parallel von Ufer zu Ufer reichen. Auf diese werden zirka 2 m lange Querböcher in großer Zahl befestigt und schließlich hierauf Bündel von Rohr- oder Papyrusstengeln gebunden, so daß man bequem hinübergehen kann.

Wo die Missionen oder die Schutztruppe Wege angelegt haben, gibt es solide Holzbrücken nach europäischem Muster oder, wenn der Weg Sümpfe überschreitet, Erdämme oder Knüppeldämme. Im übrigen wird die Holzarmut des Landes immer dem Brückenbau hinderlich sein.

Das Vieh lassen die Eingebornen stets durch das Wasser schwimmen oder durch die Sümpfe waten, auch wenn Brücken vorhanden sind. Auch da werden etwa vorhandene Krokodile durch Geschrei verscheucht.

Da die Barundi wie die Banjaruanda keine Reit- und Lasttiere haben, müssen nicht nur alle Lasten, sondern auch Menschen, die nicht gehen können oder wollen, von Menschen getragen werden. Die Lasten werden in kleinen oder großen, meist mit trockenen Bananenblättern umschnürten Bündeln oder in großen aus Bast geflochtenen Körben frei auf dem Kopf getragen, zur Abwechslung auch einmal auf der Schulter, aber nie auf dem Rücken in einem Traggurt oder Tragneß, wie z. B. in Kisiba oder in Usámbiro.

Kranke Menschen hingegen, die nicht gehen können, oder Vornehme, die nicht gehen wollen, werden auf einer Bahre (isjugi) befördert, die von zwei Männern auf den Schultern getragen wird. Auch der König bedient sich bei einigermaßen weiten Entfernungen einer solchen Bahre. Es sind aber keine bequemen, schön geflochtenen Tragkörbe, wie sie in Ruanda beim Musinga und den Batuffigroßen üblich sind, sondern meist nur zwei starke Stangen, die durch Querböcher verbunden sind und auf diesen eine Schicht Stroh oder auch ein Schaffell tragen, auf dem der Reisende liegt oder mit untergeschlagenen Beinen sitzt. Der alte, halb blinde König Kisabo reiste auf diese Weise oft mehrere Tage lang (Taf. 13a). Indessen kommen auch in Urundi geflochtene große Korbbahren vor.

Der Boote (ubwato) habe ich schon beim Fischfang kurz Erwähnung getan (S. 37). Es sind fast durchweg Einbäume; nur sehr selten und nur im äußersten

Oft kleine Rindenkanus, die offenbar bloß zum Übersetzen über die sommerlichen Regenflüsse gebraucht werden, in der Trockenzeit aber zersprungen neben den trockenen Bachbetten liegen. Sie dienen also immer nur für eine Regenzeit und müssen jeden Sommer neu gemacht werden. Es sind nur drei mit Baumbast zusammengeflochtene große lange Rindenstücke, deren eins den Boden, die beiden andern die Seitenwände bilden. Mehr als zwei Personen können sie nicht tragen.

Die Einbäume hingegen sind solide, wenn auch technisch höchst mangelhafte Gebilde und von langer Dauer. Die Art ihrer Herstellung betrachten wir später im Abschnitt „Handwerk“ (S. 82), hier nur ihre Verwendung und Handhabung. Im inneren Urundi, an den Flüssen, sind die Einbäume selten und, dem Mangel an großen Bäumen entsprechend, klein und schlecht (Taf. 5b). Oft sind sie ganz krumm, so daß sie kaum das Gleichgewicht halten. In waldigen Gegenden, wie in Nord-Urundi, am Tanganika und Ruffissi, sind sie besser, größer und zahlreicher. Kanus von 15 m Länge und 1,50 m Breite sind keine Seltenheit am See; die besten kommen vom Westufer aus Uwembe, wo der hochstämmige Wald gutes Holz liefert, und werden an die Barundi für Ziegen oder für Perlen im Wert von 6—10 Rupien verkauft.

Die Boote sind meist vorne und hinten etwas abgeschrägt und zugespitzt, so daß sie gut auf flache Ufer auflaufen. Kein Boot hat ein Steuer, sondern es wird von einem der Ruderer gesteuert. Im seichten Wasser, z. B. nahe dem Tanganikastrand, benutzt man keine Ruder, sondern lange Bambusstangen, mit denen die Boote gestakt werden (Taf. 26a). Im tiefen oder stark strömenden Wasser dagegen wird mit ziemlich kurzen, zirka 1½ m langen „Riemen“ (ingaffi) gerudert, deren herzförmiges Blatt leicht gebogen ist, so daß es das Wasser gleichsam löffelt. Die Ruder werden nicht in Schlingen eingehängt oder in Löcher eingesteckt, sondern frei gehandhabt, und die Ruderer oder Staker stehen meist aufrecht im Boot, das Gesicht in der Fahrtrichtung. Ist nur ein Mann im Boot, so steht er hinten; sind zwei darin, so stehen sie im hinteren Drittel; sind drei darin, so stehen zwei hinten, einer vorne; sind vier darin, so stehen zwei hinten, zwei vorne. Nur auf langen, ermüdenden Fahrten setzen sie sich ins Boot auf Querbölgern. Wer nicht mit rudert, hockt sich auf den Boden des Kanus nieder.

Als Anker dient ein schwerer Stein, der an einen Baststrick festgebunden ist. Mast und Segel gibt es nicht, auch keine Ausleger. Kein Boot ist durch Schnitzereien oder Malereien verziert. Eingedrungenes Wasser wird mit Kürbischalen oder mit kleinen hölzernen Schippen ausgelöffelt. Wenn aber ein Boot einen Riß oder ein Leck bekommen hat, bindet oder „näht“ man durch Löcher, die mit einer glühenden Eisenspitze in die Ränder des Leckes gebrannt werden, ein brettförmiges Stück Holz durch Bastsehnüre fest darauf und kalfatert von innen und außen mit Baumbast oder Schilf; auch benutzt man dazu Bitumen, das am Tanganika nicht selten ist.

Die Batwa besitzen keine Boote, aber sie verstehen sich gut auf deren Anfertigung im Dienst der Barundi (Nr. 19, S. 66).

Die Mangelhaftigkeit der Einbäume verbietet lange und weite Fahrten auf dem Tanganikasee. Höchst selten einmal fährt ein großes Boot mit mehreren Ruderern quer über den See von Usumbura nach Uwira. Die allermeisten halten sich in 100 bis 200 m Entfernung von der Küste und fahren auch von Usumbura nach Uwira an der Nordküste des Sees entlang. Häufig werden Einbäume vom Gouvernement in Usumbura nach Abjidji geschickt und umgekehrt. Diese bleiben ebenfalls immer in Küstennähe, so daß sie auf der ganzen Fahrt sitzen können, was schneller geht als Rudern,

und brauchen für die Zurücklegung der in Luftlinie zirka 180 km langen Strecke 5 Tage, wobei sie aber gegenwärtig nur in der Nacht fahren, da am Tage vielenorts am See die *Glossina palpalis*, die gefürchtete Schlafkrankheitsfliege, schwärmt.

Auf solche mehrtägigen Reisen wird gewöhnlich der Proviant vom Ausgangsort mitgenommen; meistens Bataten, die einfach auf den Boden des Bootes geschüttet und an den Rastplätzen abgekocht werden.

Das Schwimmen (*kuoga*) lernen die Seeanwohner als Kinder, gehen aber nicht weit ins Wasser wegen der Krokodile. Im Innern, wo die Flüsse viele Krokodile haben, wird nur wenig geschwommen. Die Schwimmbewegungen sind die aller ostafrikanischen Neger: man wirft sich mit weit ausholendem Arm von einer Seite auf die andere und rudert immer nur mit einem Arm.

## 2. Handel, Geld, Maße, Gewichte

Nennenswerten Handel gibt es im großen Urundreich nur im Tanganikagebiet. In ganz Inner-Urundi, das ja aus politischen Gründen vom Gouvernement für den allgemeinen Handel und Verkehr mit der Außenwelt gesperrt ist und wo nur Wanderhändler in geringer Zahl zugelassen sind, beschränkt sich der Handel in der Hauptsache auf den Austausch von Landeserzeugnissen der Eingebornen unter sich, der, mit Ausnahme von Salz, nicht auf weite Entfernungen, sondern von Nachbarschaft zu Nachbarschaft stattfindet.

Während im Tanganikagebiet Urundis unter dem Einfluß der kongolesischen Nachbarschaft an vielen Orten täglich Märkte (*akaguriro*) abgehalten werden, kennt man diese nützliche Einrichtung in Inner-Urundi gar nicht; außer bei den Missionsstationen und der neuen Residentur Gitega. Aber der Besuch einiger dieser Märkte am Tanganika, namentlich *Usumburas*, durch Barundi des Innern und die Handlungsgänge von Tanganikaleuten nach Inner-Urundi, um dort Viehhäute und Wachs zu kaufen und nach *Usumbura* zu bringen, haben in den letzten Jahren sehr zugenommen, trotz der Schlafkrankheit.

Unter sich tauschen die abgelegenen Barundi des Innern Bodenfrüchte gegen andere Bodenfrüchte oder gegen Ziegen, Schafe, Felle, Rindenzug, Töpfe, Eisenhacken usw. aus, an deren Erzeugung die *Batwa* stark beteiligt sind (S. 77). Die einzige von weither kommende Handelsware ist das Salz, das in Urundi selbst nirgends gewonnen wird und früher größtenteils vom benachbarten *Uha* eingeführt wurde, jetzt aber in viel besserer Qualität aus der europäisch betriebenen *Saline Gottorp*, am unteren *Magarassi*, über *Usumbura* ins Innere Urundis verhandelt wird (Taf. 27a).

Im Tanganikagebiet war früher Palmöl der Haupthandelsartikel (S. 53), aber seitdem die furchtbare Seuche der Schlafkrankheit allen Handel und Wandel im Tanganikagebiet gelähmt hat, ist auch der Ölhandel sehr zurückgegangen. Das Öl geht zum kleinsten Teil nach Inner-Urundi, größtenteils nach *Abjidji* und nach der kongolesischen Westküste des Sees. Bananen, Pombier, Butter, Fische, Ziegen, Schafe werden sowohl nach Inner-Urundi als nach *Abjidji* und Ostkongoland ausgeführt. Vom Kongogebiet kommt dafür hauptsächlich Kautschuk, etwas Elfenbein und wiederum Vieh. Weit aus der meiste Handel mit dem Kongogebiet ist Schmuggel.

Während in unserem Gebiet Ein- und Ausfuhr frei sind, haben die Kongoleesen Import und Export mit nicht unbeträchtlichen Zöllen belegt, die aber von den Eingebornen mit großer Findigkeit umgangen werden. Namentlich über die sehr schwer kontrollierbaren Passagen durch die Sumpfdickichte des Ruffissi wird fast alles geschmuggelt.

Aus Inner-Urundi kommen nur Wachs und Rindshäute zum Export, wofür hauptsächlich Perlen, dicker Draht (Eisen, Kupfer, Messing), verhältnismäßig wenig Baumwollstoffe, aber viel Salz genommen werden. 1911 rechnete man 18—20 000 Rindshäute, die jährlich aus Inner-Urundi nach Usumbura kamen, zum Preis bzw. im Wert von 8 Rupien pro Frafila. Die Wachsausfuhr betrug 500—600 Frafila jährlich à 18—20 Rupien. Die Häute stammen meist von gefallenem Tieren, da zum Essen und Opfern nur wenige geschlachtet werden (S. 45). Lebendes Großvieh wird gar nicht ausgeführt, weil sich die Batussi als Eigentümer der Rinder sehr schwer von ihnen trennen und die Absatzmöglichkeit nur gering ist, solange sie nicht per Dampfer und Eisenbahn an den europäischen Abnehmer gebracht werden können. Auch ist es ein schweres Hindernis für den Viehexport, daß ganz Urundi mit Ausnahme der Nordseite (gegen Ruanda) und der Richtung nach Ubidji hin von einem mächtigen Gürtel der dem Vieh verderblichen Tsetsefliege umgeben ist, der aber vielleicht einmal von der Eisenbahn durch besondere Schutzeinrichtungen durchbrochen werden kann.

Die Ausfuhr dieser beiden fast ausschließlich für den Handel in Betracht kommenden Landeserzeugnisse, Viehhäute und Wachs, bewegt sich zum größten Teil von Usumbura über Rigali nach Bukoba oder aus Ost-Urundi über Ussuwi nach Bukoba; nur wenig geht über Ubidji, da von dort der Landtransport zur Küste zu weit und zu teuer ist, woran auch die Tanganikabahn mit ihren hohen Frachten zunächst kaum etwas ändern wird. Ein Lastträger, der 60—70 Pfund und noch mehr trägt, bekam 1911 für die Strecke Usumbura-Rigali 4—5 Rupien, für den Weg Usumbura-Bukoba 8—9 Rupien und für den Rückweg Bukoba-Usumbura, auf dem er keine so unförmige Last wie die getrockneten Rindshäute zu schleppen hat, 7—8 Rupien. Der Handelsweg von Usumbura durch das Ruffissital nach dem Kivusee ist wegen der Schlafkrankheit gesperrt.

Unter den Wirkungen der Schlafkrankheit hat natürlich auch der Verkehr auf den Märkten stark gelitten. Während man um 1900 noch über ein Duzend gut besuchter Märkte im Umkreise von 3 Stunden um Usumbura zählte, von denen der Usumburamarkt täglich von etwa 5000 Personen frequentiert war, haben jetzt in dieser Gegend nur noch zwei Märkte einige Bedeutung: Usumbura selbst (Taf. 27b) und Kajagga am Nordzipfel des Sees. Dazu kommt neuerdings im Innern bei der neuen Regierungsstation Gitega ein Markt von wachsender Bedeutung. Kleine Märkte für bloßen Lokalbedarf gibt es daneben eine ganze Reihe. Den Usumburamarkt, der wie alle anderen von früh 6 bis 10 Uhr oder 11 Uhr abgehalten wird, besuchen immer noch über 1000 Personen täglich, und unter behördlicher deutscher Aufsicht geht es sehr geordnet dort zu; sogar eine Markthalle in Gestalt eines großen Wellblechdaches zum Sonnen- und Regenschutz ist da. Unter ihm und im Freien vor ihm hocken die Verkäufer, meist Weiber, in langen Reihen; jeder hat seine Ware in Körben oder auf Matten oder Bananenblättern ausgebreitet vor sich. Die von v. d. Burgt vor 15 Jahren aufgestellte einheimische Warenliste gilt noch heute: Öl, Salz, Bier, Baumwollstoffe, Fische, Matten, Töpfe, Krüge, Tabakbündel, Schnupftabak, Seifekugeln, Hirse,

Mais, Mehl, Bananen, Erdnüsse, Zuckerrohr, Bataten, Yams, Maniok, Kürbisse, Rindfleisch, Ziegen, Schafe, Hühner, Neze, Speerstäbe, Bambusstangen, Schilfrohr, Feuerholz, Stricke, Bindfaden, Hacken usw. Außerdem sieht man da heutzutage allerlei billige europäische Industrierzeugnisse, wie grellbunte baumwollene Decken, verschiedene bedruckte Baumwollstoffe, Petroleum, Zigaretten, Glasperlen, Eisen-, Kupfer-, Messingdraht, Eisenwaren, Porzellangeschirr.

Auch v. Trotha bezeichnete die Märkte als „das am meisten Charakteristische der Gegend. Hier wird alles gehandelt, was nur möglich ist, unter Geschrei vertauscht oder mit Perlschnüren und Zeug bezahlt. Der Markt von Munkasa an der Nordostküste des Tanganyikasees wies Tausende von feilschenden und schreienden Menschen auf, aber alles geht in

Ordnung und ohne Streit ab. Ein Weib kauft man für 10 Schnüre roter Perlen, und wenn man sie nicht mehr mag, bringt man sie wieder auf den Markt und vertauscht sie wieder gegen Perlen.“ (Nr. 8, S. 77.) Das Weiberkaufen auf dem Markt hat freilich jetzt aufgehört und dürfte wohl schon 1896 zur Zeit der Trothaschen Reise sehr selten gewesen sein.

Der Markt ist der Ort, wo „man“ sich trifft, guckt, schwätzt, Neuigkeiten hört und mitteilt, Pombe trinkt, Geschäftliches und Ungeschäftliches bespricht und viel anderes Nützliches und Überflüssiges tut. Auch wenn sie nichts kaufen oder verkaufen wollen, gehen viele Barundi auf den Markt, um sich zu unterhalten. Geht es in der Bierrecke zu lebhaft zu oder entsteht eine Prügelei, so schafft die Marktpolizei unter Mitwirkung der friedlichen Elemente schnell Ruhe.

Auf den Hauptmärkten Usumbura, Rajagga und Gitega ist der deutsch-ostafrikanische Heller die kursierende Münze; silberne Rupien,  $\frac{1}{2}$ - und  $\frac{1}{4}$ -Rupienstücke sieht man seltener. Auf den anderen Märkten des zu Urundi gehörenden nördlichen Seegebietes sind neben den Hellern noch allerlei andere Geldsurrogate im Umlauf, aber ins große innere Urundi ist das Hellergeld noch nicht gedrungen oder wird doch nur an den wenigen Stationen und Hauptverkehrswegen der Missionen und des Gouvernements gekannt, aber ungern genommen. Dort herrscht noch überall die Perle als Tauschmittel, wie sehr sich auch das Gouvernement bemüht, das Heller- und Rupien-geld einzuführen und dadurch nicht nur den Verkehr flüssiger zu machen, sondern auch der künftigen Steuererhebung vorzuarbeiten. Erfolg werden diese Bemühungen erst haben, wenn Urundi wirklich unter Verwaltung genommen und die Hütten- oder Kopfsteuer eingeführt sein wird, die in Geld entrichtet werden muß. Dasselbe gilt für Ruanda, wo aber durch den schon lebhafter gewordenen Außenhandel und durch die seit Jahren im Zentrum gelegene Residentur Kigali mit ihrer Händleransiedlung der Geldverkehr sich bereits sehr ausbreitet.

In Urundi ist das gebräuchlichste Kleingeld die rosafarbige Perle *simsim* oder *samsam*, von denen eine zirka 30 cm lange Schnur (*kete*, *Kette*?) die Münzeinheit im Wert von 3 Hellern bildet. 10 Schnüre sind 1 *ifundo*, 10 *ifundo* = 1 *ingoje*, 10 *ingoje* = 1 *akanono* (Nr. 19, S. 111). Die *Samsamperle* dient daneben als hauptsächlichlicher Halschmuck der Männer und der Weiber.

Wertvoller ist eine längliche violette, weißgestreifte Perle, *inganga*, von denen eine gleich einer *kete Samsam* gilt, und noch wertvoller die dicken weißen Perlen *amaguru*, von denen eine zweimal um den Hals reichende Schnur den Wert von 10 *kete Samsam* hat. Außerdem gibt es namentlich im Seegebiet noch mittelgroße blaue und lackglänzende rötliche und weiße Perlen sowie große spindelförmige weiße mit roten Ringeln u. a., aber alle diese und andere Sorten haben keinen festen Münz-

wert wie die obengenannten, sondern wechselnden Tauschwert. Gelbe, grüne und schwarze Perlen werden nirgends genommen.

Natürlich schwankt auch der Wert der „Geldperlen“ nach dem Vorrat an Perlen und nach Angebot und Nachfrage der Ware. Im allgemeinen galten früher im Innern folgende Wertmaße: 5 Bananen = 1 Heller, 1 Traube von zirka 20 Bananen = 1 kete, 2 Doppelhand Mehl = 1 kete, 1 Handvoll Salz = 1 kete, 1 Topf Bier = 3 kete, 1 Eisenhacke = 6 kete, 1 Topf Honig = 1 ifundo, 1 Ziege = 3 ifundo, 1 Schaf = 4 ifundo, 1 Stier = 5—10 ingoje, 1 Kuh = 20 ingoje. Heute aber kostet im Innern 1 Ziege bereits 3—4 Rupien, und entsprechend sind alle andern Preise gestiegen.

Baumwollstoffe, die früher von den Häuptlingen streng verboten waren, werden jetzt im Innern sehr gern genommen, am liebsten das gewöhnliche weiße „amerikani“, von dem 1 Gora von 30 Ellen im Innern ungefähr 12 Rupien wertet. Auch die mit braunen Mustern bedruckten „Lesso“ oder „Kanga“, wie sie in Ruanda beliebt sind, verbreiten sich allmählich in Urundi.

Das allgemein übliche Hohlmaß für Mehl, Getreide, Bohnen usw. ist die doppelte Hohlhand (kumaschi) oder auf den Märkten eine ihr gleich große Kürbischale. Größere Gegenstände, wie Maniokwurzeln, Bataten, Bananen u. a., werden nach der Stückzahl verkauft. Einheimische Gewichte gibt es gar nicht. Erst der Verkehr mit den Fremden hat im Außenhandel, z. B. für Rindshäute, Elfenbein, Wachs, das seit der Araberzeit in ganz Ostafrika gebräuchliche Fasila (35 Pfund engl.) auch hier eingeführt.

Die Raurimuschel als Geld ist weder in Urundi noch in Ruanda bekannt.

### 3. Handwerk

F. Stuhlmann sagt in seinem ausgezeichneten Buch „Handwerk und Industrie in Ostafrika“, Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1910: „Es ist zu betonen, daß in Afrika das Handwerk fast überall nur Nebensache ist; die Grundlage der Volkswirtschaft bildet die Landwirtschaft“ (S. 3). Dies trifft auch für Urundi zu; und zwar ist hier das Handwerk größtenteils „Hauswerk“, d. h. die Rohprodukte werden im Haus für eigenen Bedarf verarbeitet und nur der Überschuß gegen Erzeugnisse anderer vertauscht. Hausindustrie, d. h. Herstellung größeren Umfangs im Hause für fremden Bedarf und Verkauf nach auswärts als Lebensunterhalt, gibt es nur für Töpferei und Schmiederei. Dagegen ist das „Lohnwerk“, in welcher der Handwerker gegen Lohn im Haus des Bestellers die vom Besteller gelieferten Rohstoffe verarbeitet (Stör), mehrfach in Übung, z. B. in der Herstellung von Rindenstoff, im Hüttenbau, in der Holzschnitzerei. Natürlich gibt es in jeder Technik und in jeder Familie Geschickte und Ungeschickte, und die Arbeiten der ersteren werden selbstverständlich den Erzeugnissen der letzteren vorgezogen, aber nur in der Töpferei und der Schmiederei vererbt sich der Beruf vom Vater auf den Sohn und Enkel. In erster Linie sind es die Batwa, die diese beiden Handwerke von Generation zu Generation ausüben, aber auch unter den Bahutu gibt es Familien, in denen das Töpfer- oder das Schmiedehandwerk erblich ist (Nr. 19, S. 369). Das Schmieden, das Holzschnitzen, die Rindenstofftechnik sind ausschließlich Männerarbeit, die Flechterei nur Frauenarbeit. Auch die Töpferei wird bei den Bahutu nur von Frauen be-

trieben, bei den Batwa ebenfalls hauptsächlich von Frauen, aber auch von Männern (Nr. 19, S. 451).

Die Töpferei (inkono, Topf) wird natürlich vorwiegend da ausgeübt, wo der Boden den geeigneten Ton enthält. Das ist in den Tonschiefergebieten Urundi und Ruandas an vielen Stellen der Fall, wo sich aus verwittertem oder auch abgeschwemmtem Tonschiefer guter Töpferton (uwumba) gebildet hat. Er ist meist dunkelgrau bis schwarz. So kommt es, daß an solchen Stellen ganze Dörfer von Töpfern angesiedelt sind; ein Vorgang, der durch die Stammesabsonderung der pariaartigen Batwa noch sehr erleichtert wurde und wird.

Der von den Männern gegrabene Ton wird mit Wasser durchgeknetet und mit einer Keule geschlagen, bis er von gröberem Teilen befreit und geschmeidig geworden ist. Dann wird auf eine Topfscherbe als Unterlage ein kleiner runder, mit der Hand etwas flachgedrückter Tonklumpen gelegt und auf dessen Rand ein wurstförmiger Tonwulst aufgesetzt, so daß eine Art Schale entsteht (Taf. 7b). Dieses An- und Übereinanderfügen von langen Tonwürsten wird nun fortgesetzt, indem sie mit der nassen Hand flachgedrückt und miteinander verstrichen werden, und dabei wird das Ganze auf der unterliegenden Scherbe (urudsjo) fortwährend hin und her gedreht (primitive Drehscheibe) und mit der Hand unter Wassersprizen geglättet, bis der Topf die gewünschte Höhe und Form erreicht hat. Der Rand wird darauf mit einem Baumblatt ebenmäßig abgestrichen. Das eigentliche Glätten außen und innen wird aber erst vorgenommen, nachdem das Gefäß ein wenig an der Luft getrocknet ist. Man benutzt dazu ein Stück Kalebasse, ein Hölzchen, ein Stück Rinde oder einen kleinen flachen Stein. Und schließlich werden mit einem spitzen Holz- oder Eisenstück einfache Linienornamente (Wellenlinien oder zickzackförmige Reihen kurzer Striche) unter dem Hals eingekrast. Färben der Töpfe oder Einrizen von Figuren oder gar Glasieren gibt es nicht. Van der Burgt glaubt, in den Wellen- und Zickzacklinien der Topfornamente geheimnisvolle Symbole der „Blitze Imanas“, des obersten Gottes, sehen zu sollen, also „eine Art Hieroglyphenschrift“ (Nr. 19, S. 452). Ich glaube nicht an solchen Tiefsinn der Töpfer, sondern halte die Muster für eine rein mechanische Äußerung des Schmucktriebes, wie mir auch die Barundi und Batwa selbst eine tiefere Bedeutung verneinten. Dieselben einfachen, durch die primitive Technik mitbestimmten Ornamente haben auch unsere steinzeitlichen Tongefäße.

Der nunmehr fertige Topf wird erst an der Sonne getrocknet und dann gebrannt. Zu diesem Behuf wird als Unterlage eine größere Zahl bereits gebrannter Töpfe mit der Mündung nach unten auf den Erdboden gestellt, darauf eine Reihe gekreuzter Mais- oder Sorghumstengel gelegt und auf diese die neuen Töpfe dicht nebeneinandergestellt. Oben darauf häuft man trockenes Gras, da man nur selten Brennholz hat, zündet es an und fügt immer weiter dürres Gras hinzu, bis die Töpfe gründlich gebrannt sind. Aus der Asche werden endlich die nun fertigen Töpfe herausgenommen und durch Wassersprizen abgekühlt, aber die anhaftenden Aschenteilchen werden nicht entfernt, denn sie sind das Kennzeichen, daß der Topf noch nicht gebraucht ist; einen schon gebrauchten würde ein Murundi nie von einem Mutwa kaufen.

Die Barundi und namentlich die Batwa machen Tongefäße verschiedener Form und Bestimmung (Taf. 48): kleine längliche, enghalsige Krüge zum Holen und Aufbewahren von Wasser und Bier; große kugelförmige oder dickbauchige Töpfe mit größerer Öffnung zum Kochen; Näpfe und Schalen zum Trinken; bauchige Töpfe mit kegelförmiger

förmigem Deckel zur Aufbewahrung von Butter; weite Trichter zum Einfüllen von Flüssigkeiten; selten auch Gefäße mit zwei Öffnungen und Tabakspfeifen mit zwei Röpfen zu Motivzwecken, wie in Ruanda (Nr. 19, S. 452 und Textbild 11; Nr. 48, S. 318). Große dreibeinige Töpfe werden nur für den religiösen Kultus angefertigt (S. 127).

Die Tabakspfeifen (inkono j'itabi, injungu) verdienen besondere Erwähnung, obgleich sie in der hauptsächlich „schnupfenden“ Barundibevölkerung nur eine geringe Rolle spielen; sie werden nämlich nur von Männern gemacht und sind viel sauberer und zierlicher als die übrigen Töpferwaren der Barundi. Die Grundform ist dieselbe wie in Ruanda, aber im einzelnen variieren die Formen zwischen spitz trichterförmigen und fast kugeligen Röpfen je nach Laune des Verfertigers oder des Bestellers (Taf. 49).

Kein einziges Tongeschirr der Barundi hat einen flachen Boden oder einen Henkel, höchstens einen Wulst zum Anfassen. Sie müssen deshalb beim Hinstellen immer durch Steine gestützt oder in eine Erdvertiefung oder einen Strohring gesetzt werden. Im Tanganikagebiet sieht man zwar nicht selten Gefäße mit Henkeln oder Schnabelausgüssen oder Füßen, aber dies sind stets Fabrikate der Wawira vom kongolefischen Westufer und meist auf besondere Bestellung so geformt. Die einfachen Urundigefäße sind sehr billig: in Usumbura wird ein großer Kochtopf für 1 Heller, im Innern zwei Töpfe für 1 Kete Perlen verkauft.

In der Flechtere (kudsjischa) sind die Barundi kaum weniger geschickt als die Banjaruanda, aber in der Musterung und Ornamentierung stehen sie weit hinter jenen zurück. Man kann in der Flechtere drei Arten unterscheiden: Bindetechnik, Webetechnik, Näh- oder Schlingentechnik (Nr. 32a, S. 42). Die Bindetechnik ist die einfachste; sie besteht darin, daß Rohrstengel oder Papyrusstreifen oder Grasbüschel oder Binsen nebeneinandergelegt und durch einige querlaufende Bastfäden miteinander verbunden werden. So macht man Matten, offene Körbe, Siebe, aber dieses Flechtwerk ist so wenig dicht, daß es nur beschränkte Verwendung finden kann. Matten gibt es ohnehin im innern Urundi nur sehr wenige; selbst die Häuptlinge setzen sich gewöhnlich auf den bloßen Fußboden oder auf ein Fell. In einigen Gegenden braucht man aber solche aus langen Gräsern geflochtene Matten, um sich zum Schlafen nackt darein einzuwickeln (Nr. 19, S. 390). Viel mehr Matten findet man im Tanganikagebiet, wo ihr Gebrauch vom Kongo und von Norden (Ruanda) her sich eingebürgert haben mag. Bemerkenswerterweise sind es in Urundi fast immer die Männer, die die Matten flechten, auch die Batwa, während in Ruanda die oft wunderhübsch gemusterten, fein geflochtenen Bodenmatten, Bettjalousien, Bettmatten, die großen Wandschirme u. dgl. nur von Frauen geflochten werden.

Eine viel breitere Ausdehnung findet die Webetechnik in der Verfertigung von Körben, Tellern, Beuteln, Säcken u. a. m. (Taf. 51). Gewöhnlich werden zwei Lagen feiner Baststreifen rechtwinklig ineinander verschlungen wie ein Gewebe, und je nach dem Material ist das Flechtwerk fest und elastisch oder weich und geschmeidig, aber immer sehr dicht. Die dazugehörigen Instrumente sind nur ein dünnes Holzstäbchen, das die Masche zum Durchschieben des Flechtfadens lockert, oder eine eiserne Nadel ohne Ohr, aber mit einem Vorsprung, um den der Bastfaden zum Durchziehen geschlungen wird. So macht man große und kleine, runde und eckige, hohe und niedrige, offene und Deckelkörbe, lange enge Behälter zum Aufbewahren von Bierfaugröhren, sehr große als Reisekoffer dienende Deckelkörbe, Mehlschwingen, Speiseteller, Getreidesäcke, bisweilen auch Pfeilköcher u. a. m. Selten werden durch

Einflechten schwarz gefärbter Baststreifen einfache lineare Muster erzeugt. Diese Webetechnik ist in Urundi ausschließlich Frauenarbeit; nur die großen flachen Mehlschwingen werden von den Männern gearbeitet (Nr. 19, S. 577), vermutlich weil diese Geflechte mit Kuhdünger gedichtet werden, also mit einem Erzeugnis der Rinder, mit denen sich die Weiber prinzipiell nicht befassen dürfen.

In der Näh- oder Schlingtechnik endlich werden die Flechtwerke aus langen, dünnen, umwickelten Stroh- oder Bastwulsten hergestellt (ähnlich wie die Bienenkörbe unserer Bauern), die spiralförmig übereinander verlaufen und miteinander durch den die Wulste umwickelnden Bastfaden eng verbunden werden; daher auch Spiraltechnik genannt (Taf. 50). Diese Technik liefert Körbe und Schüsseln mit dickeren, gegen Druck und Stoß widerstandsfähigeren Wänden als die vorige; ferner wasserdichte Becher, die langen Zipfeldeckel der Kürbisflaschen für Bier, die oft sehr hübschen kranzförmigen Ringe zum Aufstellen von Gefäßen und zum Tragen von Lasten auf dem Kopf. Auch diese Technik ist nur Frauenarbeit. Stuhlmann nimmt an, daß sie hamitischen Ursprungs sei (Nr. 32a, S. 44), was ja ihre Hauptverbreitung und hohe Vollendung in den Batuffistaaten erklären würde, und auch F. von Luschan macht darauf aufmerksam, daß sie von den Somal bis zu den Ovambo charakteristisch für hamitische oder hamitisch beeinflusste Stämme ist (Nr. 40, S. 252).

Schließlich seien die durch einfache kreuzweise Verknüpfung gedrehter Bastschnüre hergestellten Tragnetze erwähnt, in denen Kalebassen und andere Gegenstände in den Hütten aufgehängt werden (Taf. 51). Diese Netze sind den Barundi unentbehrlich, denn Flechtwerk kam auch in den Hütten nicht auf dem Fußboden stehengelassen werden, weil es von den Termiten angefressen wird.

Fischnetze werden von den See-Barundi des Tanganifagebietes in ähnlicher Weise mit weiten oder mit engen Maschen geflochten, aber dies scheint eine von den kongolefischen Wawira und Wabemba gelernte Kunst zu sein (Nr. 19, S. 577).

Das Weben von Gewandstoffen ist den Barundi unbekannt, denn sie tragen Rindenschiff- und Fellgewänder und erst neuerdings europäische Baumwollgewebe.

Die Holzschnitzerei (uwuwasi) tritt begreiflicherweise in einem so äußerst baumarmen Land wie Urundi hinter der Töpferei, Flechtereie und Metalltechnik zurück. Das meiste Schnitzwerk wird in den westlichen Berggegenden hergestellt, wo es noch Reste hochstämmigen Urwaldes gibt, und von dort in die holzarmen zentralen Landstriche verhandelt. Namentlich die Batwa sind gute Holzschnitzer, und zwar sind es bei ihnen, wie bei den Bahutu und den Batuffi, nur die Männer, die der Holzschnitzerei obliegen. Die gewöhnlichen hölzernen Gegenstände im Haushalt, wie Pfähle, Stäbe, Getreidestößer, Hackenstiele, Messergriffe u. dgl., verfertigt jeder selbst, da sie keine besondere Kunstfertigkeit erfordern, aber andere Holzarbeiten, die eine gute technische Kenntnis und Übung verlangen, wie Lanzenhäfte, Bogen, Pfeile, Röcher, Handscheiben, Melkgefäße, Blasebälge, Schilde, Getreidemörser, werden von Spezialisten hergestellt, die ihre Erzeugnisse vertauschen oder verkaufen (Taf. 52). Charakteristisch ist auch für die Holztechnik der Barundi und Banjaruanda, was Stuhlmann an aller afrikanischen Holztechnik hervorhebt (Nr. 32a, S. 28), daß nämlich die Gegenstände immer aus einem Stück Holz herausgearbeitet werden. Zusammengesetzte Werkstücke sind äußerst selten: in Urundi wie in Ruanda nur die aus zwei flachen zusammengebundenen Brettchen bestehenden Messer- und Dolchscheiden. Eine Verbindung von Schnitzerei und Flechtwerk ist die eine Art der in Urundi äußerst seltenen Schilde

(ingabo), deren längliche Holzplatte mit Streifen von Fikusrinde oder von Rotang überflochten ist, die bloß den zentralen Holzbuckel unbedeckt lassen (Taf. 53). In Ruanda sind diese besflochtenen Schilde, die Stuhlmann dem Kulturkreis der Bahima zuschreibt (Nr. 32a, S. 30), häufiger, aber auch nur vereinzelt; erst nach Uganda hin werden sie häufig.

Als Handwerkszeug zur Holzbearbeitung haben die Barundi kein Spezialinstrument, sondern nur die beiden kleinen Hacken, das sichelförmige langstielige Hackmesser (Taf. 46, Fig. 4), die wir schon bei Besprechung des Ackerbaues kennengelernt haben (S. 49), sowie die kurzen und langen Messer, die zu allem möglichen im Tagesgebrauch dienen (Textbild 16). Um Lanzenstäfte zu runden und zu glätten, steckt man auf ein kleines zweischneidiges Messer ein Stückchen Holz und fährt mit dem dadurch gebildeten Winkel so lange auf dem Stab schabend hin und her, bis er die gewünschte Form erreicht hat. Auch die hölzernen Armscheiben werden, nachdem sie aus dem Holzloos herausgeschnitten sind, mit dem Messer so lange geschabt und mit Fikusblättern (die wohl stark kieselig sind) so lange gerieben, bis sie die elegante, mathematisch korrekte Form und die glatte Oberfläche haben, die wir an ihnen bewundern müssen.

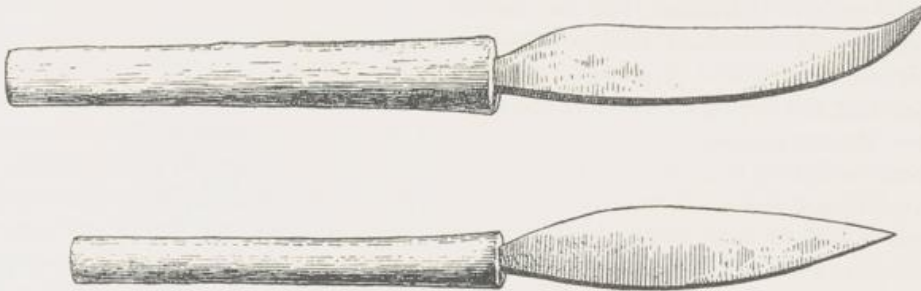


Fig. 16. Arbeitsmesser der Barundi.  
(Museum für Völkertunde, Berlin, Nr. 6386.)

Die hier und dort auf Holzgeräten und Kalebassen angebrachten einfachen Ornamente paralleler Linien werden selten eingeschnitzt, meist eingebrannt in einer Art Brandmalerei. Es werden nämlich hierzu auf einem alten Messer oder einer alten Lanzenspitze kleine Scharten ausgebrochen, so daß mehrere sägeartige Spitzen entstehen. Fährt man nun mit diesem glühend gemachten Eisen über das Holz, so brennen diese Spitzen lauter parallele Linien ein (Nr. 19, S. 367). Im übrigen sind Sägen zum Zerteilen des Holzes ebenso unbekannt wie Bohrer und Nägel. Löcher werden deshalb ebenfalls mit glühenden Eisenspitzen ins Holz gebrannt, und Bretter oder Bohlen werden, in Ermangelung von Sägen, wie überall in Ostafrika, aus dicken Stammstücken herausgearbeitet, indem der Verfertiger von beiden Seiten des Klozes so lange Späne und Splitter weghaut und -schneidet, bis ein Brett von der gewünschten Dicke übriggeblieben ist. Man kann daher in diesen Ländern den Hauptlingen kaum etwas Willkommeneres schenken als eine starke Handsäge, einen festen Drehbohrer, Hammer, eiserne Nägel und sonstiges Handwerkszeug.

Tierische oder menschliche Figuren habe ich in Urundi wie in Ruanda nirgends gesehen, weder eingeritzt noch eingeschnitten noch in plastischer Schnitzerei. Erst bei den See-Barundi am Tanganika findet man geschnitzte Holzfiguren als eine aus dem Kongogebiet übertragene Kunst. Erwähnenswert ist schließlich noch die Verzierung

Hans Meyer, Die Barundi.

vieler der hölzernen Handscheiben — nicht aller — mit eingelegten eisernen, kupfernen oder messingenen Spiralen, eckigen und runden Blättchen und Stiften (Taf. 34, 35). Zuweilen ist die ganze Oberfläche von solchen dünnen Metallauflagen fast lückenlos überzogen. Sie werden befestigt, indem man die Umrisse der Metallstückchen in das Holz einrißt, die Fläche innerhalb der Umrisse etwas vertieft auskrast, sie mit Wachs austreibt und dahinein die Spiralen und Blättchen eindrückt. Es sind nur wenige Künstler, die sich auf diese Technik verstehen. In Ruanda sieht man solche Metallauflagen nur an wenigen Handscheiben und an den zum Tanzschmuck gehörenden Umhängehörnern (Zink- oder Bleistreifen).

Das größte und am mühsamsten herzustellende Holzschnitzwerk der Barundi ist das Boot, der Einbaum (ubwato). Wie wir oben (S. 73) gesehen haben, sind Einbäume in dem baumarmen Lande selten und auf einige der größeren Flüsse sowie auf den Tanganikasee mit dem Ruffissi beschränkt. Sie werden im Auftrag und auf Kosten der Häuptlinge verfertigt, in deren Gebiet das Boot Fährdienste tun soll, oder auf dem See im Auftrag zahlungsfähiger Fischerfamilien. Die besten Bootbauer sind die Bativa, zu deren Spezialität diese Technik gehört (Nr. 19, S. 367). Die beiden dazu nötigen Instrumente sind die zweihändige Hacke mit querstehendem Blatt und das kürzere einhändige Beil mit längstehendem Blatt. Der Baumstamm — je dicker und je gerader, desto besser — wird durch Tausende von Kerbhieben zu Fall gebracht, mit den Ästen entrindet und zunächst roh auf die gewünschte Länge und Dicke des Bootes zugehauen. Dann wird ihm die äußere Form mit den bauchigen Seiten, dem rundlichen, kiellosen Boden und den etwas zugespitzten Vorder- und Hinterteilen gegeben und zuletzt erst der innere Trog ausgehöhlt. Auch diese Arbeit wird lediglich mit den Ästen und Messern ausgeführt. Die Zuhilfenahme von Feuer, die anderwärts in Ostafrika darin besteht, daß man durch kleine, auf der Oberseite des Stammes angelegte Feuer den Stamm allmählich nach unten und innen verkohlt und die verkohlten Teile von Zeit zu Zeit auskrast, bis nur noch die Außenwand stehengeblieben ist, kennen die Barundi nach eigener Aussage nicht. Wenn das Werk im großen und ganzen fertig ist, füllt man das Boot, ehe es von Stapel gelassen wird, innen mit Wasser, um seine Dichtigkeit zu prüfen. Sind etwaige Risse dicht gemacht, so wird der Einbaum unter Beteiligung einer großen Menschenmenge mit festlichem Lärm ins Wasser geschoben und gezogen.

Oft muß das über eine weite Landstrecke geschehen, was mehrere Tage dauern kann. Da geht ein Umufumu (Zauberer) voraus und streut heilbringendes Pulver auf den Weg, um das Boot unbeschädigt zu Wasser zu bringen. Sobald es schwimmt, singen und tanzen die Festteilnehmer auf beiden Flußufern. Dann setzt man einen mit Flußlehm beschmierten Topf Bananenbier in das Boot, und die Nächstbeteiligten trinken daraus und spucken in den

Fluß, um die bösen Geister mild zu stimmen. Mit dem Lehm aber beschmieren die Leute sich und ihren Angehörigen die Stirne, um sich beim Gebrauch des Bootes gegen Unfall zu schützen. Dann fährt das Boot an das andre Flußufer, wo von den dortigen Leuten dieselben Zeremonien vollführt werden. Ein Tanz der Abafumu (Medizinmänner) und eine allgemeine Kneiperei schließt die Weihe des Bootes ab. (Nr. 19, S. 66.)

Fehler in der Schwimmfähigkeit und Balancierung des Bootes, die sich nun herausstellen, sucht man nachträglich durch weiteres Schnitzen mit Messer und Beil und durch Einlegen von Ballaststeinen zu korrigieren. Daß die Einbäume weder Sise noch Steuer haben, wurde schon oben (S. 73) erwähnt, desgleichen die Art ihrer Fortbewegung.

Die sehr einfache Technik der Rindenstofffabrikation (Fikusbastfilz) habe ich ebenfalls schon oben (S. 31) besprochen.

Auch die Technik der Fell- und Lederbearbeitung ist sehr einfach. Da die Barundi nur selten ein Fellstück als alleinige Kleidung tragen und sonst Häute hauptsächlich als Decken benutzen, die Batwa aber die Fellkleidung vor dem Rindenstoff bevorzugen, sind auch die Batwa die geschicktesten Lederarbeiter (abaharra). Die Technik ist aber dieselbe bei den Batwa und den Bahutu. Wenn es sich nur um Herstellung von festem, hartem Leder zu Gefäßdeckeln, Pfeilköchern, Bindungen, Befestigung von Pfeilspitzen usw. handelt, wird die Haut einfach reingeschabt und an der Sonne getrocknet. Soll jedoch weiches, biegsames Leder (urusato) zu Gewändern und Decken fabriziert werden, so muß es gegerbt werden. Da man in Urundi aber die Loh- und die Weißgerberei ebensowenig kennt wie ursprünglich im ganzen übrigen Afrika (Nr. 32a, S. 47), so wird hier das Fell nach der Art der Sämischlederfabrikation bearbeitet. Zuerst wird die Haut mit vielen durch die Ränder gesteckten Pflocken auf dem Boden straff ausgespannt und mit einem Messer die Haare und die noch anhängenden Fleisch- und Fetttrümmel glatt abgekratz. Fast trocken, wird die Haut dann abgepflockt, mit Fett oder Butter eingerieben und tüchtig mit beiden Händen Stück für Stück durchgewalzt, bis sie geschmeidig und weich geworden ist (Nr. 19, S. 425). Schließlich reibt man sie mit etwas weißer Verwitterungserde (Kaolin) ein, um ihr ein hübsches Aussehen zu geben. Felle für Decken werden ebenso behandelt, aber die Haare nicht entfernt.

In der Eisenindustrie sind die Leistungen der Barundi gut, zum Teil sogar hervorragend. Dies ist eigentlich verwunderlich, da die Schmiedetechnik angeblich erst zur Zeit des Ruandakönigs Ruganza, also vor etwa zwei Jahrhunderten, aus Nordosten, wohl aus Riffata, durch eine sagenhafte Persönlichkeit, Rigwe, nach Urundi eingeführt sein soll. „Vorher habe man sich“, wie mir v. d. Burgt schreibt, „zur Bodenbearbeitung der Holzhacken bedient, ebenso wie man Pfeile und Lanzen aus Holz gehabt hätte.“ Ein alter Mutwa hat v. d. Burgt erzählt, daß er selbst in seiner Jugend noch solche Holzgeräte gesehen habe. Jetzt gibt es, wie auch ich beobachtet habe, keine hölzernen Waffen und Hacken mehr, aber wenn v. d. Burgt meint, die Rückständigkeit der Eisenindustrie der Barundi komme daher, daß es im Boden Urundis keine Eisenerze gebe (Nr. 19, S. 250), so irrt er sich. Ich habe an vielen Stellen ausgezeichnetes Eisen (itschjuma) in Gestalt von Brauneisenstein und von Eisenglanz gefunden. Dagegen kann ich bestätigen, daß die Barundi nicht verstehen, diese einheimischen Eisenerze abzubauen und zu verhütten. Schmelzöfen wie in Ruanda, wo ich sie in voller Tätigkeit sah, gibt es in Urundi nicht. Die Barundischmiede verarbeiten lauter von auswärts eingeführtes Eisen, teils solches, das in Form von Hacken aus Usindja (Südvictoriafee) durch Vermittlung der Baha und Bassuwi importiert wird, teils europäischen Eisendraht, der vom Tanganika her ins Land kommt. Dieses eingeführte Eisen verarbeiten die Bahutu- und Batwasmiede zu den landesüblichen Formen der Hacken, Messer, Haumesser, Speerspitzen, Pfeilspitzen, Armringe usw.; Bahutu und Batwa in derselben Weise, und zwar sind die Batwa offenbar die geschickteren Schmiede. Eine besondere Gilde bilden in Urundi die Schmiede nicht, aber das Handwerk ist in bestimmten Familien erblich. Die Schmiede wohnen und leben mit den anderen Barundi und genießen wegen ihrer Kunst eine hohe Wertschätzung. Es sind also doch berufsmäßige Fachhand-



Steinerner Amboss.



Feile.



Eiserner Hammer.

Stift zum  
Einschlagen  
von Ver-  
zierungen.Eisenbolzen  
zum Schmie-  
den von  
Hohlformen.

Fig. 17.

(Alle 5 Figuren im Museum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 6386.)

fäßblasbalg ist aus einem Stück Holz geschnitten und mündet in eine kurze trichterförmige Tonröhre, die direkt in die glühenden Kohlen gesteckt wird und diese anblasend in Glut erhält. Von Zeit zu Zeit wird der glühende Kohlenhaufen mit Wasser bespritzt.

werker, die für den Verkauf arbeiten. Nebenbei betreiben sie aber wie in Ruanda oft auch Ackerbau.

Die Werkstatt (uruganda) ist eine kleine, allseits offene Rundhütte, in deren Mitte eine Vertiefung im Erdboden das Kohlenfeuer enthält. Da sie Holzkohlen zu ihrem Handwerk brauchen, sitzen sie in dem holzarmen Land meist in der Nähe der Waldreste und der Uferbüsche der Flüsse. Nach dem Innern werden aus den Randbergen Holzkohlen in langen Bananenblattbündeln verhandelt. Neben der Feuerstelle liegt der Blasbalg, ein Gefäß- oder Schalenblasbalg (umuvuba) in Form eines großen hölzernen Doppellöffels, über dessen beide Öffnungen je ein Ziegenfell lose gespannt ist (Taf. 45, Fig. 2). Ein in der Mitte jedes Felles angebundener Holzstab dient als Stempel, durch dessen Auf- und Abbewegen die Luft aus dem Gefäß in die gemeinsame Endröhre getrieben wird. Der Bläser steht oder hockt hinter dem Blasbalg, hat in jeder Hand einen Stempel und bewegt diese abwechselnd schnell auf und ab. Dieselbe Gebläseform ist in Ruanda gebräuchlich, wo sie auch zum Anblasen der Schmelzöfen benutzt wird. In Urundi soll (nach Stuhlmanns Rärtchen in Nr. 32a, S. 62) noch eine andere Form, der Schlauch- oder Sackblasbalg vorkommen; ich habe aber darüber nichts erfahren können.

Der beschriebene üblichere Ge-

Auf der anderen Seite der Feuerstelle liegt ein harter Stein als Amboss (Textbild 17). Mit einem nassen klammerförmigen Holzstück oder einem spitzen Eisenstift schiebt man das zu bearbeitende Stück Roheisen in die Kohlenglut und holt es damit wieder heraus. Auf dem Amboss wird es nun mit dem Hammer (injondo) bearbeitet, einem schweren mehrkantigen Eisenstück, das keinen Holzstiel hat, sondern an einem Ende griffartig verlängert ist, so daß es fest gepackt werden kann. Das Eisen wird so lange gehämmert und wieder geglüht, bis alle Schlacken herausgetrieben sind. Dann wird es mit dem Hammer zur Form des gewünschten Gegenstandes ausgeschmiedet. Als Hilfswerkzeuge dienen dabei ein dicker abgerundeter Bolzen, über dessen runden Kopf das glühende Eisenstück zu Hohlformen, z. B. Glocken, Düsen der Speerspitzen usw., gehämmert wird; ein kurzes spitzes Eisenstück, mit dem einfache Punktmuster in die Armringe, Saumesser und andre Gegenstände gepunzt werden; ein altes Messer, mit dem glühende Eisenstücke entzwegehauen werden, indem man es als Keil darauffest und mit dem Hammer darauffschlägt; eine Feile, bestehend aus einem gekerbten Eisenstück mit Holzgriff, mit dem an den erkalteten Schmiedearbeiten die Unregelmäßigkeiten abgeraspelt werden; und schließlich einige harte glatte Steine zum Polieren.

Ob die Barundi auch das Drahtziehen verstehen, habe ich nicht erfahren können. Zum Umwickeln der Armspangen und der Messerscheiden mit Eisen-, Kupfer- oder Messingdraht benutzen sie eingeführte europäische Drahtsorten.

Die Verwendung von Kupfer (umurinda) und Messing ist in Urundi sehr gering, mit Ausnahme des Tanganikagebietes, wo seit langer Zeit das vom Kongo (z. B. Katanga) herüberkommende Kupfer und Messing vielerlei Verwendung findet. Im großen Innern Urundis wird kein Kupfererz gewonnen, und das wenige vom Tanganika her in Drahtform eingeführte Kupfer wird kalt ausgehämmert, um einfache Armspangen, kleine Glöckchen als Anhängeschmuck, kleine Plättchen zum Einlegen in die großen hölzernen Armringe u. dgl. zu verfertigen. Das Gießen von Metall in Gußformen ist in Urundi wie in Ruanda unbekannt.

## Politisches; Recht, Soziales; Clans, Totemismus

### 1. Krieg, Königtum, Lehnswesen

Die Geschichte der Barundi — soweit sie eine geschichtliche Überlieferung haben — zeigt, daß dieses Volk unter starken, energischen Königen außerordentliche kriegerische Taten vollbracht hat, die das Land lange Zeit vor der Bedrückung schwarzer oder arabischer Eroberer (Ruanda, Mirambo, Wangoni, Rumalisa) bewahrt hat. Erst der Niedergang der Dynastie in den letzten Jahrzehnten und der Mangel einer großen herrschenden Persönlichkeit hat auch den kriegerischen Geist und die kriegerische zusammenfassende Organisation geschwächt, so daß die deutsche Okkupation nicht auf besondere Schwierigkeiten gestoßen ist. Die heutigen Barundi, d. h. Batussi, Bahutu und Batwa, sind trotz ihrer reizbaren, zu Streit und Prügelei neigenden Natur und trotz ihrer zahllosen inneren Fehden nicht kriegerisch nach außen. Sie sind friedlich, wenn man sie in Frieden läßt.

Auch früher in ihrer politisch starken Zeit führten die Barundi nicht große Kriege zu expansiver Eroberung wie die Wangoni und die Wabehe, sondern an der Tagesordnung war der innere Kleinkrieg des einen Murundihäuptlings gegen den andern, die ewige Clan- und Familienfehde im Lande selbst. Nur wenn fremde Eroberer eindringen, wurde es bitterer Ernst; dann erhob sich nach verschiedenen kleineren Abwehrversuchen schließlich das ganze Volk unter seinem führenden König und warf den Eindringling hinaus. So z. B. den Araberführer Rumalisa mit seinen sklavenjagenden Banden (S. 165).

Bei den inneren Zwistigkeiten und Kleinkriegen, wie sie auch heute noch oft genug vorkommen, ohne daß sich unsere Regierung viel einzumischen genötigt sähe, geht es selten sehr blutig zu. Wenn ein Häuptling gegen seinen Nachbar Anlaß zu Streit und Klage hat, sucht er ihn erst friedlich durch „Zauberer“ zum Nachgeben zu bewegen. Bleibt dies erfolglos, so schickt er ohne Kriegserklärung seine Leute gegen ihn aus. Der Kriegshaufe besteht fast nur aus Bahutu und Batwa, während die Batussi einige Anführer stellen, sich aber gewöhnlich vorsichtig zurückhalten. Der Bedrohte bekommt durch seine Freunde schnell Kunde von der nahenden Gefahr und weicht ihr entweder aus oder sucht nun durch seine Leute den Gegner an Habe und Gut zu schädigen. Jeder ist bestrebt, seinem Feind soviel Rinder wie möglich wegzunehmen, soviel Männer zu verwunden oder zu töten wie möglich und durch nächtlichen Überfall die Gehöfte auszurauben, niederzubrennen und die Weiber gefangen wegzuführen. Selten kommt es zu offenem Kampf der beiden feindlichen Parteien, und selten werden in einem solchen Krieg mehr als ein Duzend Menschen

getötet (Nr. 19, S. 276). Hauptsächlich bekämpft man sich, wie die Helden Homers, durch gegenseitige Beschimpfungen oder durch Zauberei, die dem Feind par distance schaden oder ihn töten soll. Die eigenen Leute aber schützt der Medizinmann durch besondere Zaubermittel (Steinchen, Pflanzenstückchen, Knochenstückchen, die alle angehängt werden) gegen Verwundung und Verzauberung.

Bei Fehden großer Häuptlinge gegeneinander oder bei Kriegen des Königs gegen eindringende äußere Feinde — als welche bis vor wenigen Jahren auch die Deutschen angesehen wurden — ist natürlich das Aufgebot und der Aufwand größer. In diesem Fall müssen alle Männer und alle hinreichend kräftigen Jünglinge unter die Waffen treten, während die Weiber, Kinder und Kinder in sichere Verstecke gebracht werden. Zuerst ist immer die Leibwache (abagendanji) zur Stelle, die sich jeder große Häuptling auch im Frieden hält. Es sind ausgesuchte Leute, die vom Häuptling mit Rindfleisch genährt und mit einer Art Uniform in Gestalt eines weißen Fellschurzes bekleidet werden; ihr Führer, der stets ein Mutussi ist, ist durch einen besonderen Schild ausgezeichnet. Häufig besteht die Leibgarde nur aus Battwa. Alle anderen Krieger eilen auf das Dröhnen der Kriegstrommel herbei, jeder mit 2 Speeren, 1 Bogen und 4—5 Pfeilen bewaffnet. Um den Feind zu schrecken, bemalen sich die Krieger das Gesicht, den Schädel und viele Teile des übrigen Körpers mit weißen und roten Linien, Flecken und Schnörkeln aus pulverisierter Tonerde, und verleihen sich dadurch wirklich ein greuliches Aussehen. Auch jetzt mischt sich natürlich der Medizinmann mit allem möglichen Zauber ein, um dem Feind zu schaden. Der Häuptling oder der König zieht nur in wirklich großen Kriegen, wenn es sich um Existenzfragen handelt, mit ins Feld. An den Grenzbächen — die Grenzen sind meistens Bäche — wird den Schutzgeistern geopfert, auf den Pfaden der Feinde werden schädliche Pulver ausgestreut, in den Eingeweiden von Hühnern und Schafen wird die Zukunft gelesen und demgemäß Vorkehrung getroffen. Wenn es geht, läßt der Zauberer sogar ein geweihtes Kind (ingabe) gegen den Feind anlaufen. Rennt es durch die feindlichen Reihen, so ist es ein gutes Zeichen, dem sich sogar der Feind selbst unterwirft; kehrt es aber vor dem Feind um, so bedeutet es Ubles, so daß man sich auf Friedensverhandlungen einläßt (Nr. 19, S. 277).

Wenn trotz alledem einmal ein offener Kampf zustande kommt, reißt sehr bald die eine Partei aus, nachdem einige Mann durch Speerwürfe und Pfeilschüsse gefallen oder verwundet sind. Die Sieger fallen dann über die Gehöfte her, sengen und brennen und schleppen alles weg, was Wert für sie hat, vor allem das Vieh. Heimkehrend werden sie dann mit jubelndem Trillergeschrei der Weiber empfangen, und es beginnt ein großes Tanz-, Kneip- und Fleischfest, das oft Wochen dauert, solange der Häuptling Bier und Rinder dazu spendet. Wenn aber der feindliche Häuptling gefangen worden ist, wird er gewöhnlich getötet. Wirklichen Friedensschluß gibt es selten. Meist vererbt sich die Feindschaft der Häuptlinge nach dem ungeschriebenen Gesetz der Blutrache auf Sohn und Enkel, so daß eine ewige Beunruhigung im Land herrscht, wenn nicht eine stärkere Faust eingreift. Das hat denn auch unsere Schutztruppe wiederholt tun müssen und mit Erfolg getan, wenn es sich um gefährliche Störungen des Landfriedens unserer Kolonie handelte. Aber in die kleinen inneren Streitigkeiten darf sich nach einem sehr richtigen Gouvernementserlaß der deutsche Resident nicht einmischen; ebensowenig wie der Resident von Ruanda in die dortigen oft genug blutigen inneren Krakeele. Diese werden daher noch lange andauern,

bis sie mit der fortschreitenden wirklichen Besetzung des Landes durch unser Militär völlig zur Ruhe kommen werden.

Urundi war jahrhundertlang, bis zur deutschen Okkupation, ein einheitliches Königreich; freilich nur der historischen Entwicklung und dem Namen nach, denn in Wirklichkeit hatte sich eine ganze Reihe der Großen des Landes mehr oder minder unabhängig vom König gemacht. Das Gouvernement hat, wie wir im geschichtlichen Überblick sehen werden (S. 166), nach dem Tod des alten Königs Kisabo die Unabhängigkeit einiger dieser Großen vom König anerkannt, aber auch dort gilt im Volk der freilich fast schemenhaft gewordene ferne König noch in mancher Beziehung, namentlich im religiösen Kult, für das Oberhaupt des Reiches.

Ideell herrscht der König absolut über ganz Urundi, und wer sich ihm nicht fügt, ist abtrünnig und revolutionär. Dieser Anspruch auf die königliche Obergewalt gründet sich in letzter Linie darauf, daß der König dem alten Herrscherstamm der Baganwa entsprossen ist und selbst als ein halb göttliches Wesen angesehen und verehrt wird. In dieser Eigenschaft ist er das Haupt der nationalen Religion und das religiöse Haupt der Nation, einerlei, welcher Art der gegenwärtig herrschende König persönlich ist. Vereint sich mit diesem religiösen Ansehen ein kluger Kopf und ein starker Wille, so ist es dem Träger der „Krone“ nicht schwer, seinem Anspruch auf die absolute Alleinherrschaft im ganzen Urundireich Geltung zu verschaffen. Das lehrt die Geschichte Urundis.

Der offizielle Titel des Königs lautet in Urundi wie in Ruanda und auch in Ufipa (Nr. 47, S. 29) *umwami*, d. h. der zur Herrschaft Emporgestiegene; auch spricht man vom Urundikönig als dem *njen' ingoma*, d. h. Besitzer der (heiligen) Trommel, oder *umvijéji*, d. h. Vater, Herr.

Die dem König am nächsten stehende Persönlichkeit ist der *umufumu w'umwami*, der „Hauskaplan“, Oberpriester; meist ein hervorragend kluger Mann, der dem halb göttlichen König stets beigeordnet ist und ihn auch in weltlichen Dingen zuerst berätet. Diesem steht ein „Hof-kiranga“, ein Obermagier oder Zauberer, zur Seite. Unter den Beamten des Hofstaates gibt es Küchenmeister, Fleischer, Brennholzbewahrer, Stallmeister, Wasserversorger, Kuhmelker, Nachtwächter, Leibgarde u. a. m. Als politische Persönlichkeiten leben in der Umgebung des Königs Vertreter der großen Chefs, der Provinzgouverneure, ähnlich wie am Hof des Musinga von Ruanda. Wie dort sind es aber auch hier vielfach die Gouverneure selbst, die zeitweilig oder dauernd an den Königshof gezogen werden, weil sie der König aus irgendeinem Verdachtsgrund in seiner unmittelbaren Nähe und Aufsicht haben will.

Diese Provinzgouverneure sind in Urundi fast durchweg Mitglieder der Königsfamilie (*abaganwa*) oder einer der vier mit dem Königshaus verschwägerten Sippen des hohen *Bahimaadels* (s. S. 91, 101, 182), während in den Unterbezirken der Provinzen einfache *Batuffi* als Regierungsbeamte (*abatware* oder *batwale*) eingesetzt sind; mitunter, namentlich im Südosten, gibt es auch *Bahutu* als *Batwale*. Dieses Amt ist in den eingefesteten Familien erblich, aber der König kann nach dem Tod des *Mutwale* die Erbfolge des Sohnes kassieren und auch sonst jederzeit einen anderen *Mutwale* einsetzen (Nr. 19, S. 267).

Dieselbe Beamtenorganisation besteht auch in Ruanda. Desgleichen ist in Ankole das ganze Land aufgeteilt an 9 dem König verant-

wortliche Gouverneure oder Großbatwale, die dort den Namen *Batungu* führen und sämtlich dem Königsclan der *Abahinda* an-

gehören. Jeder Mutungu hat mehrere Distriktchefs unter sich, die aber lauter Vertreter von Bahima-Clans sind, und deren jeder von seinem Clan gewählt wird, also Clanältester ist. Diese besitzen die niedere Gerichtsbarkeit

über ihre Clangenossen, während Streitigkeiten verschiedener Clans vom Mutungu entschieden werden. Das Amt des Mutungu ist erblich. (Nr. 27, S. 98.)

So fest fundiert wie in Ruanda (König Musinga) ist aber das Königtum in Urundi nicht oder noch nicht, was vor allem seine Ursache in dem viel lebhafteren Unabhängigkeitsinn der Barundi und in der noch sehr starken Clanorganisation der Batussi und der Bahutu hat; aber die Könige Urundis und ihre mächtige Sippe, der Clan der Baganwa, haben es doch im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte durchgesetzt, daß fast überall im Land an Stelle der Clanältesten, die früher das Szepter in der Hand hatten, die Beamten und die Lehnleute des Königs getreten sind, die der absoluten Herrschaft des Königs Vorschub leisten.

Wie in Ruanda und den anderen Bahimastaaten, von Anjoro im Norden bis Ufipa im Süden (Nr. 47, S. 74), so gehört auch in Urundi alles Land und Volk und Vieh dem König vermöge seines angestammten Erobererrechtes. Er verteilt das ganze Land an die Mitglieder seiner Familie und seines Clans, der Baganwa, zu Erblehen, das er aber jederzeit widerrufen kann, wenn er mit dem Inhaber unzufrieden ist. Diese großen Lehnleute oder Groß-Batwale teilen ihr Gebiet wieder in viele kleineren Lehen an ihre Gefolgschaft auf, und diese wieder weiter, so daß das ganze Land von einem riesigen Netz von Lehnleuten des Königs überzogen ist (s. S. 171), die sehr überwiegend Batussi sind, und deren geringste etwa die Stellung von Dorfschulzen haben. Die unterste territoriale Einheit dieser großen Verwaltungsorganisation ist der Berg, der Plateaurücken (umutumba, umurambi), denn in dem von Sumpftälern außerordentlich zerschnittenen Hochland ist nicht das Tal, sondern der Berg der Träger der Siedelungen. Die Grenzen der Provinzen und ihrer Untergebiete sind darum fast überall die Bach- und Flußtäler, denn diese sind die ausgeprägtesten und wirksamsten natürlichen Trennungen der Landschaften und ihrer Bewohner. Die großen Lehen bilden freilich nur selten geschlossene Komplexe in einer Landschaft, sondern bestehen fast immer aus zahlreichen kleineren, auf verschiedene Provinzen verteilten Landstücken, damit die großen Lehnsleute dem König nicht zu mächtig werden.

Alle Lehnleute haben natürlich dem König bestimmte Leistungen zu machen, aus denen dieser seinen riesigen Haushalt bestreitet, seine Beamten bezahlt und seine Kriege führt. Nach der Art der Verpflichtungen gibt es drei Arten von Lehen: 1. Landlehen, deren Inhaber dem König regelmäßig bestimmte Anteile aus dem Ertrag der Felder abzuliefern haben; 2. Viehlehen, die monatlich eine bestimmte Anzahl Rinder sowie Milch und Butter liefern müssen; 3. Kriegislehen, deren Inhaber eine bestimmte Kriegerschar stets schlagfertig zu halten und auf Befehl des Königs sofort zu stellen haben. Zuweilen sind die genannten drei Lehnarten in einer Landschaft auf einen Lehnsmann vereinigt, was die Verwaltung wesentlich vereinfacht; öfters aber bekommt der Lehnsmann zwar den Berg zu Lehen und die daselbst wohnenden Bahutu als seine Leute, aber nicht zugleich alle Gerechtfame, sondern auf demselben Berg kann ein anderer Mutussi das Kriegislehen erhalten, d. h. die Pflicht, für den Kriegsfall die dortigen Männer zusammenzubringen, oder es kann einem dritten Mutussi auf diesem Berg die Verteilung des Weidelandes unterstellt

sein usw. Durch diese Einrichtung wird bezweckt und erreicht, daß jeder der Berechtigten den anderen eifersüchtig überwacht und daß der König die Zügel der Regierung überall fest in der Hand behält.

Der mit einem Lehen begabte Mutwale ist aber in seinem Lehnsbereich Herr über die untergebenen Bahutu und Batwa. Insbesondere bestimmt er die Arbeitsleistungen seiner Leute und übt die gewöhnliche Gerichtsbarkeit aus. Die Stellung der Untergebenen ist jedoch keineswegs etwa slavisch, sondern die Leute genießen eine Menge Freiheiten und zugestandene Rechte und haben immer einen Rückhalt an ihrer Sippe, ihrem Clan, der wirkliche Gewalttaten der Batwale wie jeglicher andern Person in Heimlichkeit blutig zu rächen pflegt. Es ist eine Art Feme, vor der auch die größten Batussi-Batwale Respekt haben. Übrigens hat jeder Mututu das Recht, seinen Lehnsherrn, der ihn schlecht behandelt, zu verlassen und sich einen andern Herrn zu suchen. Da aber das Ansehen und der Reichtum eines Mutussi hauptsächlich von der Zahl seiner Leute abhängt, so hat er selbst das größte Interesse daran, daß seine Leute nicht wegen schlechter Behandlung weglaufen.

Um die großen Lehnsleute und Batwale nicht allzu selbständig werden zu lassen, läßt sie der König stets von Spionen umgeben. Im übrigen sorgen schon Eifersucht und Neid dafür, daß jeder Mutwale von seinen Nachbarn gründlich kontrolliert wird. Natürlich wird kolossal intrigiert und denunziert. Erweist sich die dem König gemachte Anzeige der Untreue oder des Hochverrats als richtig, so schreitet die königliche Justiz schnell mit Speer und Gift. Trotzdem haben es mehrere Groß-Batwale verstanden, im Lauf der Jahrzehnte ein großes Maß von Selbständigkeit zu erringen; namentlich die in den exponierten Grenzbezirken nach Ruanda und nach Assuwi hin wohnenden. Sie entrichten zwar noch einen bestimmten Naturaltribut an den König, können aber sonst tun und lassen, was sie wollen, falls sie nicht den Landesfrieden brechen und nicht das militärische Einschreiten unsres Residenten nötig machen.

In der Regel wird der König oder der prinzliche Gouverneur an dem Lehnverhältnis nichts ändern, wenn der Lehnsmann regelmäßig seine Abgaben entrichtet, seine Untertanen in Ordnung und in furchtsamer Abhängigkeit hält, in Kriegsfällen schnell die nötigen Mannschaften stellt und dienstwillig und königstreu bleibt. Von den Batwale hängen schließlich in den einzelnen Ortschaften und Gehöftgruppen Kommunalbeamte (bisonga) ab, die die Steuern eintreiben, Fronarbeiten verrichten lassen, die niederste Gerichtsbarkeit ausüben usw.

Zur Beratung wichtiger Angelegenheiten steht dem König wie auch den Provinzgouverneuren und den Batwale ein Staatsrat resp. Gemeinderat zur Seite, der aus den angesehensten und vermögendsten Männern des Landes, resp. der Landschaft, worunter namentlich die Clanältesten (abagabo) vertreten sind, vom König oder dem betreffenden Gouverneur ernannt wird. Der König oder der Mutwale sitzt dem bei wichtigen Anlässen einberufenen Rat vor, ist aber in seinen Entschlüssen nicht an die Beratung gebunden (Nr. 19, S. 267). Die Batwale sind dem König für alle Vorgänge in ihrem Verwaltungsbezirk verantwortlich, haben aber über die ihnen unterstellte Bahutu- und Batwabevölkerung fast absolute Gewalt, die auch das Recht der Tötung einschließt. Von einem ungerechten Mutwale können die bedrückten Untertanen zwar an den Provinzgouverneur oder an den König selbst appellieren, aber sie kommen sehr selten zu ihrem Recht, denn „der Zar ist fern und

der Himmel ist hoch". Der absolute, halbgöttliche König hat natürlich immer recht und alles Recht, ihm gehört alles Land und alles Vieh, und er gibt davon zu Lehen, an wen er will, wieviel und wann er will, und er nimmt Besitz und Leben von jedem Untertanen, wie es ihm gut dünkt.

So ist es de jure, und so ist es auch in praxi, wenn der König ein willensstarker Mann ist, wie deren Urundi eine ganze Reihe gehabt hat. Ist er aber ein Schwächling, entbehrt er der verschlagenen Klugheit und des Grades von furchterregender Gewalttätigkeit und Grausamkeit, die zu den nötigen afrikanischen Herrschertugenden gehören, wie z. B. der gegenwärtige schwache König Mutaga, so ist sein Absolutismus nur Schein, und die wahren Herrscher sind die Häupter der königlichen Sippe, die Baganwa oder Abaganwa, die die Königspuppe nach ihren Wünschen tanzen lassen. Das sind dann Zeiten, in denen sich einzelne Provinzgouverneure selbständig und unabhängig machen, andere Landesteile unter die Botmäßigkeit fremder Nachbarsultane (z. B. Ujogoma zeitweilig unter Uffuvi) geraten und im ganzen Reich eine mehr oder minder große Anarchie herrscht. Über die Entwicklung dieser Verhältnisse und über die gegenwärtige Lage der Dinge vgl. das Kapitel Geschichte, S. 151 ff.

Das gegenwärtige Daniederliegen des Königtums, die Schwächung der zentralen Gewalt, den Zerfall des früheren starken Einheitsreiches hat die deutsche Kolonialregierung im eigenen Interesse sanktioniert, indem sie gleichzeitig versucht, das Regiment des deutschen Residenten allmählich an die Stelle der obersten Königsgewalt zu setzen. Das Königtum selbst kann sie nicht beseitigen, wenn sie nicht den Kampf gegen das gesamte Batussitum aufnehmen will; dazu ist unsre Macht noch zu gering. In Zukunft wird aber sehr viel davon abhängen, was für ein Mann aus der alten Herrscherdynastie Nachfolger des jetzigen schwachen Scheinkönigs Mutaga werden wird, und wie sich unsere Regierung zu ihm stellt.

Die Thronfolge regelt sich in Urundi nach der Erstgeburt, falls der König oder Großhäuptling keine besondere Bestimmung getroffen hat; und zwar folgt ihm von Rechts wegen der älteste Sohn der Hauptfrau. Gewöhnlich aber bestimmt der König einen seiner vielen Söhne, der ihm der geeignetste erscheint, zu seinem Nachfolger und hinterläßt ihm die Zeichen der Königswürde, d. i. die heilige Trommel, seinen Speer, seinen Armring. Erfolgt diese Bestimmung zu Lebzeiten des Königs, so ist sie gefährlich für den bevorzugten Königssohn. Er hält es daher für geraten, sich der Eifersucht seiner Brüder und Verwandten zu entziehen und versteckt sich in der Ferne, bis seine Zeit gekommen ist. Ist er noch ein Kind, so verbirgt ihn seine Mutter fern vom Bereich seiner Verwandten. In der Ferne hält sich aber auch der junge Prinz auf, der nach dem Glauben der Barundi vom Schicksal zum König von Urundi bestimmt ist. Sie glauben, daß dieses prädestinierte Königskind, das von irgendeiner der Frauen des Königs geboren worden ist, bei der Geburt daran kenntlich sei, daß es in seinen Händchen Körner aller Arten von Früchten des Urundibodens halte, und daß wegen dieser verräterischen Vorzeichen die Mutter mit dem Kind vor den ihm durch die Verwandten drohenden Gefahren ins benachbarte Ausland fliehe, bis der regierende König gestorben ist. Sukzessionsfähig ist aber ein königlicher Prinz nur, wenn er beim Thronwechsel noch nicht verheiratet ist und wenn seine Mutter noch lebt (S. 184). In jedem Fall entsteht, wenn der zur Thronfolge Berechtigte nach des Königs Tod aus der Ferne zurückkehrt, um seine Ansprüche zu erheben, Streit und Kampf der verschiedenen Parteien, der mit dem Sieg der einen

Partei und ihres Prätendenten endet, worauf der vom Rat der Bagamwa und Abafumu nach rituellem Wahlaß (S. 184) ausgerufene neue König gewöhnlich seine gesamten Brüder und nächsten Anverwandten töten oder in sichere Verbannung bringen läßt (Nr. 19, S. 524).

Bei der Erbfolge der großen und kleinen Batwale geht es weniger gewaltsam und blutig zu. Auch hier bestimmt der Vater noch zu Lebzeiten einen seiner Söhne zum Nachfolger im Erblehen (oder eine Tochter, wenn er keinen Sohn hat), gewöhnlich den ältesten, aber der König kann die Bestimmung zugunsten eines anderen umstoßen. Nach dem Tod des Häuptlings wird der neue Mutwale vom Rat feierlich in Amt und Würden eingesetzt. Es werden ihm die Insignien des Verstorbenen übergeben, ihm die Kinder, die Weiber und der Kral seines Vorgängers, kurz alles Familiengut überliefert (Nr. 19, S. 550). Er schaltet und waltet nun in seinem Lebensgebiet wie ein souveräner Fürst, muß aber pünktlich die ihm aufliegenden Abgaben an den König entrichten und seine sonstigen sehr wenig drückenden Lebenspflichten erfüllen; sonst riskiert er Absetzung, Bekriegung, Verbannung, Tod.

## 2. Rechtspflege, soziale Verhältnisse

In den Familien der nichtbeamteten, einfachen Barundi (Batuffi, Bahutu und Batwa) ist der älteste Sohn (oder Tochter) der ersten Frau der profane und religiöse Haupterbe seines Vaters. Er erbt (kuraga) von dem vorhandenen Familienbesitz den größten Teil, während die Mutter und die übrigen Kinder zu gleichen Teilen erben. Ist die Mutter schon gestorben und sind die Kinder noch klein, so muß der älteste Sohn als Haupterbe für sie Sorge tragen. Wenn aber ein Murundi kinderlos stirbt und eine Witwe zurückläßt, teilen sich seine Brüder in seinen Besitz, während die Witwe zu ihrer Familie zurückkehrt. Eine Witwe mit Kindern hingegen wird die Frau des nächsten Bruders des Verstorbenen (Leviratehe) und bleibt gewöhnlich in der bisherigen Behausung mit ihren Kindern wohnen. Die Familie bleibt beisammen bis zur Verheiratung und eigenen Familiengründung der Kinder (Nr. 19, S. 285). Nach v. Langenn erben nur die Söhne, welche dann die Mutter und Schwestern unterhalten; sind keine Söhne vorhanden, so erbt die Witwe resp. die Töchter.

Der älteste Sohn erbt auch die religiösen und die fachmännisch beruflichen Eigenschaften und Fertigkeiten des Vaters. Wenn der Vater Priester (kiranga) oder Zauberer, Mediziner (umufumu) oder Schmied (umususi) usw. war, wird oder bleibt es der älteste Sohn, indem er vom Vater außer den Kenntnissen auch die Abzeichen und die Werkzeuge erbt. So bleiben bestimmte Berufe bestimmten Familien eigen. Hat die Mutter solche Eigenschaften, so vererben sie sich auf die älteste Tochter.

Wenn aber jemand ohne Angehörige und Anverwandte stirbt, erbt der Mutwale des betreffenden Bezirks den Nachlaß (Nr. 19, S. 568). Da es geschriebene Gesetze irgendwelcher Form nicht gibt, ist alles Recht Gewohnheitsrecht, Tradition, Brauch; aber jeder erwachsene Murundi kennt diesen Brauch, und wenn jemand dagegen verstößt, so ist es eine strafbare Rechtsverletzung. Selbst der König hält sich gegenüber den Batuffi für daran gebunden und setzt sich nur ausnahmsweise

darüber hinweg. Das Recht ist natürlich ein die Batussi in jeder Weise bevorzugendes Herrenrecht, demgegenüber die Bahutu als Hörige nur wenig Recht haben und die Batwa fast ganz rechtlos sind. Den Bahutu und Batwa gegenüber erlauben sich namentlich die Batussi-Batwale oft schwere Rechtswidrigkeiten, ohne deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden. Nur die Furcht vor Blutrache schränkt ihre Willkür ein.

Die ethischen Vorstellungen der Barundi über das, was recht und unrecht ist, sind wie bei allen Naturvölkern schwer zu fassen. Auf dahingehende Fragen bekommt man entweder keine Antwort oder sie sagen: „das wissen wir nicht“ oder „der Verstand sagt es so“ oder „die Eltern, die Vorgesetzten, der König wollen es so“ u. dgl. (Nr. 19, S. 381). Wohl nie hört man, daß es das „Gewissen“ so vorschreibt, oder daß es die Geister, Manen, Götter so wollen. Was hierüber ausgesagt wird, dürfte von den Fragestellern, namentlich Missionaren, erst in sie hineingefragt sein. Um so klarer sind die konkreten Rechtsbegriffe. Sie knüpfen hauptsächlich an die Eigentums- und sozialen Verhältnisse an und heißen etwas recht oder unrecht, je nachdem es den Interessen dieser traditionell gewordenen Verhältnisse nützt oder schadet.

Grundsätzlich ist, wie oben erwähnt (S. 91), der König alleiniger Eigentümer des gesamten Grundes und Bodens und alles Viehs im Lande. Die Batwale und die kleinen Bezirkschefs, fast immer Batussi, haben, wie oben ausgeführt (S. 86), große oder kleine Teile dieses königlichen Eigentums zu Lehen und überlassen ihrerseits wieder kleinere Teile an die nichtbeamteten Batussi und an die Bahutu zum Nießbrauch. Was diese aber aus dem Boden und aus dem Stammvieh produzieren, gehört von Rechts wegen ihnen als Eigentum, nachdem sie den Leheninhabern die schuldigen Abgaben daraus entrichtet haben. Auch die Hütten und der Hof, die er auf der ihm überlassenen Scholle gebaut hat, gehören dem Murundi zu eigen. Er kann aber von Haus und Hof und Feld vertrieben werden, wenn er etwa seine Abgaben nicht zahlt oder wenn er gemordet oder gestohlen hat, oder auch wenn der Leheninhaber einen anderen an seine Stelle setzen will, der mehr zahlt oder ihm sonst genehmer ist (Nr. 19, S. 469). Gewöhnlich pflegen aber die Familien Generationen hindurch auf demselben Grund und Boden, der vor den Zeiten der Batussi wohl meist Eigentum des Bahutu-Clans gewesen ist (s. S. 104), sitzenzubleiben und ihn zu bebauen, für sich und teilweise für den Lehnsherrn. Die von den Batussi selbst bewohnten Gehöfte stehen meist etwas abseits von denen der Bahutu und außerhalb der Felder im Weideland.

Wie die Hütten, so gehört auch alles, was in den Hütten ist und was die Bewohner an sich tragen, diesen als Eigentum. So können Männer, Weiber und Kinder Eigentum haben, und Objekte des Eigentums können sein: Hütten, gepflanzte Bäume, auf den Feldern stehende sowie abgeerntete Feldfrüchte, aufgezogenes Vieh, Mobilien, Arbeitsgeräte, Kleidungsstücke, Waffen, Schmucksachen, Handelswaren u. a. m.

Vergehen gegen das Eigentum, also Beschädigungen und Diebstähle (*uwivi*), sind nicht selten. Wenn aber jemand aus seiner Hütte fortgeht und sie unbewacht stehen läßt, genügt meist das Verstellen der Türöffnung durch einen geflochtenen Schirm, um unbetene Besucher abzuhalten. Die Kräle sind zwar von starken Säunen umhegt und die Pfade zwischen den Feldern oft von hohen Euphorbienhecken gesäumt (Taf. 20), aber diese sind nicht zum Schutz gegen Diebe errichtet, sondern zum Einpferchen oder Zurückhalten des Viehs. Stiehlt jemand etwas aus

dem Gehöft oder Feldfrüchte auf den Äckern, so wird er vor den Mutwale gebracht und zu schweren Leibesstrafen verurteilt, wenn er nicht sehr reichlich Schadenersatz leisten kann, von dem sich aber der Mutwale die Hälfte aneignet (Nr. 4, S. 224).

Der Mutwale, oder in kleinen Bezirken der Dorfschef, ist der Richter, der in allen Fällen Recht spricht. Die Batwa regeln ihre Rechtsstreitigkeiten gewöhnlich unter sich, ohne ihren Murundi-Mutwale darum anzugehen, aber die Batussi und die Bahutu bringen alles, was sie nicht im Familienrat ordnen können, vor ihren Mutwale. Der Kläger bringt womöglich mehrere Zeugen mit, zugleich aber auch ein Geschenk für den Richter, das nicht ohne Einfluß auf das Urteil ist (Nr. 19, S. 472). Körperstrafen werden an dem Verurteilten meist durch die Familienmitglieder des Geschädigten ausgeführt oder durch die Leibwache des Häuptlings, falls er eine hat. Über die Strafarten siehe S. 97.

Die zweite große Rechtsphäre sind die sozialen Verhältnisse. Zunächst einiges über die Standesgliederung, indem ich die Verhältnisse der Sippe und der Familie einem eigenen Kapitel vorbehalte (S. 98, 106). Wie schon oben erwähnt, ist die Standesgliederung durch die drei das Barundivolk zusammensetzenden Rassen-elemente gegeben: hamitische Batussi, Bantu-Bahutu, Urbewohner-Batwa. Die Batussi sind der Adel kraft ihres Erobererrechtes, die Bahutu sind die Unfreien oder nur bedingt Berechtigten, die Batwa die rechtlosen Heloten. Abgesehen von den Batwa-Parias gibt es keine Sonderung in sich voneinander abschließende Kasten. Wohl aber haben die Priester (kiranga), die Zauberer und Medizinmänner (abafumu) und teilweise auch die religiösen Bruderschaften (ababandwa) eine Vorzugsstellung vermöge ihrer magischen Kräfte, die den anderen fehlen. Auch die Berufshandwerker, namentlich die Schmiede, haben eine besonders geachtete Stellung, sofern sie Batussi oder Bahutu sind; die der Batwa nie. Und wie überall, so genießen auch in Urundi die Reichen vor den Armen eines höheren Ansehens und Einflusses.

Batussi und Bahutu verkehren trotz des großen Standesunterschiedes, trotz des rechtlichen Abstandes und trotz des Hochmutes der Batussi meist auf freundschaftlichem Fuße miteinander, wie der Herr mit einem brauchbaren fügsamen Diener. Wenn der Mutussi ein auch noch so kleiner Mutwale oder Lehnsinhaber ist, vergißt der Muhutu doch nie, daß er in ihm den Herrn vor sich hat; täte er es, so würde er sehr empfindlich daran erinnert werden. Dem besitzlosen Mutussi gewöhnlichen Schlags aber betrachtet sich der „bessere“ Muhutu sozial ebenbürtig. Mitunter, wiewohl selten, kommen sogar Ehen zwischen Batussi und Bahutu zustande, wiewohl sie nicht vollgültig sind (s. S. 101, 109). Auch soll, wie in Ruanda, ein Muhutu durch Gnade des Königs in die bevorrechtete Klasse der Batussi aufgenommen werden können.

Aber die Batwa stehen ganz für sich, außer und unter den anderen. Sie sind nicht Sklaven, die zu Dienstleistungen gezwungen wären, sondern Ausgeschlossene, Verworfenen, die von den Batussi und Bahutu verachtet und verabscheut, als Tiere, nicht als Menschen angesehen werden (Nr. 19, S. 541). Man bezieht zwar von ihnen allerlei Gewerbeerzeugnisse, namentlich Töpfe, und gebraucht sie gern als Medizinmänner, Musikanten, Wächter, aber tritt nie in engere Beziehung zu ihnen. (In Ruanda macht man viel eher eine Ausnahme, namentlich am Königshof.) Niemals betritt ein Mutussi oder Muhutu eine Mutwahütte, nie ißt oder trinkt er mit einem Mutwa, nie benutzt er ein Gefäß oder Gewand, das schon ein Mutwa be-

nugt hat. Nur eins läßt man zu: daß der Mutwa den Murundi grüßt, und erwidert auch seinen Gruß, wiewohl anders als den eines Murundi.

Die Grußformen der Barundi sind außerordentlich verschieden nach der sozialen Stellung des Grüßenden und des Begrüßten, aber immer wird der Gruß mit einer gewissen zeremoniellen Feierlichkeit dargebracht und erwidert, so daß manche Beobachter darin eine Art religiöser Handlung sehen wollen. Auch der Inhalt der stereotypen Grüße deutet öfters religiöse Beziehungen an (s. S. 46). Vielleicht deshalb, wahrscheinlicher aber wegen der dem Murundi angeborenen oder anerzogenen großen Höflichkeit betrachtet jeder Murundi das Unterlassen des Grußes oder des Gegengrusses als eine beleidigende Grobheit. Entsprechend der sozialen Gliederung des Volkes lassen sich drei große Gruppen von Grüßen unterscheiden: 1. Begrüßung des Königs. Der Grüßende kniet nieder, beugt sich zum König vor, klatscht ihm entgegen in die Hände und ruft „uganse umwami“ (gebiete, König) oder „ugire umwami“ (sei gesund, König). Auch die Mitglieder der königlichen Familie, die Bagamwa, die größtenteils als Oberhäuptlinge die Provinzen regieren, werden ähnlich begrüßt. — 2. Begrüßung der Batwale aus nicht königlichem Geschlecht und der kleineren Gemeindefürsten. Der Grüßende neigt sich dem Mutwale entgegen und ruft „amahoro umutwale“ (Friede, Mutwale) oder „mwakeje umutwale“ (bist du gesund erwacht, Mutwale?), worauf der Angeredete einfach „amahoro“ oder „mwakeje“ antwortet, oder der Grüßende ruft „turakuje ubwatsi“ (wir bringen dir Gras dar) oder „sjinde awansi“ (besiege deine Feinde). Dabei rupft der Begrüßende eine Handvoll Laub oder Stroh- oder Grashalme ab und legt sie dem König oder dem Mutwale zu Füßen; ein Symbol der Unterwerfung, denn das Gras oder Stroh ist das Sinnbild des Erdbodens und alles dessen, was auf ihm wächst (Nr. 14, S. 48; Nr. 22, S. 254; Nr. 4, S. 79). Die „Grashuldigung“ ist bei den hamitischen Hirtenvölkern weit verbreitet und spielt auch bei den Galla eine zeremonielle Rolle (A. Werner, *The Galla of East Africa*; Journ. of the African Society, Bd. 13, S. 275). — 3. Begrüßung gewöhnlicher Barundi untereinander. Diese Begrüßungsarten sind außerordentlich zahlreich, je nach Tageszeit, nach Gelegenheit, Persönlichkeit usw. Auch hier hört man zuerst meist „mwakeje“ oder „amahoro“, dann aber einen ganzen Schwall von hin und her gehenden Phrasen. Zum Abschied ist der Zuruf „ibaba“ oder „akababa“ sehr gebräuchlich, den auch die Wanjamwesi haben (Nr. 19, S. 529).

Umarmungen und Küsse als Gruß kennen die Barundi nicht. Aber eine merkwürdige Art Akkolade ist als Begrüßung unter Verwandten und Freunden üblich, die sehr umständlich ausgeführt und von vielen Redewendungen begleitet wird (Nr. 23, 1904, S. 36). Wenn nämlich jemand einen Verwandten oder guten Bekannten trifft, guckt er ihn erst einige Zeit stumm an und geht dann auf ihn zu, ihm die gefalteten Hände entgegenstreckend. Der andere nimmt diese gefalteten Hände zwischen die seinigen und streicht dann sanft auf den Armen des Begrüßenden auf und ab, wobei sich Brust und Kopf der beiden einander nähern, als ob sie sich umarmen wollten. Während dieser Gesten entströmen zahlreiche Grußformeln in Anrede und Antwort den beiderseitigen Lippen, worunter sehr häufig die Worte „ischo, scho, amascho“ (d. h. Rinder, Rinderherde) sind und bedeuten, daß man sich gegenseitig das höchste Gut und Glück, nämlich Rinder, wünscht. Ein sehr charakteristischer Hirtengruß, der zweifellos von den Batussi eingeführt ist (s. S. 46).

Eine große Rolle im sozialen Verkehr spielt das Geben und Nehmen von Geschenken (*isimano*, *ingawano*). Auch dies geht in den mannigfaltigsten Formen vor sich, die durch die gesellschaftliche Stellung der Geber und Empfänger und durch den Anlaß der Schenkung bestimmt sind. Man beschenkt sich außerordentlich häufig in Urundi, aus Freundschaft oder Hochachtung, aus Höflichkeit oder zum Zeichen der Unterwürfigkeit; aber nur selten ist der Schenker selbstlos, sondern meist zielt er auf ein Gegengeschenk ab, das ihm nach der Sitte auch zusteht, oder, wenn er den Mutwale beschenkt, auf die Erlangung seiner Gunst in obrigkeitlichen Entscheidungen. Das Aufhören des Geschenkaustausches bedeutet Feindschaft, die Zurückweisung eine schwere Beleidigung. Zuerst wird die mitgebrachte Gabe, seien es Feldfrüchte oder Honigtöpfe oder Ziegen oder Bierkrüge oder sonst etwas, dem zu Beschenkenden vor die Füße gelegt, wobei der Geber nicht versäumt, von den Lebensmitteln etwas zu kosten, um zu zeigen, daß sie weder vergiftet noch verzaubert sind. Dann hält der Geber eine feierliche Ansprache, in der er den andern seiner Liebe und Verehrung versichert und auch von ihm freundliche Gesinnung erheischt und schließlich offen um ein schönes Gegengeschenk bittet; so will es die Sitte. Der Beschenkte antwortet ebenso feierlich und verspricht am Ende sein Gegengeschenk oder läßt es gleich anbringen, worüber der Empfänger häufig in Freudengeschrei ausbricht und wie besessen tanzt. Auch will es die Sitte, daß man vom Geschenk sogleich dem Geber etwas wieder zurückgibt, was die Darbringung des Geschenkes natürlich sehr erleichtert (Nr. 19, S. 87). Auch die *Batwa* üben diese Geschenksitten unter sich, aber ihren *Barundichefs* dürfen sie nur Töpfe, Eisengerät, Waffenstücke, Tabakpfeifen, Brennholz darbringen, niemals Bier, Honig oder andere Lebensmittel, da ein *Murundi* diese, die von einem *Paria* kommen, nie genießen würde.

Ein wichtiger Bestandteil in der gesellschaftlichen Gliederung und im Wirtschaftsleben sind die *Haushörigen*, die *Dienerschaft*. Sklaverei gibt es in Urundi nicht oder nicht mehr, ebensowenig in Ruanda. Die *Batussi* brauchen ja auch keine Sklaven, denn die *Bahutu* insgesamt sind Hörige der *Batussiherren* und leisten ihnen alle Dienste, die anderwärts in Ostafrika von Sklaven verlangt werden. Dagegen bestand bis um die Wende des Jahrhunderts ein recht lebhafter Sklavenhandel aus Urundi nach auswärts unter dem Einfluß der Araber und der Küstenleute und durch Vermittlung der an den West- und Ostgrenzen Urundis wohnenden *Wawira*, *Bassuwi*, *Wassumbwa*, *Wanjamwesi*. Als Sklaven wurden von den *Barundi* nicht nur die in den inneren Kriegen gefangengenommenen Landsleute, namentlich die Weiber und Mädchen, verkauft, sondern auch Waisen von ihren Verwandten, ja selbst Kinder von ihren Eltern (Nr. 19, S. 212). Der Kaufpreis wurde in Salz, Perlen, eisernen Hacken entrichtet, und am höchsten wurden die hübschen *Batussimädchen* bezahlt, die in die Harems der Araber, der vermögenden Küstenneger oder *Wanjamwesi* wanderten. In Uha (*Heru*) und in *Ufámbiro* wurden noch um 1900 öffentliche Sklavenmärkte abgehalten, wo hauptsächlich Sklaven aus Ruanda (*Kissaka*) und Urundi verkauft wurden. Damals schrieb ein Zeuge: „Alle Wege sind mit Sklavenzügen bedeckt, fast lauter Frauen und Mädchen. Unter 10 Sklavinnen gehen 8 zugrunde, denn jene Bergkinder ertragen schwer ein anderes Klima“ (Nr. 14, 1900, S. 178). Heute haben diese Scheußlichkeiten mit dem Fortschritt der deutschen Okkupation aufgehört, oder es wird doch nur noch selten und geheim einmal ein Mädchen oder Kind aus Urundi in die Nachbarländer verkauft.

In Urundi selbst aber gibt es im Haushalt vieler einflussreicher Familien, namentlich der Batussi, anstatt der Hausflaven hörige Hausdiener oder Knechte und Mägde (abaschumwi), die zwar persönlich frei sind, aber für den Herrn arbeiten müssen und nur Unterhalt und Wohnung bekommen. Sie gehen aus einer Art Adoption hervor, indem jemand, der keine Verwandten hat oder aus irgendeinem Grund seine Familie verlassen will, sich einem vermögenden Murundi oder einem Mutwale zu dauernder Dienstleistung anbietet. Dieser nimmt ihn in sein Gehöft auf und behandelt ihn wie ein Familienmitglied (Nr. 19, S. 13). Der Adoptierte tut Hausarbeit, hütet Vieh, bestellt das Feld, kann sich aber kein Eigentum erwerben. Wenn er aus dem Dienst ausscheiden und sich einem andern Herrn anbieten will, steht es ihm jederzeit frei, doch hat der bisherige Herr so viele indirekte Mittel, ihn zum Bleiben zu zwingen, daß die meisten einmal Adoptierten ihr ganzes Leben bei demselben Herrn zubringen.

Aus diesen Haushörigen, aus verarmten Verwandten und schmarozenden Freunden, aus glückjagenden Schmeichlern, wirtschaftlich oder politisch Abhängigen verschiedener Art setzt sich die Klientel, die Gefolgschaft jedes wohlhabenden und einflussreichen Murundi zusammen, die ihm täglich im Kral ihre Huldigung darbringen und ihm auf seinen Ausgängen das Geleite geben. Je größer das Ansehen des Herrn, desto zahlreicher sein Gefolge; einen hochstehenden Mutussi sieht man selten mit weniger als einem Duzend, oft mit 20—30 Begleitern einherschreiten. In Urundi heißt das Gefolge mafuatano, in Ruanda, wo dieselbe Einrichtung besteht, bagaragu.

Eine Schuldsflaverei gibt es in Urundi nicht. Für Rechtsverletzungen an Eigentum, Leib und Leben haben aber die Barundi verschiedene sehr drastische Strafen (ikihano). In den meisten Fällen kann der Schuldige oder seine Angehörigen oder sein Clan das Vergehen oder Verbrechen durch eine mehr oder minder große Zahlung in Naturalien, in Vieh, Salz, Perlen, Eisen usw., sühnen. Über das Maß entscheidet der Mutwale als Richter (S. 94). Wenn es sich aber um ein schweres Verbrechen, um Totschlag, Mord, schwere Verwundung handelt, tritt Blutrache der Sippe, des Clans (s. S. 105) in ihr Recht, und zwar unter Mitwirkung der Obrigkeit. Der Geschädigte oder, wenn er erschlagen ist, seine Sippe bemüht sich auf jede Weise, des Missetäters habhaft zu werden. Flicht dieser in eine Nachbarprovinz, unerreichbar dem rächenden Arm der geschädigten Sippe, so sucht man eines oder mehrere seiner Weiber, Kinder, Geschwister, nahen Verwandten oder Clangenossen an seiner Statt abzufangen. Der Gefangene wird gebunden und eingesperrt, bis ihn die Seinigen um hohes Lösegeld freikaufen. In den meisten Fällen geschieht dies; wenn sie es aber nicht tun, so schreiten die Geschädigten mit Einwilligung des Mutwale zur Exekution. Sie führen den Gefangenen an einen abgelegenen Ort und schneiden ihm zuerst die Hände, dann die Füße, eventuell auch die Ohren, Nase, Zunge ab. Darauf wird das unglückliche Opfer mit vier Pfählen durch die Arme und Schenkel hindurch auf den Erdboden festgenagelt, wo es endlich den Todesstoß in die Brust empfängt (Nr. 19, S. 472). Eine andere Exekution besteht darin, daß dem Gefangenen ein spitzer Pfahl vom Anus aus durch den Leib bis zum Hals getrieben und der so Gepfahlte an einem öffentlichen Ort aufgestellt wird. Ganz ähnliche Formen hat die Blutrache bei den andern Bahima, bis zu den fernsten im Süden, in Ufipa (Nr. 47, S. 108—111). Auch Viehdiebstahl und Hexerei werden in Urundi so grausam bestraft.

Sans Meyer, Die Barundi.

Selbstmörder, die in Urundi wie in Ruanda durchaus keine unbekannte Größe sind, bringen sich gewöhnlich durch den Strang oder durch Ertränken ums Leben.

Der Eid (indahiro), das Anrufen der Gottheit oder der Manen oder des Königs zur Bekräftigung der Aussage, scheint bei den Barundi, die im übrigen sehr viel „schwören, fluchen, zaubern, lügen oder trügen“, als Rechtsmittel nicht zugelassen zu sein. Dagegen wird vom Richter häufig das Gottesurteil über einen Angeklagten zur Offenbarung der Wahrheit verhängt, namentlich wenn es sich um die Beschuldigung der Hexerei und Zauberei handelt (Nr. 19, S. 405). Die üblichste Form ist die Speerprobe; sie besteht darin, daß der Beschuldigte mit einer glühenden Speerspitze in den Arm gestochen wird. Wenn Blut spritzt, ist er schuldig, andernfalls unschuldig. Auch die Wasserprobe wird angewandt, indem man den Angeklagten die Hand in ein Gefäß voll kochenden Wassers stecken läßt. Wenn er sich verbrüht, ist er schuldig, sonst nicht. Desgleichen wird unter Umständen die in ganz Afrika gebräuchliche Giftprobe gemacht. Natürlich gibt es allerlei Mittel, wie Einfetten, Einpulvern, Gegengifte u. a., die das Gottesurteil einigermaßen zu korrigieren wissen.

### 3. Clans, Exogamie, Totemismus

Im ganzen Zwischenseengebiet steht neben der durch die verschiedenen ethnischen Volksschichten gebildeten Standesgliederung, deren Oberschicht die Bahima-Eroberer oder Batuffi sind, die Gliederung nach blutsverwandten Sippen oder Clans als untere Ordnung. Ihrer Natur nach gibt es Clans der Batuffi, der Bahutu und der Batwa. Der Clan als Zusammenfassung der blutsverwandten Familien ist die Basis der ganzen sozialen Organisation Urundis wie auch Ruandas, Karagwes, Risibas, Ankoles usw., während der politische Staat auf dem Lehnswesen aufgebaut ist. Nur wissen wir leider bloß wenig von den Clans der Barundi, da meine Vorgänger dieser Einrichtung gar keine Beachtung geschenkt haben und die Eingeborenen über diese Verhältnisse hauptsächlich aus Scheu vor der vermeintlich verhängnisvollen Namensnennung (s. S. 111, 112) noch weniger gern Auskunft geben als über ihre religiösen Vorstellungen. Viel klarer liegen diese Dinge in Ruanda, wo Czekanowski mit Hilfe der Missionare und christianisierter Eingeborener zahlreiche interessante Aufschlüsse über die Clanverhältnisse gewinnen konnte (Nr. 48, Kap. 11). Was ich im nachstehenden mitteilen kann, danke ich, außer meinen Erkundigungen im Land, den Auskünsteten der Herren Hauptmann v. Langemann-Steinkeller und Pater v. d. Burgt.

In seinem Dictionnaire Français-Kirundi spricht v. d. Burgt von einigen privilegierten Batuffigeschlechtern, aus denen die Könige ihre Weiber zu nehmen pflegen (s. S. 99, 101, 182), aber von einer Gliederung des ganzen Volkes in Clans, die von einschneidender rechtlicher, sozialer und politischer Bedeutung ist, sagt er nichts. Auf meine direkte Anfrage erteilte mir Pater v. d. Burgt folgenden Bescheid: „Ich habe früher lange gemeint, daß das Clanwesen in Urundi überhaupt nicht bestehe. In Anjamwesi wie in

Risiba (Nr. 31, S. 5) hört man fortwährend die Leute von ihren luganda (Familien, cognatio) und ihrem kisse (Plur. visse) = Clan reden; z. B. fast immer, wenn man eine Frau nach ihrem Namen fragt, sagt sie erst ihren Clannamen, z. B.: „ich bin eine Magana“ oder eine „Njamurega“ oder eine „Kundwa“ usw. Aber in Mittel-Urundi habe ich nur einmal ein Weib sagen hören, daß sie eine Magana sei. Also so ausgesprochen wie in Anjamwesi, Assuwi, Risiba usw. besteht das Clanwesen in Urundi nicht. Ein Wort wie „Kisse“ in Usambiro kenne

ich in Kirundi nicht, aber die Warundi reden viel von ihrem „umurjango“, was ebenfalls Sippe, Clan bedeutet. In Ruanda scheint das Clannwesen wieder stark ausgeprägt zu sein. Auch in Nord-Urundi (Mission Marienseen), wo viele Banjakiffaka eingewandert sind, hört man von ihren Clans sprechen, nicht aber bei den dortigen Warundi.

„Ob es in Urundi solche Clans viele gibt oder wenige, weiß ich nicht. Ich habe die hier

folgenden Namen herausgefunden, garantiere aber nicht, daß es echte Urundi-Clannamen sind, sondern glaube eher, daß sie von der Peripherie des Landes stammen: Wajango, Wamagana, Wafindi, Waschambo, Wasinga, Wajambo (Banjambo), Wasigawa (Wasigaba) u. a. m. Wenn übrigens die Bevölkerung in Clans gegliedert ist, so wohnen die Glieder überall verstreut ohne Regel, ohne Beschränkung, also nicht lokalisiert.“

Ferner nennt v. d. Burgt (f. S. 183) als die der Königsfamilie am nächsten stehenden Geschlechter die Wakundo, Warwanda (Wawanda, Babanda?), Wenengwe, Banjakarama, Wasigaba, Waterwa (Watoirwa?). Herr Hauptmann v. Langenn gibt mir dagegen als die vornehmsten Batuffigeschlechter die Banjakarama, Benengwe, Banjakiffaka, Baschunguta, Boshola an, denen sich in zweiter Linie die ebenfalls sehr vornehmen Bawanda, Bahondogo, Bassawu, Bawejuru, Baschama, Bega, Bawankundu, Babile, Basindakire u. a. anreihen. Einige dieser Geschlechternamen, wie die Bega, die Bawanda, die Wakundo, die Baschama, wurden mir in Urundi selbst wiederholt genannt, dazu die Waschambo, Wasito, Bageffera, Bakango, Balenge, Baransi, Balesi, Bakono, Basseke, Bassabu, Bajosi, Barire.

Vergleichen wir diese Namen mit den von Czekanowski in seine Clantabellen aus Anjoro, Toro, Ankole, Mpororo, Rjantwara, Kisiba und Ruanda eingetragenen (Nr. 48, S. 41, 88, 233—251) und mit den von Randt, v. d. Burgt, van Thiel, Stuhlmann, P. Schumacher, Meldon, Roscoe, Rehse u. a. genannten Geschlechternamen, so finden wir mehr als die Hälfte der Barundinamen auch in jenen Ländern wieder, namentlich in Ruanda, wohin also die nächste Verwandtschaft der Barundigeschlechter deutet; als die ältesten Sippen werden dort von der Legende bezeichnet die Wasinga, Bageffera und Wasigaba (f. S. 153). Wahrscheinlich sind die gleichnamigen Clans in Urundi und den nördlicheren Bahimastaaten nur Abzweigungen desselben, ursprünglich einheitlichen Clans, die sich infolge starker Vermehrung oder kriegerischer Bedrängung abgetrennt und durch Wanderung weiter verbreitet haben. Am verbreitetsten durch Urundi, Ruanda und die nördlichen Länder des Zwischenseengebietes bis nach Anjoro hinein sind die Bawanda, Bega, Bakango, Waschambo, Bagaia, Basindi, Wasinga, Wasito, Bajango, Wasigaba, Bajubu u. a.; wogegen die Bahondogo, Bassabu, Baschunguta, Babile, Basindakire, Barire, Basseke auf Urundi beschränkt zu sein scheinen, wenn sie nicht von späteren Forschern auch noch anderwärts gefunden werden. Vielleicht sind ihre Bluts- und Namensverwandten mehr im Süden und Westen als im Norden zu suchen.

Die Mehrzahl der genannten Clans sind solche der Batuffi, aber die Wamagana, Bajango, Basseke, Basjubu, Barire u. a. sind Bahutu, und dazu kommen noch zahlreiche Clans der Batwa, die ich aber nicht erfragen konnte. Manche Clannamen betreffen sowohl Batuffi- als auch Bahutuclans; ja einige, wie z. B. die Bageffera und Wasinga, erstrecken sich sogar auf Batuffi-, Bahutu- und Batwacclans. Die Art der Clangliederung, die innere Organisation und Ordnung der Clans, ihre soziale Wirksamkeit und ihre gegenseitigen Rechtsverhältnisse scheinen bei den Batuffi nur in wenigen Beziehungen wesentlich anders zu sein als bei den Bahutu und bei den Batwa, und zwar namentlich in den Einrichtungen, die auf die Reinhaltung des Batuffiblutes, auf die exklusive Stellung ihrer Rasse und damit ihrer Herrschaft

abzielen. Es haben sich bei ihnen noch Reste einer früheren Endogamie erhalten (S. 101), während sonst die Clans streng exogam sind. Wahrscheinlich haben sich die Batussi, wie in vielen andern Sitten und Institutionen, so auch in der Art der Clanorganisation den älteren Volkselementen Urundis allmählich angeglichen; aber dennoch haben die Batussi viel dazu beigetragen, daß das alte Clanwesen immer mehr an Bedeutung verlor, denn je stärker das Königtum wurde, je mehr Macht und Rechte die vom König eingesetzten Batwale und die selbständigen Batussihäuptlinge beanspruchten und ausübten, desto weniger konnten sie das Weiterbestehen der Autorität der bisherigen Clanobersten oder Clanältesten dulden, desto mehr drängten sie die bisherigen Clanbefugnisse zurück und setzten dafür die Verwaltungsorganisation des heranwachsenden Batussi-Lehnstaates ein. Am meisten ist die öffentlich-rechtliche und die soziale Tätigkeit der Clans in dem streng monarchischen Ruanda zurückgedrängt und eingeengt, aber auch in dem weniger stark monarchischen, mehr differenzierten Urundistaat haben die Clans den größten Teil ihrer früheren Rechte an die Häuptlinge und den König abgeben müssen und ihren festen Zusammenhang verloren. Trotzdem bestehen die Clans als natürliche Gliederung des Volkes neben und unter der künstlichen des Staates weiter und haben nicht nur in ihrer Organisation und ihren Sitten eine Menge Überreste aus alter Zeit bewahrt, sondern üben auch noch viele auf ihrer Organisation fußende Tätigkeiten aus, namentlich familienrechtliche, die auch von allgemeiner sozialer Bedeutung und Wirkung sind.

Als Hauptpunkte der Clanorganisation sind aus früherer Zeit in Geltung geblieben: Der patriarchalische Charakter seines Verbandes; die Exogamie der Clans untereinander; die totemistische Eigenart jedes Clans und damit im Zusammenhang die seine Genossen treffenden Gebote und Verbote (abasiru), namentlich Speiseverbote, wodurch die Clans scharf voneinander geschieden werden; der Kommunismus der Clangenossen; der Schutz des Sippengenossen durch seinen Clan, nötigenfalls durch Blutrache, was auch unter der Batussiherrschaft ein Korrektiv gegen Gewalttaten der Batussibeamten ist.

Überblicken wir kurz diese Hauptpunkte, wie sie Czekanowski auch für Ruanda skizziert. Jeder Clan rekrutiert sich durch Patriarchat, Vaterfolge; jedes Kind gehört von Geburt dem Clan (umurjango) seines Vaters an. Nur ausnahmsweise werden auch Fremde in den Clan aufgenommen, sind aber nicht vollberechtigt. Je mehr männliche Sippengenossen ein Clan hat, desto schärfer ist er nach innen und außen, desto kräftiger schützt er den einzelnen, desto mehr nützt er ihm; daher namentlich der heiße Wunsch jedes Familienvaters, möglichst viele Söhne zu bekommen und sie seinem Clan zuzuführen.

Eben zwischen Angehörigen desselben Clans sind verboten, ein Clangenosse darf sich eine Frau nur aus einem andern Clan holen. Es herrscht also strenge Exogamie. C. Meinhof führt den Anfang dieser bei den afrikanischen hamitischen Hirtenstämmen besonders ausgeprägten Sitte darauf zurück, daß die Frau wohl ursprünglich nicht dem einzelnen Mann, sondern der ganzen Sippe, allen Clangenossen des Mannes gemeinsam gehörte, daß also jedesmal der ganze Clan des Mannes das Weib heiratete, das eben darum aus einem andern Clan sein mußte (Nr. 41, S. 84). Deutliche Reste dieser Gruppenehe sind noch bei vielen dieser hamitischen Stämme wie auch bei den Massai in der Sitte vorhanden, daß der Mann seine Frau jedem ihn besuchenden Clangenossen für die Zeit des Besuches überläßt und daß die

verheirateten Weiber auch sonst für die Männer ihres Clans so zugänglich sind, daß es daneben bei diesen Stämmen fast gar keine Prostitution gibt und daß der Begriff Ehebruch nur für den illegalen Verkehr außerhalb des Clans Geltung hat. In beschränktem Maß gilt dies auch von den exogamen Ehen der Barundi (s. S. 107). Aber niemals geht ein Mitglied eines Batussiclans eine vollgültige Ehe mit einem Mitglied eines Bahutu- oder gar Batwacclans ein, niemals kommen vollwertige Mischehen von Angehörigen der Bahutu- mit denen der Batwacclans vor. Der Rassen Gegensatz unter den drei großen Bevölkerungsgruppen ist stärker als die exogamischen Vorschriften. Zwar kommen nicht selten Batussi in Bahutuclans und Bahutu in Batussiclans vor, aber diese stammen entweder aus Konkubinen mit Bahutuweibern oder aus andern, durch besondere Verhältnisse entstandenen unebenbürtigen Verbindungen und werden nicht als vollgültige Clanmitglieder betrachtet.

Die Exogamie der Clans scheint aber keine unbeschränkte zu sein, ein Clan der Batussi scheint nicht mit allen andern Batussiclans, ein Clan der Bahutu nicht mit allen andern Bahutuclans in die Ehe treten zu können, sondern es scheint, daß der Angehörige eines Clans in der Wahl seiner Ehefrau resp. des Ehemanns, auf eine bestimmte Zahl von andern Clans beschränkt ist, höchst wahrscheinlich auf die, welche mit ihm das gleiche Totem (umusiru) haben. Wie bei andern Völkern mit totemistischer Exogamie dürften es auch hier alte, auf gemeinsamen animistischen Vorstellungen beruhende totemistische Kultgemeinschaften gewesen sein, die miteinander in Eheverbindung getreten sind (Nr. 43, S. 162); es dürfte auch hier der Eheverkehr sich auf Clans beschränken, die das gleiche Totem haben oder befreundeten Totemgruppen angehören. Bei andern ostafrikanischen Stämmen, z. B. den Wagogo, Wabehe, Basipa, Banjoro, Baganda wird die Ehe durch Totemgleichheit wenigstens nicht ausgeschlossen (Nr. 49, S. 164). In jedem Fall ist nicht die Gleichheit des Totems, sondern nur die Zugehörigkeit zu derselben Sippe, also die Blutsverwandtschaft, maßgebend für die Exogamie. Exogame und totemistische Gruppe haben offenbar verschiedene Entstehung, auch da, wo sie sich decken (Nr. 49, S. 166).

Im übrigen Ostafrika finden wir die Gliederung in exogame, totemistische Clans bei den Sulu (Nr. 30, Bd. II, S. 380), den Wangoni (395), Wagogo (402), Wabehe (404), Wabeia (406), Wayao, Matua, Matonde (406), Massai (408), Watakomba (420), Nandi, Su, Turlana, Karamojo, Kamasia (426), Wakawirondo (448), Basoga (457), Baganda (472), Banjoro (513), Batoro (531), Banjantole (535), Galla (540), Basiba (Nr. 31,

S. 5—6), Basipa (Nr. 47, S. 131—135), Wakamba, Wataweta, Wakifuyu, Wabena, Wanjamwesi, Wafufuma, Wafango, Wawemba u. a. m. (Nr. 49, S. 122—124). Wo bei diesen Stämmen nicht die Clans selbst exogam sind, wie bei den Wabehe und den Massai, sind es die Subclans, in welche die Clans zerfallen. Häufig ist die Vierzahl der Clans, und fast überall heißt das Totem musiro oder umusiru (Plur. abasiru).

In Urundi ist nur die Königsfamilie, der Clan der Baganwa, nicht streng an die exogamen Vorschriften gebunden. Ihre Mitglieder können sich mit andern Clans des hohen Batussiadelns verheiraten (Exogamie), aber auch mit Baganwa (Endogamie). Der Urundikönig selbst heiratet stets exogam aus einem der vier (oder sechs?) höchsten Clans (S. 99, 182). Aber ausnahmsweise darf resp. muß in Urundi wie in Ruanda der König sogar seine eigene Schwester oder Tochter heiraten (s. S. 182).

Auch bei den Bahima Ankoles, Anjoro, Afipa, bei den Baganda und den Galla oder Dromo dürfen die Könige und die Prinzen aus königlichem Geblüt endogam in der Königsfamilie, ja sogar ihre Schwestern heiraten,

während die übrigen Clans exogam sind (Nr. 30, Bd. II, S. 523, 538, 541; Nr. 27, S. 105; Nr. 47, S. 49, 132; Emin Bey, Peterm. Mitteil. 1879, S. 120).

Die Schwesternheirat als Extremform der Endogamie findet sich aber in Ostafrika nur als Notfall, wenn das Herrschergeschlecht die Reinhaltung seines Blutes nicht durch eine andere Verbindung besser zu wahren vermag, und sie findet resp. fand sich wahrscheinlich auch bei anderen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit nur in Herrschergeschlechtern, die, wie die Bahima, als ein ursprünglich landesfremdes Element friedlich eingewandert oder erobernd eingedrungen sind und sich gegen alle Vermischung mit den Untervorbenen abschließen (Nr. 43, S. 150).

Aus dem Umstand, daß immer mehrere Clans das nämliche Totem haben, läßt sich wohl mit Recht schließen, daß diese Clans ursprünglich einem Stamm angehört haben, der sich später infolge allzu großen Wachstums in zwei und dann in mehrere Sippen oder Clans geteilt hat, während sie das früher gemeinsame Totem beibehalten haben. Die Clans haben nach der Trennung verschiedene Namen angenommen, aber nicht ist bei den Bahima und Bahutu Ostafrikas, wie bei den nordamerikanischen Indianern, der Totemname als Name des Clans selbst angenommen worden, sondern wie bei den Australiern sind Clannamen und Totemnamen verschieden, während sich der Totemkult und seine Genossenschaft, wenn auch in abgeschwächter Form, erhalten haben (vgl. Nr. 43, S. 142 bis 143). Nur in wenigen Einzelfällen sind die Namen der Sippen mit dem ihres Totems bei den Basoga, Basiba, Banjoro identisch, wogegen die Sippen der Baganda durchweg nach ihrem Totem benannt sind (Nr. 49, S. 155).

Kultobjekt ist das Totem (umusiru) des Clans oder der Clangruppe in Urundi wie in Ruanda immer noch, und sei es auch nur im passiven oder negativen Sinn, insofern als alles, was mit dem Totem zusammenhängt, von seinem Clan streng gemieden werden muß. Ein aktiver Kult aber wird dem Totem nicht gewidmet, weder bei den Barundi noch bei einem andern Bahimavolk (vgl. auch Nr. 47, S. 133, 134 und Nr. 49, S. 145, 147). Nur Opfergaben werden ihnen gelegentlich dargebracht (s. S. 118). Das Totem ist bei den allermeisten Barundiclans ein Tier oder Teil eines Tieres, viel seltener ein Gegenstand, wie z. B. das kleine Rissen, mit dem Lasten auf dem Kopf getragen werden, oder der Korb, in dem Bataten aufbewahrt werden, noch seltener Pflanzen oder Pflanzenteile, Blumen, Steine. Das starke Überwiegen des Tiertotems hängt, wie bei allen totemistisch gegliederten Völkern, wohl damit zusammen, daß das Totemtier ursprünglich als das „Ahnentier“ galt. Das scheint aber bei den Barundi und Banjaruanda nicht zu bedeuten, daß diese Tierespezies als der Stammvater oder die Stammutter des betreffenden Clans angesehen wird, sondern daß die Seele jedes Clangenossen nach seinem Tod in ein Tier dieser bestimmten Art übergehe. Es besteht offenbar der Glaube an eine Verwandtschaft zwischen der Menschensippe und der Totemtierespezies ohne die Vorstellung einer gemeinsamen Abstammung von demselben Ahnentier, und diese Verwandtschaft erneuert sich bei jedem Todesfall eines Sippen-genossen durch den Übergang seiner Seele in ein Tier seiner Totemspezies. Denselben Glauben haben in Mittelasrika viele Stämme des nördlichen Kongobeckens und des westlichen Sudan (Nr. 49, S. 140—142).

v. d. Burgt glaubt, daß die Königsfamilie der Barundi kein Totem habe (Brief). Nach anderen Angaben ist es aber wahrscheinlich die große Pythonische Schlange (s. S. 118), die ja auch „Seelentier“ der Könige ist; so auch bei den Basiba (Nr. 31, S. 107, 130) und

den Baganda (Nr. 30, Bd. II, S. 500). Nach dem Glauben der Banjantole gehen die Seelen der Könige in Löwen, die der Prinzen in Schlangen über (Nr. 26, S. 151; Nr. 27, S. 102); bei den Banjaruanda die der Könige in Leoparden.

Die eine Wurzel des Totemismus ist also hier der Glaube an eine Verwandtschaft zwischen Clangenossen und Totentier, die andere ist derselbe Animismus, aus dem auch die Scheu und Furcht vor dem in einem Tier oder einem andern Objekt hausenden Dämon eines Verstorbenen und damit im Zusammenhang der ehrfürchtigen Ahnenkult hervorgehen (vgl. Nr. 49, S. 169). Die Totentiere sind daher mit vielen der allgemein als Sitz menschlicher Seelen aufgefaßten „Seelentiere“ (s. S. 118) identisch, und zwar sind es auch hier bezeichnenderweise solche Tiere, die sich durch große und rasche, der vorgestellten Hauchseele entsprechende Beweglichkeit auszeichnen, wie z. B. Schlange, Eidechse, gewisse Fische und Vögel, Fischotter, Wiesel, Zwergantilope, Meerkatze, oder die ein unheimliches Aussehen oder sonst schlimme Eigenschaften haben, wie z. B. Chamäleon, Stabheuschrecke, Leopard, Büffel, Flusspferd. Aber auch Haustiere besonderer Art, wie die schwarzen, weißgestreiften oder in anderer bestimmter Weise gezeichneten Kühe oder bestimmte Varietäten der Schafe, sind Totentiere mancher Clans; während die Verehrung des Rindes überhaupt, das nicht als Arbeits- und nicht schlechthin als Schlachttier benutzt wird, darauf hindeutet, daß es einst als Kulttier des Bahima-Hirtenvolkes gehalten wurde, was es teilweise noch heute ist. Wenn von manchen Tieren nur Leber, Herz, Eingeweide als Totem einiger Clans bezeichnet werden, wie auch bei vielen anderen Bahima- und Bantustämmen, so sind sie das wahrscheinlich teils deshalb, weil der Mutterclan sich in mehrere Totemgruppen gespalten hat, teils weil diese Organe des Tierkörpers mit am liebsten als Träger der Seele betrachtet werden, teils aus dem praktischen Grunde, weil man sich nicht den Fleischgenuß des ganzen Tieres versperren wollte. Einfach das Rind als solches zum Totem zu wählen, wie etwa die Hyäne oder das Chamäleon, wäre für den Clan eines Hirtenvolkes unmöglich gewesen, weil der Clan sonst vor dem Tabu seines Totems hätte hungern müssen.

Dem Clangenossen ist sein Clantotem, sein Amusiru, ein Gegenstand der Scheu, weil es ihm entweder als Angehöriger einer früheren Generation seiner Sippe Ehrfurcht oder aus andern Gründen Widerwillen erweckt; es ist ihm tabu, weil es ihm entweder wegen seiner hohen Eigenschaften heilig oder wegen seiner niederen, häßlichen Eigenschaften unrein erscheint. In der Rückwirkung auf das Verhalten des Clangenossen zu seinem Totem sind diese beiden Gefühlsregungen gleich: das Amusiru wird scheu gemieden, jede Verletzung oder gar Tötung des Totentieres, jede Berührung oder engere Beschäftigung mit dem Totem oder mit einem Teil von ihm gilt als ein Vergehen, von dem man sich nur schwer reinigen kann, der Genuß seines Fleisches, seines Blutes, seiner Milch ist verboten. Aus diesem strengen Speiseverbot entwickelte sich die jetzt überwiegende Anschauung, daß das Fleisch, Blut, Milch und andre Teile dieses Tieres unrein und dem Clangenossen schädlich seien. Die Verunreinigung kann nur durch umständliche Zeremonien beseitigt werden, wobei der umufumu (Medizinmann) je nach der Schwere des Falles die Höhe der Buße bemißt. Außerdem strafen sich Übertretungen des Totemverbotes, insbesondere des Speiseverbotes, von selbst auf magischem Wege durch Erkrankung des Übeltäters oder gar durch seinen Tod (vgl. Nr. 49, S. 152, 153).

Da nun aber die Mitglieder anderer Clans ohne Scheu und Folgen von diesem Totentier essen, so erscheinen auch sie dem Clan dieses betreffenden Totems unrein. Es errichten also diese Eßverbote eine nach mehreren Seiten trennende Scheidewand zwischen den Clans der verschiedenen Totems. Wenn z. B. Angehörige des Clans der

Bawanda (Babanda), die die Zwergantilope als Totem haben, mit Angehörigen des Clans der Baschama (Totem: Klippeschliefer) oder des Clans der Bageffera (Totem: Bachstelze) zusammen sind, meiden sie ihre gegenseitige Berührung und dürfen nicht zusammen essen. So auch in Ruanda. Auch das allgemeine Verbot, daß die Batussi nicht mit den Bahutu und Batwa, die Bahutu nicht mit den Batwa essen dürfen, hat außer dem rassenhaften Kastengeist wohl solche totemistischen Gründe, schon deshalb, weil manche Bahutu und Batwa gelegentlich Ziegen- und Schafffleisch essen, das die Batussi verabscheuen. Auf die Kinder sollen sich die totemistischen Speiseverbote nicht erstrecken, ebensowenig wie in Ruanda (Nr. 48, S. 240), wohl aber auf die Frauen.

B. Anfermann läßt die Frage nach dem Alter und der Herkunft des Totemismus in Afrika offen, gibt aber der Vermutung Raum, daß die Hamiten als Träger des Totemismus anzusehen seien, weil in vielen Stämmen eine nicht totemistische Unterschicht von einer totemistischen Oberschicht beherrscht werde, die hamitisch sei. In Urundi wie in Ruanda ist sowohl die Unterschicht, die Vantu (Bahutu), wie auch die herrschende hamitische Oberschicht, die Batussi, totemistisch; ja auch die pygmoiden Urbewohner, die Batwa, sind in totemistische, exogame Clans gegliedert. Ich möchte deshalb und aus andern Gründen, die mit dem allerwärts offenbar sehr hohen Alter der

Totemkultur zusammenhängen, mich bezüglich der Barundi und Banjaruanda viel mehr der von Anfermann für die wahrscheinlicher angesehene Hypothese anschließen, daß schon die Urnegger, aus denen die Sudanneger und die Vantu hervorgegangen sind, totemistisch waren (Nr. 49, S. 176—178), und daß da, wo totemistische Negger von totemistischen Hamiten beherrscht werden, wie in Urundi und Ruanda, die Hamiten ihren eigenen mitgebrachten Totemismus mit dem der Unterworfenen vermischt haben, wie sie wohl auch ihre mitgebrachte eigene Clanorganisation und andere Kulturelemente mit jenen der unterworfenen Vantu vermischt haben (f. S. 100).

In der inneren Organisation und im inneren Leben des Clans kommt das starke Solidaritätsgefühl seiner Genossen vor allem im weitgehenden Kommunismus zum Ausdruck. Wo die Clans noch nicht durch das Königtum und seine Staatsorganisation aufgelöst und die Clanmitglieder in die verschiedensten Lehnbezirke des Batussiataates zerstreut worden sind (f. S. 89), sondern sich ihren alten Zusammenhang und ihre Autonomie größtenteils noch bewahrt haben, wie namentlich in den mehr oder minder unabhängigen Grenzprovinzen Urundis (und Ruandas), da bilden die Clans, und zwar naturgemäß vor allem die vor der Batussiherrschaft ansässigen Bahutuclans, kleine oder große Gemeinden, die unter einem selbstgewählten Clanältesten (umugabo) stehen. Oft ist die Würde dieses Umugabo erblich. Der kommunistische Kernpunkt der Organisation dieser Clans ist das gemeinsame Eigentum am Grund und Boden, auf dem der Clan sitzt. Das Land gehört dort der Clangemeinde, wohl weil es ursprünglich vom gesamten Clan in Besitz genommen und nutzbar gemacht worden ist, während der einzelne Clangenosse nur den Nießbrauch an dem von ihm bestellten Boden oder Weidestück hat. Wirkliches Eigentum des einzelnen ist nur die Hütte, die er darauf baut, das Inventar an Geräten, Werkzeug und Waffen, und das Vieh, das er aus den ihm zu Lehen gegebenen Rindern aufzieht (f. S. 93).

Missionar E. Johansen, der 1907 die ersten evangelischen Missionsstationen Dsinga und Rivinda in Ruanda gegründet hat und ein vorzüglicher Kenner der Banjaruanda ist, sagt über die soziale Bedeutung der Ruanda-Clans: „Diese Sippenverbände überliefern

die alten Sitten und Gebräuche von einem Geschlecht aufs andere und bewahren insofern die nationale Eigenart vor Vermischung und Untergang. Je leichter es ist, durch Auflösen der Ehe und durch Vielweiberei den Familienverband im engeren Sinn zu lockern, um so

wichtiger ist der feste, unauflösbare, religiös bestimmte Verband der Sippe. Mit der Zerstörung dieses Verbandes würde das ganze Volk auseinanderfallen und sich in einzelne auflösen, die jedem Einfluß ausgesetzt wären. Der Sippenverband als Träger der Über-

lieferung und der religiösen Sitte (Totem, Speiseverbot, Opfergemeinschaft) hat unzweifelhaft bis jetzt eine große volkerhaltende Bedeutung gehabt." (Nr. 39, S. 73.) Diese Charakterisierung trifft auch auf die Clans der Barundi zu.

Die Clanorganisation hat aber einen mächtigen Feind im Königtum der Batussi. Die wachsende Macht der Batussikönige hat, wie oben gezeigt, den gesamten Grund und Boden und alles Vieh als Eigentum des Königs in Anspruch genommen, der es in großen oder kleinen Parzellen an seine Batussigefolgschaft zu Lehen gibt (s. S. 89). Der Lehnsmann des Königs teilt sein Lehen wieder in kleineren Parzellen an seine Leute zur Nutznießung auf, und der bisherige Clanälteste wird gewöhnlich zum Mutwale des Königs eingesetzt und treibt für ihn die Steuern und sonstigen Abgaben ein, wovon ihm ein Anteil zufällt. So wird unter dem erobernden Königtum der Clan sozial und wirtschaftlich ziemlich schnell zerrüttet und geht in der politischen Lehngemeinde des Staates auf, während er seinen Clannamen, seine alten Sitten, manche seiner Einrichtungen, sein Totem noch lange beibehält.

Ein Element der alten sozialen Clanorganisation haben aber die Clangenossen auch in der politischen Neuordnung des Batussikönigtums bewahrt, weil es ihnen einen starken Rückhalt gegen Übergriffe ihrer Herren gibt: die Blutrache (kuhora). Sie war das ursprünglichste, kräftigste Mittel zum Schutz des sich solidarisch fühlenden Clans gegen Existenzschädigung durch andere Clans und ist noch heute die stärkste Schutzwehr des einzelnen, obgleich die öffentliche und private Sicherheit unter der festen Hand der Königswale erheblich zugenommen hat. Trotz der staatlichen Strafrechtspflege der Mutwale wird die Blutrache doch immer noch von den Clangenossen als wirksamste Selbsthilfe und als schützendes Schreckmittel der politisch Schwächeren ausgeübt. Wer den Angehörigen eines Clans tötet oder verwundet, wird von den Genossen des geschädigten Clans ebenfalls getötet oder verwundet (s. S. 97), und wenn dies nicht gelingt, trifft die Blutrache ein anderes Mitglied des verbrecherischen Clans. Ja, noch mehr: manche Clans begnügen sich nicht mit der gleichen Vergeltung, sondern rächen sich für den Verlust eines Genossen durch den Totschlag zweier oder mehrerer des gegnerischen Clans. Früher war dadurch ein permanenter Kriegszustand im eigenen Volk geschaffen, der kein größeres politisches Gemeinwesen aufkommen ließ und die Widerstandskraft der Barundi gegen äußere Feinde außerordentlich schwächte. Ebenso war es in Ruanda (Nr. 48, S. 238). Erst das starke Königtum der Batussi hat in seinem eigenen Interesse diesem fortwährenden inneren Kleinkrieg ein Ende gemacht. Aber nun üben die Clans die Blutrache zum Schutze ihrer Genossen im geheimen aus; aus dem offenen Kleinkrieg ist der hinterhältige Mord geworden, vor dem auch der mächtigste Mutussi-Mutwale nicht sicher ist, wenn er sich blutige Gewalttaten gegen einen Clan hat zuschulden kommen lassen. Die Wirkung dieser vergeltenden Volksjustiz und ihr Ansehen beim Volk ähneln jenem unserer mittelalterlichen Feme, wie sehr auch sonst beide verschieden sind.

## Ehe, Geburt, Tod

## 1. Eheschließung, Frau, Kinder

Die Barundi heiraten (kurongora) meist in recht junglichem Alter; die Männer, sobald sie die Mitgift zahlen können, die Mädchen oft schon mit 12 Jahren und noch jünger, falls sie eher mannbar werden. Freiwillig bleibt sehr selten ein Mann unverehelicht. Wenn einer spät zum Heiraten kommt, liegt es nur daran, daß er die Mitgift, d. h. den Kaufpreis für die Frau, nicht aufbringen kann. Die Ehen sind exogam, Heiraten innerhalb desselben Clans kommen nicht vor (s. S. 100). Brautraub als Eheschließungsritte ist unbekannt und wird, wenn er im Einzelfall einmal vorkommt, als gemeiner Diebstahl behandelt (Nr. 19, S. 358). Konkubinat kommt namentlich dann vor, wenn der Sohn eines Mutwale oder Häuptlings auf das Heranwachsen eines ranggleichen Mädchens warten muß, das ihm die Eltern zur Ehefrau bestimmt haben; dann nimmt er sich für die Wartezeit eine Konkubine aus niederem Stand. Gewöhnlich lassen aber die Eltern den Söhnen freie Wahl.

Wenn ein junger Mann Gefallen an einem Mädchen findet, trägt er ihr, ohne zunächst jemand anders zu befragen, die Ehe an. Willigt sie ein, so bittet der Jüngling seine Eltern um die Zahlung der „Mitgift“, und wenn diese ihre Zusage gegeben haben, schiekt der Jüngling einen Brautwerber zu den Eltern oder, falls diese gestorben, zu den nächsten Verwandten des Mädchens. Gibt ihm der Vater oder, wenn dieser tot ist, die Mutter eine Absage oder erklären sie, daß das Mädchen schon versprochen sei, so ist die Sache erledigt, und die beiden Eheandidaten müssen aufeinander verzichten. Etwasiger außerehelicher Verkehr gegen das Verbot der Eltern setzt nicht selten das Mädchen schweren körperlichen Züchtigungen aus, und wenn sie etwa gar schwanger werden sollte, wird völliger gesellschaftlicher Bann über sie verhängt, denn sie hat dadurch ihre Eltern um den Kaufpreis betrogen und andere Mädchen um die Aussicht gebracht, an ihrer Stelle um die Ehe befragt zu werden.

Wenn aber der Vater resp. die Mutter des Mädchens die Werbung annehmen, hat der Werber weiterhin um den Kaufpreis (inkwano) für die Braut zu verhandeln. Dieser schwankt in seiner Höhe sehr nach der Person, der Stellung, dem Vermögen des Bräutigams und der Braut. Bei der großen Menge der Unbemittelten genügen ein paar Stränge kleine Perlen und einige Töpfe Pombebir. Bei Wohlhabenderen kostet die Braut außer Bier und Perlen noch eine oder mehrere Ziegen, eventuell auch ein oder zwei Rinder (Nr. 4, S. 221). In den Familien

der Großen, der Baganwa, ist eine Braut selten unter einem Preis von 10—15 Kindern zu haben. Es gibt aber auch Brautkauf auf Anzahlung eines Teiles des vereinbarten Preises, während für den Restbetrag der junge Ehemann haftet, ihn aber nicht zu entrichten braucht, falls die Ehe bald wieder geschieden wird.

Die Objekte des vereinbarten Kaufpreises werden alsbald vom Bräutigam durch den Brautwerber den Brauteltern überbracht, und sobald sie abgeliefert sind, folgt die Braut dem Werber zur neu erbauten Hütte des Bräutigams, wo nun die Hochzeit durch Geschenke der Familienmitglieder, durch festliches Essen und Trinken und Tänzen gebührend gefeiert wird. Mit der Hochzeit tritt die Frau in die Familie des Mannes (Patriarchat) ein. Am Hochzeitstag muß die junge Frau große Betrübniß heucheln und sich das Haupt verschleiern, der Mann ihre Trauer durch Geschenke zu lindern suchen. Sieben Tage bleibt das junge Paar ungesehen in der Hütte, aber auch an den folgenden Tagen geht die Frau nur verschleiert aus (Nr. 4, S. 222; Nr. 19, S. 359).

Auf Jungfräulichkeit der Braut wird Wert gelegt. Wenn nach der Hochzeitsnacht die Schlafmatte der jungen Frau Blutspuren aufweist, schickt der Ehemann dieses Attest dankend an die Eltern der Frau und fügt eine Feldhacke als Geschenk hinzu.

Ehehindernisse gibt es eine ganze Reihe. Vor allem dürfen Blutsverwandte in direkter und in Seitenlinie, Angehörige desselben Clans, derselben Totemgruppe nicht einander heiraten: Exogamie ist oberstes Gebot (s. S. 100).

Auch bei den Battwa Urundi ist die Ehe unter nahen Verwandten unstatthaft. Verboten oder doch nur in seltenen Ausnahmen mit königlicher Erlaubniß gestattet ist die Ehe eines Muhutu mit einem Mutussiweib, denn der Rassestolz der Batussi will es nicht. Auch wo man duldsam ist, dürfte geschlechtlicher Umgang von unverheirateten Angehörigen derselben Rasse nicht häufig vorkommen, da die Barundimütter auf ihre heranwachsenden Töchter ein wachsameres Auge haben. Von grundsätzlicher Gewährung der Freiheit vor der Ehe kann bei den Barundi nicht die Rede sein.

Auf eheliche Treue hält aber der Mann, falls er nicht absichtlich sein Weib dem Clangenossen preisgibt; während er es mit der eigenen Treue nicht so genau nimmt. Zwar wird heimlich begangener Ehebruch nicht von Rechts wegen bestraft wie Diebstahl, als welcher eigentlich auch der Ehebruch bei den Barundi gilt, aber der betrogene Ehemann hat die Befugniß, die Schuldigen in flagranti zu töten (Nr. 19, S. 14). Meist begnügt er sich damit, die Ehebrecherin aus dem Haus zu jagen. Eine solche Lage der ehelichen Sitte wie in mehreren anderen Bahimastaaten, z. B. Ankole, und bei den Massai, wo der Mann sein Weib jedem zu Gast kommenden Sippenossen zu überlassen pflegt, ist in Urundi nicht allgemein, aber auch in Urundi erlauben sich die verheirateten Weiber der Batussi viel größere Freiheiten mit anderen Batussimännern als die unverheirateten, namentlich mit Sippenossen; nur nicht mit Bantumännern (s. S. 101).

Scheidung und Trennung der Ehe (uwuhakanji) sind aus diesem und aus vielen andern Gründen sehr häufig. Leute, die fünf- oder sechsmal verheiratet waren, sind gar nicht selten. Da der Brautpreis im Durchschnitt sehr gering ist und auch ohne Schwierigkeit zurückgezahlt werden kann, benutzen die Männer und Weiber oft den geringsten Anlaß, um sich voneinander zu trennen. Behandelt der Mann die Frau schlecht, so läuft sie ihm weg und kehrt zu ihren Eltern oder Angehörigen zurück, die dann den erhaltenen Kaufpreis an den schuldigen Ehemann nicht zurückzugeben

brauchen. Wenn aber der Mann die Frau weggagt, weil sie faul, böshaft oder gar ehebrüchig ist, so müssen die Eltern der Frau dem Mann den bezahlten Brautpreis zurück-erstaten. Die Geschiedenen können sich jederzeit wieder verheiraten. Kleine Kinder verbleiben der Mutter, von den größeren folgen die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter (Nr. 19, S. 174).

Nach dem Tod des Ehemannes geht seine Witwe (umufakasi) in den Besitz des Bruders des Verstorbenen oder seines nächsten Verwandten über (s. S. 92), denn sie war mit der Hochzeit in die Familie des Mannes aufgenommen worden.

Diese sog. Leviratehe ist in Ostafrika Banjanfale, Banjaruanda u. a. üblich (Nr. 30, auch bei den Sulu, den Wagogo, den Massai, Bd. II, S. 384, 403, 412, 419, 428, 538, 541). den Turkana, Kamafia, Galla, Baganda,

Gibt es weder Brüder noch nächste Verwandte des Verstorbenen, so kehrt die Witwe in ihre eigene Familie zurück und nimmt ihre unmündigen Kinder mit. Die erwachsenen Kinder bleiben in der Familie des Mannes und sorgen für die verwitwete Mutter. Kinderlose Witwen aber schaffen sich Lebensunterhalt, indem sie für die Nachbarn arbeiten oder indem sie betteln.

Die Stellung und das Ansehen der Frau in der Ehe ist höher als bei den meisten andern ostafrikanischen Negeren. In Haus- und Familienangelegenheiten steht die Ehefrau dem Manne ziemlich gleich. Beide teilen sich in die wirtschaftlichen Arbeiten des Tages, ausgenommen die Viehwartung, die lediglich Sache des Mannes ist, und die Acker- und Gartenpflege, bei der die Hauptarbeit der Frau zugewiesen bleibt, wenn auch der Mann in allem mithilft, und die Zubereitung des Essens, die nur von der Frau besorgt wird. Dazu kommt noch für die Frau die Besorgung der Kinder und der Hütten. Die soziale Gleichstellung beider Geschlechter kommt auch in der bei keinem andern ostafrikanischen Volk bestehenden Sitte zum Ausdruck, daß Mann und Frau gemeinsam essen (s. S. 26). Auch von den nördlichsten Bahima in Anjoro berichtet Emin Pascha ausdrücklich, daß die Frauen mit ihren Männern essen, was die dortigen Bantu nicht tun (Peterm. Mitt. 1879, S. 222). In allen wichtigen Angelegenheiten wird in Urundi die Frau und namentlich die Mutter mit zu Rat gezogen, und ihre Meinung gibt oft den Ausschlag. Weibliche Häuptlinge sind zwar seltener als bei den östlicheren Stämmen, den Wassumbwa und Wanjamwesi, kommen aber, durch Erbgang eingesetzt, vor und treten nur nicht so an die Öffentlichkeit wie bei den Wanjamwesi. Den größten Einfluß hat die Mutter des Königs, die während ihrer ganzen Lebenszeit mitregiert (s. S. 185); eine Ehrfurchtsstellung, die sich auch in den anderen Bahimastaaten bis zum südlichsten, Afipa, erhalten hat (Nr. 47, S. 90).

Am stolzesten unter den Barundifrauen sind natürlich die der Batuffi, wogegen die Frau bei den Batwa mit Arbeit überladen und gering geachtet ist und keine Stimme im Familienrat hat.

In der großen Mehrzahl sind die Barundi monogam. Sie sind nicht vermögend genug, um sich mehr als ein Weib kaufen, mehr als einen Hausstand unterhalten zu können. Wer es sich aber leisten kann, lebt in Polygamie, um Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung seines Besitzes zu haben, um seine soziale Stellung hochzuhalten, um sich während der Unnahbarkeit der einen Frau in der Geburtszeit an die andere halten zu können, und aus anderen Gründen mehr, die aber stets viel

mehr im praktisch wirtschaftlichen als im erotischen Gebiete liegen. Deshalb haben sehr viele Batussi zwei Frauen, die größeren Häuptlinge drei oder mehr, der König eine ganze Schar. Die Batwa hingegen sind aus Armut fast alle monogam (Nr. 19, S. 447).

Sehr selten scheint in Urundi die bei den Bahima Anfoles und Kisibas häufige polyandrische Sitte vorzukommen, daß mehrere Brüder, die zu arm sind, als daß sich jeder eine Frau kaufen könnte, ihre Mittel zusammenlegen und sich gemeinsam ein Weib kaufen, deren Kinder dann dem ältesten der Brüder gehören (Nr. 27, S. 105). Aber die Brüder einer Familie sind in Urundi oft allzu vertraulich mit den Weibern ihrer Brüder.

Jede Frau hat in Urundi ihre Hütte und ihren Hausstand in einem besondern Kral. Bei den vermögenden Batussi wohnen zwei Frauen sehr selten innerhalb einer Umzäunung, sondern gewöhnlich liegen ihre Gehöfte weit voneinander ab, möglichst auf verschiedenen Bergen. Der Mann ist einmal bei der einen, einmal bei der andern zu Gast. In polygamen Familien ist die zuerst geheiratete Frau die Hauptfrau, und ihre Kinder haben im Erbfall den Vorrang vor denen der übrigen Frauen. Neben den regelmäßigen Ehen gibt es Konkubinate mit Weibern niederer sozialer Stellung. Die Konkubine (umukeba, umugensi) ist zwar sozial anerkannt, kann aber jederzeit entlassen werden und hat für sich und ihre Kinder kein Erbrecht. Da die Bahimaweiber wenig fruchtbar sind, nehmen viele Batussimänner zur Verstärkung ihres Haushaltes Bahutuweiber zu Konkubinen, die viel fruchtbarer sind. Das geschieht auch in den anderen Bahimaländern häufig, und überall ist deshalb dort eine ziemlich starke Mischung der Bantu mit Bahimablut die Folge (Nr. 17, S. 631). Heiraten auf Zeit oder auf Probe kennen die Barundi nicht; die Ehen werden ja so leicht geschlossen und gelöst, daß solche provisorische Bindungen unnötig sind. Auch gewerbmäßige Prostitution ist deshalb in Urundi so gut wie unbekannt (s. auch S. 101). Ob die Barundi „Weiberbünde“ mit eigener Organisation haben, weiß ich nicht; jedenfalls besitzen sie keine besonderen Weiberhäuser.

## 2. Geburt, Kindheit, Pubertät, Tod

Die Barundi sind, soweit die Bahutu in Betracht kommen, ein kinderreiches Volk; weniger die Batussi, was wohl eine Folge der langen Inzucht ist. Je mehr Kinder, desto besser, desto größer die Arbeitshilfe für die Eltern, desto größer die Aussicht, für die heiratenden Mädchen gute Brautpreise zu erhalten. Um die Fruchtbarkeit zu erhöhen, genießen Mann und Weib gelegentlich Aphrodisiaka aus Pflanzensäften (Nr. 19, S. 359). Sobald die Frau konzipiert hat, wird der Mediziner (umufumu) gerufen, der ihr zum Schutz der Frucht gegen böse Geister Amulette gibt, die an dem besonders zu schützenden Unterleib getragen werden. Zum gleichen Zweck bläst der Mann die Frau von Zeit zu Zeit mit Tabakrauch an.

Wo aber die Konzeption unwirksam gemacht werden soll, sei es aus Bequemlichkeit der Weiber, sei es um die Folgen unerlaubten Verkehrs zu beseitigen, wird der künstliche Abortus (kukorora) durch starke Massage und durch Einnehmen bestimmter Pflanzenabgüsse herbeigeführt. Der Gebrauch dieser Mittel ist eine Art Geheimwissenschaft der Weiber, von der die Männer keine Kenntnis zu haben scheinen. Ihre Anwendung gilt für verbrecherisch und wird vom Chef oder Häuptling bestraft

(Nr. 19, S. 62). Dagegen ist das Fruchtabtreiben durch Dekokte von Pflanzen in Uffumbwa und Anjamwesi enorm verbreitet. „Ziel der Barundi-Eheleute ist, möglichst viele Kinder zu haben. Oft sieht man Väter ihre Kinder besorgen, tragen, füttern usw., nie in Uffumbwa oder Anjamwesi. Unfruchtbarkeit (ingumba) gilt für ein Unglück und Grund zur Ehescheidung. Es kommt oft vor, daß eine Urundimutter nach einem Jahr wieder gebiert. In Uffumbwa dauert es mindestens zwei Jahre, da erst das Kind entwöhnt sein muß, ehe neuer Verkehr erlaubt ist; nicht so in Urundi. Die Kindersterblichkeit ist auch in Urundi groß. Auch dort bleiben von den Kindern bis zu 13—15 Jahren nicht zwei Drittel am Leben. Oft hört man Weiber sagen, daß sie zehn Kinder verloren haben, aber bei der großen Fruchtbarkeit bleiben noch genug übrig“ (v. d. Burgt, Kol. Rundschau, 1913, S. 721—722).

Wenn die Geburt (uwurjasi) naht, werden ein paar Nachbarinnen zur Unterstützung der Kreißenden gerufen; nur in schwierigen Fällen eine „weise Frau“ oder der Medizinnann, der mit allerlei Zauber, aber auch mit wirklich wirksamen Mitteln und Eingriffen, von pflanzlicher Medizin und leichter Massage bis zum Kaiserschnitt (s. S. 140, 142) operiert (Nr. 19, S. 9, 363). Wie der letztere ausgeführt wird, weiß ich nicht; vermutlich nur an der Toten, um noch das Kind zu retten oder es zu entfernen, wie dies Emin Pascha ausdrücklich von den Bahima Anjoros bemerkt (Petern. Mitteil. 1879, S. 393). In Ruanda, Uffurwi, Kifiba, Uganda kennt man den Kaiserschnitt auch (Nr. 48, S. 228). Während der Geburt liegt das Weib auf ihrem Schlafager oder kauert auf dem Boden, den Rücken gegen einen Hauspfeiler gestützt oder von hinten gehalten, während die Männer die Hütte verlassen. Sobald das Kind geboren ist, wird es mit kaltem Wasser gewaschen und mit Butter eingefalbt. Die Nachgeburt wird in der Hütte unter dem Bett der Mutter vergraben, die Nabelschnur mit einem Holzspan durchgeschnitten und als Amulett von der Mutter aufbewahrt. Das Neugeborene aber wird nun von der Mutter am ganzen Körper zurecht gedrückt und gezogen, um dem Kopf und den Gliedern die richtige Form zu geben (Nr. 19, S. 9). Deformation des Schädels wird jedoch nicht ausgeübt.

Nach der Geburt wird die Wöchnerin mit warmem Wasser gewaschen und der Leib äußerlich mit Pflanzensäften eingerieben. Sie bleibt 4 oder 5 Tage in der Hütte, je nachdem sie ein Mädchen oder einen Knaben geboren hat, und wenn sie wieder ausgeht, hat sie den Schädel frisch rasiert und trägt ein breites Stirnband aus Maisblatt; wohl als Symbol der Fruchtbarkeit und als Amulett.

Die Mutter stillt ihr Kind, solange sie Milch hat und der Körperzustand des Kindes es zu verlangen scheint, nicht selten 3 bis 4 Jahre lang. Vom Ehemann bleibt sie nach der Geburt getrennt, bis wieder die Menses eintreten. Bleiben diese aber aus, so wird die Trennung bald wieder aufgehoben.

Mit gemischten Gefühlen wird die Geburt von Zwillingen (amahassa) begrüßt. V. d. Burgt meint, daß man erfreut darüber sei, weil die Barundi der Zwillingengeburt eine religiöse Bedeutung beimessen, weil sie sie für „ope incubi“ entstanden halten (Nr. 19, S. 325); Gafldinger hingegen sagt, daß man eine Zwillingengeburt als unheilvoll ansehe, weil Zwillinge Lieblinge Kirangas seien und deswegen bald von ihm weggeholt (sterben) würden, wenn sich die Eltern nicht durch große Opfer loskauften (Nr. 45, 1914, S. 314). Ich lasse dahingestellt sein, welche Auffassung richtig ist; aber Tatsache ist es, daß eine Zwillingengeburt mit außergewöhnlichen Riten, Opfern und Festen gefeiert wird, und der letzte Grund

hierfür wird wohl die Erfahrung sein, daß Zwillinge gewöhnlich schwächlich sind und von der Mutter nicht genügend genährt werden können, so daß sie (oder eines) meist sterben, wenn ihnen nicht Kiranga durch besondere Opfer gnädig gestimmt wird. Auf die Nachricht von der Geburt eines Zwillingspaars laufen die Nachbarn und Freunde in Scharen herbei, singend, Geschenke bringend und Mengen von Nahrungsmitteln zusammentragend, die aber nur für die Geister bestimmt sind und in der Nacht verschwinden. Der herbeigerufene Priester (kiranga) vollzieht zunächst mit seinen Gehilfen und zahlreichen Teilnehmern die Zeremonie des „heiligen Speeres“ (s. S. 134), um in der Verehrung dieses Symbols seinem Inhaber, dem großen Geist Kiranga, dem Herrn über alle materiellen Güter, Dank zu bezeugen und ihn um besondere Gunst für die Zwillinge und die Eltern anzurufen (Nr. 19, S. 516, 324, 216). Dann führen die jungen Männer, rot und gelb im Gesicht bemalt, im Hof der Hütte unter Rassellbegleitung rituelle Tänze auf, die vier bis sechs Stunden hintereinander dauern und die Tänzer in wahre Leidenschaft versetzen; sie schließen einen Kreis, springen und winden sich schweißtriefend und singen rhythmische Lieder in kurzen Strophen. Ein Kreistanz der Mädchen, die ebenfalls angemalt und mit Laub geschmückt sind, löst sie ab. Dazwischen werden Mengen von Bier vertilgt. So geht es zwei, drei Nächte und noch länger fort, und am Ende wird vom Priester nochmals die große Zeremonie des heiligen Speeres vollzogen, wobei zwei kleine Lämmer dem Gott geweiht werden, zur Stellvertretung für die beiden Zwillingskinder. Die Lämmer dürfen nicht geschlachtet werden und können herumlaufen und fressen, wo und was sie wollen. Die Tänze aber und die Zecherei dauern oft noch 2—3 Wochen fort (Nr. 19, S. 325; Nr. 45, 1914, S. 315).

Kindsmord (kumuniga umwana) ist bei den Barundi nicht häufig, kommt aber vor, hauptsächlich weil die Mutter die lange Arbeit des Aufziehens und Nährens scheut. Das Verbrechen steht nominell unter Strafe, wird jedoch selten gesühnt, da die Absicht der Tötung (Ersticken) schwer nachzuweisen ist. Von Rechts wegen wird ein Kind durch den Mediziner getötet, wenn es mit Zähnen auf die Welt kommt oder wenn ihm die oberen Schneidezähne zuerst wachsen (Nr. 4, S. 221). Das gleiche berichtet Lechaptois aus dem südlichsten Bahimastaat, Ufipa (Nr. 47, S. 138). Auch die Batwa töten solche Kinder.

Sobald dem Kind die Haare wachsen oder sobald es laufen kann, bekommt es einen Namen (isina) durch den Vater. Mutter und Freunde fügen noch andere Namen hinzu, so daß jeder Murundi mindestens zwei oder drei hat. Besondere Festlichkeit ist mit der Namengebung nicht verbunden. Die Namen haben die größte Mannigfaltigkeit und bedeuten entweder besondere Eigenschaften des Kindes oder gewisse Vorkommnisse in seinem jungen Leben oder irgendeine Laune des Namengebers, z. B. kitwe = Dickkopf; mbiriko = Holzspan; ntarija = es weint nicht; kimina = es geht aufrecht; kiriwate = Rindschale; manwa = Großmaul; mawamba = Waise; yamirwa = Bier; inambu = Hunger; tunguru = Vogelname. Andere, häßliche Barundinamen, die Vater Gasldinger irrtümlich mit der Furcht vor dem Tod zusammenbringt, sind: nsujimbwa = Hundehütte; sembwa = Hundevater; inangurube = Schweinemutter; kabwebwe = Schakal; kabaragassa = Floh; somojindi = Menschenkot. Andere lauten: ruteratschuma = Er schleudert das Eisen; ndarusanse = Ich habe getroffen; ntamavukiro = Heimatlos; rurihasi = Er ist nahe; ruronona = Er ist der Verderber; rutakaje = Er ist verloren ge-

gangen (Nr. 46, 1913, S. 13). Außer dem persönlichen Namen führt jedes Kind noch den Namen seines Clans und einen oder mehrere Spitznamen, die auch der Erwachsene beibehält. Fremden Leuten nennt man ungern die richtigen Namen von Kindern oder Erwachsenen, da jene möglicherweise durch die Kenntnis des Namens magische Gewalt über den Namensträger erlangen und sie zu seinem Schaden mißbrauchen könnten (s. S. 133).

Ernährung und Aufzucht des Kindes sind gänzlich Sache der Mutter. Sie nährt es bis ins 3. und 4. Jahr, und es sieht drollig aus, wenn ein strammer kleiner Bengel vom Spiel herbeigerannt kommt, ein paar erquickende Züge an der Mutterbrust tut und dann schnell wieder zu seinen Gespielen läuft. Die Kinder werden sauber gehalten und täglich gebadet. Da es Körbe oder Wiegen zum Absetzen der Kleinen nicht gibt, wird das Kind, solange es nicht ordentlich laufen kann, fortwährend von der Mutter auf dem Rücken in einem aus Ziegen- oder Hammelfell verfertigten Tragleder (*impetso*) mit umhergetragen, aus dem oben der Kopf, rechts und links die Beine herausgucken. Auch bei der Feldarbeit und selbst beim Tanz behält die Mutter gewöhnlich das Kind auf dem Rücken, dessen Kopf und Beine dann von den heftigen Bewegungen herumgeschlenkelt werden, wie bei einer Gliederpuppe; selten schreit es deshalb. Von Zeit zu Zeit wird das Kind aus dem Tragleder durch seitliche Lüpfung herausgenommen und „abgehalten“. Wenn es aber dennoch einmal seine Bedürfnisse im Rucksack verrichtet hat, wird dieser nebst Kind und Mutter einfach abgewaschen. Größere Kinder werden rittlings auf die linke Hüfte der Mutter gesetzt und mit dem linken Arm von hinten umfaßt.

Nachts liegen die Kinder auf Fellen zu ebener Erde und werden mit dem aus weichem Fikusrindenstoff bestehenden Obergewand der Mutter zugedeckt. Ganz kleine Kinder liebt die Mutter bisweilen mit Küßen. Sonst kennen die Barundi den Kuß nicht (Nr. 19, S. 63). Um es einzuschläfern oder auch um es am Tag zu beruhigen, klopft sie es leicht auf den Rücken und singt wohl auch ein monotones „Wiegenlied“. V. d. Burgt teilt ein solches mit, in dem mit der bösen Schwiegermutter gedroht wird: „Sei ruhig; sonst werde ich dich zur Schwiegermutter tragen; sie wird dir nur Wasser geben. Wenn die Rübe kommen und gemolken werden, wirst du Hunger leiden. Die Schwiegermutter wird dich nicht gegen die Sonne schützen und gegen den Hunger“ (Nr. 19, S. 71).

Geistig und moralisch wachsen die Kinder wild auf. Von Abgewöhnung übler Eigenschaften ist so wenig die Rede wie von der Anerkennung guter. Solange die schlechten Eigenschaften der Kinder die Eltern nicht schädigen, haben diese sogar oft ihre Freude daran, die Kinder zu Zornesausbrüchen, zu Prügeleien, zum Stehlen usw. anzureizen. Auch praktische Unterweisung in bestimmten Arbeiten und Handwerken gibt es nur ausnahmsweise. Was die Kinder lernen, lernen sie durch Zusehen, Zuhören und Mithelfen. Helfen müssen sie aber von früh an in allen Verrichtungen der Eltern und werden dadurch, da sie von Natur geweckt und lebhaft sind, sehr bald erstaunlich selbständig.

Die Geschlechtsreife (*kukura*) tritt bei den Knaben im Alter von 12 bis 15 Jahren, bei den Mädchen schon früher ein. Lange vorher schon sind sie über das Sexualleben aufgeklärt und haben von den älteren auch manche garstigen Dinge aus der sexuellen Sphäre gelernt. Nicht, daß sie sehr früh schon kohabitierten, aber Onanie und Masturbation sind verbreitete Laster.

Über die letzteren sagt v. d. Burgt (Nr. 19, S. 361): „Puellae praesertim horribili huic vitio valde deditae sunt, sub praetextu quidem, ut magis aptae fiant matrimonio et viris placeant. In actu ipso nefando quoddam juramentum vel potius imprecationem pronuntiant: witsche inka ninokura ndasy'inka. Insuper variis mediis utuntur ad majorem voluptatem sibi procurandam. Media generatim sunt plantae, vel radices plantarum arborumve, quibus labia perfricantur“. Brieflich fügt mir v. d. Burgt hinzu: „His perfricationibus labia extenduntur,

ut flavescentes prostent et volumen vel longitudinem extraordinariam adspirantur. Haec consuetudo generalis tanquam nationalis considerari potest non solum in Urundi et Ruanda, sed etiam generatim inter tribus Africae interioris, paucis exceptis v. Wasukuma. Ergo primo loco non voluptas procuranda intenditur, sed puellae volunt ‚pulchras se facere‘, quia permulti adolescentes nunquam puellam in matrimonium ducerent, quae talia labia non habet. Post matrimonium se abinent ab illa manipulatione.“

Über Pubertätsfeste, die sicherlich gefeiert werden, konnte ich nichts erfahren. Auch v. d. Burgt weiß nichts davon (Nr. 19, S. 394). Jedenfalls werden weder die Knaben beschnitten noch die Mädchen infibuliert. Nur die Bativa, bei denen im Gegensatz zu den Batussi und Bahutu Deformation der Zähne üblich ist, nehmen das Zuspißen der beiden oberen Mittelzähne mittels Messerschlages als Akt der Pubertätsklärung vor (Nr. 19, S. 105, 155).

Ferner konnte ich nicht feststellen, ob die zur Pubertät gelangten Jünglinge sich zu einem gesellschaftlichen Verband zusammenschließen, zu einer besonderen „Altersklasse“, wie wir sie bei mehreren ostafrikanischen Stämmen finden. Sollte diese soziale Einrichtung bei den Barundi bestehen, so spielt sie doch gar keine Rolle im öffentlichen Leben und kennt auch keine besonderen Junggesellenhäuser oder -kräle für einen solchen Altersverband, während unter den anderen hamitischen oder hamitisch beeinflussten Völkern Ostafrikas, wie z. B. den Massai, den Wapokomo, den Galla, diese Altersklassen die Hauptgliederung des ganzen sozialen Lebens darstellen.

Bei den Massai sind es die drei Altersklassen der bei den Eltern wohnenden Knaben, der in eignen Krälen zusammen hausenden unverheirateten Jünglinge (der Kriegerkaste) und der verheirateten, friedlichen Männer; bei den Wapokomo und Galla ebenfalls erstens die Knaben, zweitens die verschiedenen Jahrgänge der gleichzeitig Beschnittenen oder Luva und drittens die Klasse der älteren oder Gada. (A. Werner, The Galla of East

Africa; Journal of the African Society, Bd. 13, 1914, S. 262 ff.) In Ruanda legt die jugendliche Kriegerschar, die am Hof des Musinga bei festlichen Gelegenheiten zu erscheinen und Kriegstänze aufzuführen pflegt, den Gedanken an eine solche „Altersklasse“ der unverheirateten Jünglinge bei den Batussi nahe, aber vielleicht ist es auch nur eine Art Kadetten- oder Pagenkorps des Königs (s. S. 65).

Alte Leute, die ihre körperliche und geistige Regsamkeit eingebüßt haben, sieht man selten, weil sie innerhalb der Gehöfte bleiben. Sie werden von den Ihrigen bis zum Tode (ukufa) gepflegt, vielleicht weniger aus Pietät als aus Furcht, daß sie sich sonst nach dem Tod als Geister für schlechte Behandlung rächen würden. Am den Sterbenden ist gewöhnlich die Familie versammelt. Sobald er verschieden ist, erheben die Weiber des Hauses und der Nachbarschaft lautes Wehklagen, während die Männer dem Toten die Augen zudrücken, ihm die Arme und Beine einbiegen und festbinden (Hockerstellung), um ihm resp. seinem Geist die Wiederkehr unmöglich zu machen, und sofort die Beerdigung vorbereiten.

Begräbnis in Hockerstellung ist auch in Ruanda, in Ankole, Mpororo, Ufipa und anderen Bahimastaaten üblich, desgleichen bei den Massai und den Galla. (A. Werner, The

Galla of East Africa. Journal of the African Society, Bd. 13, 1914, S. 283; und Nr. 47, S. 159.)

Sans Meyer, Die Barundi.

Mit Ausnahme der getöteten Verbrecher, deren Leichname den Hyänen zum Fraß in den Busch geworfen werden, werden alle Barundi begraben (kuhamba). Baumanns Angabe, daß „die Angehörigen allen Toten den Bauch aufschneiden, um darin den bösen Zauber, der sie getötet hat, zu suchen“ (Nr. 4, S. 222), habe ich weder durch Erkundigung im Lande selbst noch bei v. d. Burgt oder anderen bestätigt gefunden. Die Leiche wird nicht gewaschen, sondern in ihren gewöhnlichen Gewändern und mit ihren Amuletten ins Grab gelegt; bestenfalls eingewickelt in eine alte Matte. Andere Grabbeigaben werden nicht hinzugetan. Schon wenige Stunden nach dem Tod findet die Beerdigung statt.

Das Grab (isjobo) wird innerhalb des Hofes neben der Umzäunung gegraben oder, wenn der Tote der Familienvater ist, inmitten des Hofes gegenüber dem Eingang der Haupthütte (Nr. 19, S. 203); nach D. Baumann aber in der Hütte selbst (?), die hierauf verlassen werde (Nr. 4, S. 223). Während die Leiche zum Grab getragen wird, erheben die Weiber von neuem großes Klagegeschrei; sie tun so, als ob sie sich der Beerdigung widersetzen wollten, und rufen dem Toten Abschiedsworte nach. Ist es ein Familienvater, so kauert die Witve vor der Beerdigung neben ihm nieder, salbt ihm das Haupt mehrmals mit Butter und sagt ihm allerlei Gutes nach, um seinen Geist den Familienmitgliedern günstig zu stimmen. Dann wird die Leiche so in das mit Blättern ausgepolsterte Grab gelegt, daß sie in Hockstellung auf der rechten Seite liegt, darauf das Grab mit Erde zugefüllt und über ihm ein kleiner Tumulus aufgehäuft, auf den verschiedene Gegenstände, die der Tote benutzt hat, wie z. B. Tongefäße, alte Körbe, der Geschlechtsschirm, der den Hütteneingang verschließt, u. a. m. gestellt werden. Nach kurzer Zeit werden diese weggenommen, der Tumulus eingeebnet, und nichts läßt mehr die Grabstätte erkennen.

Totenfeste werden nur bei der Bestattung des Königs veranstaltet, aber bestimmte Trauerbräuche werden bei jedem Todesfall eingehalten, die je nach der sozialen Stellung des Verstorbenen mehr oder minder umständlich sind. Wenn der Verstorbene ein gewöhnlicher Murundi und Familienvater ist, trauert die Witve (oder die Witven) mit den Kindern 7 Tage, indem sie das Gehöft nicht verlassen. Wahrscheinlich fürchten sie so kurz nach dem Tode den Geist des Toten außerhalb der Behausung. In den Hütten aber nehmen sie zahlreiche Neuerungen und Veränderungen vor, als ob sie den Geist des Toten irreführen und ablenken wollten, falls er zurückkommen sollte. In der Wohnhütte wird der Eingang nach einer andern Seite verlegt, die Herdsteine erneuert, die Bettstelle beseitigt, alle Geräte umgestellt u. a. m. Nach dem 7. Tag badet sich jedes Familienmitglied gründlich in einem Bach, wohl um sich sinnbildlich von der durch den Toten verursachten Verunreinigung zu befreien. Dann lassen sie sich als Reinigungs- und Trauersymbol alle den Kopf rasieren und gehen für die nächsten 2 Monate in Trauergewändern aus, d. h. in Rindenstoffen, die weder, wie sonst allgemein, schwarz gefärbt noch mit Mustern bemalt sind (Nr. 19, S. 163), also ihre rotbraune Naturfarbe haben; so wird hier Rot zur Trauerfarbe. Der Name des Verstorbenen wird nicht mehr genannt, um nicht seinen böswilligen Geist herbeizurufen, und alle denselben Namen tragenden Personen oder Dinge werden umgetauft.

Einem verstorbenen Mutwale wird natürlich höhere Ehre erwiesen als einem gewöhnlichen Murundi. Vor dem toten Mutwale vollführt der Kiranga die Zeremonien des „heiligen Speeres“ (s. S. 134), und auf sein Grab pflanzt man

einen Gedenkbaum (imana), der unverlezt ist. Die Familie des Toten aber verläßt das Gehöft und siedelt sich an einer anderen Stelle an, während die Hütten des Verstorbenen zerfallen und verschwinden und die Fikusbäumchen der Umzäunung allmählich zu stattlichen Bäumen heranwachsen, von denen niemand bei Todesstrafe Holz holen darf (Nr. 19, S. 205). Durch diese im Kreis der ehemaligen Hofumzäunung stehenden Bäume fallen einem die einstigen Häuptlingsitze in Urundi wie in Ruanda überall in der Landschaft auf (Taf. 29a). Die Trauer um einen Mutwale dauert zwei bis drei Wochen.

Die höchsten Ehren aber werden dem toten König zuteil (s. S. 185). Zunächst wird die Leiche in Häute und Rindenstoffe eingewickelt, aber nicht begraben, sondern über einem rauchenden Feuer so lange getrocknet, bis sie zur völligen Mumie geworden ist. Der erste aus dem Leichnam herauskriechende Wurm („Seelenwurm“) wird in einen Milchtopf gelegt und gefüttert, bis er eines Nachts den Topf verläßt und nun zur Riesenschlange (isato) wird, in welcher fortan der Geist (umusimu) des Königs haust. Ein Einbalsamieren des Toten findet nicht statt; auch wird die Leiche des Königs nicht in Hockerstellung eingebogen, wie die gewöhnlichen Barundi, sondern behält Arme und Beine ausgestreckt (Nr. 19, S. 204), wogegen in Ankole die Leiche des Königs ebenfalls in Hockerstellung in Ruhhaut eingebunden und begraben wird (Nr. 27, S. 101). Dann wird in Urundi der tote König mitten im Gehöft auf einem hölzernen Gestell aufgebahrt und bleibt hier so lange liegen, bis die Füße des Gestelles von den Termiten abgefressen sind. Das kann unter Umständen Monate dauern. Der König Kisabo soll ein ganzes Jahr so gelegen haben, ja es soll, wie mir ein dortiger Missionar erzählte, dem Toten sogar ein junges Weib „angetraut“ worden sein, die ihn zu behüten und täglich mit Speise und Pombe zu versorgen hatte. Während dieser ganzen Zeit der Aufbahrung kommen die Untertanen aus allen Gegenden herbeigezogen, flehen seinen Geist um Gunst an, essen und trinken in feierlichem Totenschmaus neben der Bahre und loben den Verstorbenen. Die große Zeremonie des „heiligen Speeres“ fehlt natürlich hier erst recht nicht. Die offizielle Trauer um den König dauert einen Monat. Schließlich wird die Mumie von den nächsten männlichen Verwandten des Königs, unter Begleitung der Medizinmänner und Priester und gefolgt von einer wehklagenden Volksmenge, fortgetragen, Tagereisen weit bis auf den Berg Ganso im nordwestlichen Grenzgebirge gegen Ruanda, südlich von der Ruvuvuquelle, wo im Wald, zu dem nur die Mitglieder der Königsfamilie (Baganwa) und die Priester Zutritt haben, die Leiche endlich begraben wird; nach v. d. Burgt aber nicht begraben, sondern nur in einer Hütte beigesetzt (s. S. 186). Auch die anderen Barundikönige ruhen dort (Nr. 4, S. 223). Burgt gibt dagegen einen Ort Wunjange am Imangaberg als Bestattungsort an (s. S. 185).

Auch von den Bahima (Bahuma) Anjo- geräuchert und oft jahrelang in seiner Hütte  
ros berichtet Emin Pascha, daß dort der aufbewahrt werde, bis ihn endlich sein Nach-  
Leichnam des Herrschers auf einem Gerüst folger begrabe (Peterm. Mitt. 1879, S. 392).

In Urundi wird das Gehöft des verstorbenen Königs verlassen, wie jene der verstorbenen Mutwale; es zerfällt, und nur die im großen Kreis der einstigen Umzäunung stehenbleibenden Bäume verraten dem Fremden die frühere Bedeutung des Platzes. Daneben aber wird ein Wächter in eine Hütte gesetzt, der dafür zu

forgen hat, daß niemand die Stätte betritt und daß der Geist des verstorbenen Königs, den man sich, wie erwähnt, hauptsächlich als eine große, am Ort hausende Schlange (Totemismus, S. 102) vorstellt, regelmäßig seine Trank- und Speiseopfer erhält (Nr. 19, S. 205).

Van der Burgt berichtet, daß zu Ehren des toten Königs „Hekatomben von Menschenopfern“ dargebracht werden (Nr. 19, S. 204) und daß manche große Batwale und hochstehende Barundi getötet würden, „um die Manen des Königs zu beruhigen“. Vermutlich sind hauptsächlich die Unglücklichen damit gemeint, die sofort nach dem Tode des Königs der Politik seines Nachfolgers oder Thronprätendenten zum Opfer fallen, sowie die vermeintlichen Zauberer und Hexen, die den Tod des Königs verursacht haben — denn natürlichen Tod kennen die Barundi nicht — und nun von den Medizinmännern ausfindig gemacht und hingerichtet werden (s. S. 132, 140). Aber auch einige junge Mädchen und Große des Landes wurden früher bei der Bestattung des Königs getötet, um den Verstorbenen „ins Jenseits zu begleiten“ (s. S. 186).

## Neuntes Kapitel

# Religion, Mythos, Kultus, Mission

### 1. Die Götter

Die Religion der Barundi läßt sich wohl am besten als Animismus und Totemismus bezeichnen, denen zahlreiche Elemente von Fetischismus (Talisman), Manismus (Ahnenverehrung) und Heroenkult beigemischt sind; der letztere ist in mancher Beziehung schon zum Götterkult geworden. Diese Mischung von Bestandteilen des „totemistischen Zeitalters“ mit dem „Zeitalter der Helden und Götter“ (Nr. 43, S. 116, 278) ist zweifellos die Folge der Mischung der alteingewohnten Batwa und Bantu mit den hamitischen Eroberern, die ihre totemistische Clangliederung und den Kult ihrer zu Stammesgöttern gewordenen Heroen dem Clansystem und dem Animismus und Fetischismus der Bantu und Batwa hinzugefügt haben. Alle diese sozialen und religiösen Elemente haben einander durchdrungen, teils in bloßem Nebeneinanderbestehen, teils in gegenseitiger Verschmelzung und Veränderung, so daß es meist schwer ist, die einzelnen Bestandteile rein herauszulösen und ihren Ursprung zu erkennen.

Den breitesten Raum in den religiösen Vorstellungen der Barundi nehmen der Animismus und der Dämonenglauben ein. An ihnen sind sowohl die Batwa und Bahutu als auch die Batuffi beteiligt, aber die Batuffi offenbar in viel geringerem Maß. Allem Anschein nach haben die Bahima hier wie im ganzen übrigen Zwischenseeengebiet höhere religiöse Ideen aus ihrer nördlichen Heimat mitgebracht, die den wüsten Dämonen- und Zauberglauben der Bantuneger teilweise zurückgedrängt und dem Ahnenkult größere Bedeutung gegeben haben. Freilich hängt die große Volksmasse der Bahutu dem alten niedern Dämonen- und Zauberglauben, der der Geistesrichtung der Bantu so gut entspricht, an wie zuvor. Die Barundi denken sich alles beseelt. Wie bei den meisten noch im Stadium des animistischen Denkens befindlichen Naturvölkern, knüpfen ihre Vorstellungen von einer immateriellen Seele an die Beobachtung an, daß im schlafenden Körper etwas lebt, was nicht ruht, sondern denkt, sieht und herumschweift, denn im Traum sieht dieser unser immaterieller Teil nicht nur die Welt, so wie wir mit wachen Augen, sondern er begegnet auch den Verstorbenen, die also auch nach ihrem Tod immateriell fortbestehen. Wenn dieses immaterielle Etwas, die lebenerzeugende Seele, den Körper dauernd verläßt, stirbt der Mensch.

Die von W. Wundt und E. Meinhof für den totemistischen Gedankenkreis als charakteristisch bezeichnete Unterscheidung zwischen der Körper- oder Schattenseele und

der Hauch- oder Atemseele (Nr. 43, S. 203; Nr. 41, S. 32—34) scheint für die Vorstellungen der Barundi zuzutreffen, denn der Murundi unterscheidet den dämonischen Geist des Verstorbenen, den umusimu, genau von der im Lebendigen wirkenden Seele umutima, die im Todesaugenblick mit dem pulsierenden Herzen, indihagusi, vernichtet wird (Nr. 46, S. 15). Es scheint mir ferner gewiß, daß die Barundi sich alle Dinge, jedes Organische und Anorganische, beseelt denken; nicht nur die Menschen und Tiere, sondern auch Pflanzen, Steine, Gestirne, Feuer, Quellen, Flüsse usw.; und zwar gelten diese nicht nur als gelegentliche Wohnsitze vormaliger Menschen- und Tierseelen, sondern als selbstbeseelt. Also der dornige Busch, der den Jäger blutig ritzt, tut das nicht oder nicht nur, weil er der Sitz einer einstigen böshaften Menschenseele ist, sondern weil er selbst eine böshafte „Buschseele“ hat. Die Quelle labt den durstigen Wanderer nicht oder nicht nur deshalb, weil in ihr der Geist eines einstigen mildtätigen Menschen wohnt, sondern weil sie eine eigene milde „Quellseele“ birgt.

Umusimu ist aber nicht nur die Bezeichnung für den Geist des Verstorbenen, sondern auch die für den Gegenstand oder das Tier, das sich der Geist des Verstorbenen zum Sitz erwählt hat; es können deren viele verschiedene sein. Sehr oft sind es kleine längliche Steinchen (inguru) von den Feldern des Verstorbenen. Diese Steinchen werden von den Hinterbliebenen gesammelt, in eine Holzmulde gelegt und ins Opferhüttchen gestellt, wo ihnen Bieropfer gespendet wird (Nr. 46, S. 16). Oft haust die Seele eines verstorbenen Menschen auch in einem Gegenstand nahe beim ehemaligen Wohnsitz des Toten in einem Baum, Zaun, Fels; oft auch in einem Tier, das durch seine flüchtige Beweglichkeit die Vorstellung von der hauchartigen Flüchtigkeit der Seele hervorruft, also namentlich in Schlangen, Eidechsen, Vögeln, oder auch in unheimlichen Tieren wie Kröten, Krokodilen, Hyänen u. a. Die Angehörigen bestimmter Clans scheinen alle in Tiere einer bestimmten Art, das Totemtier (umusiru) des betreffenden Clans, überzugehen (s. S. 102). Gemeinhin wird der erste Wurm, der den verwesenden Körper des Menschen verläßt, als Träger der Seele angesehen, bis diese einen anderen definitiven Aufenthalt gewählt hat. Die erste Made aus der Leiche eines Murundikönigs wird deshalb, wie S. 115 erwähnt, mit Milch genährt, bis sie sich in eine große Pythonschlange verwandelt, der man göttliche Verehrung zollt. Die Seelen der großen Batwale gehen aber in andere Schlangen, Löwen, Leoparden über, die dann in den heiligen Hainen (imana) bei den Gräbern haufen. Die Schlangen pflegen von dort aus die Hütten der Familie zu besuchen und werden von den Familienmüttern als Seelentiere der verstorbenen Angehörigen betrachtet und mit Milch gefüttert. So auch bei den Galla, den Massai und den Raffern Südafrikas (Nr. 41, S. 36; Nr. 19, S. 354). Die Idee einer göttlichen Strafe, einer Läuterung und sühnenden Seelenwanderung, wie sie besonders von Missionaren in dieser Versetzung der Menschenseelen in Tiere gesehen wird, ist den Barundi ursprünglich gewiß fremd; vielmehr ist der Grundgedanke solcher „Seelenwanderung“ die totemistische Verwandtschaft der Menschensippe mit einer bestimmten Tierspezies (s. S. 102). Gar nicht aber stört die Barundi in diesen Vorstellungen der innere Widerspruch, daß dann das von der abgeschiedenen Menschenseele okkupierte Tier, Baum, Fels, Wasser usw. zwei Seelen haben müßte; Negerlogik ist nicht Europäerlogik.

Die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele, die natürlich vom christlichen Missionar mit in den Vordergrund seiner Lehre gestellt wird, bewegt den nicht christianisierten Murundi ebensowenig tief wie alle anderen ostafrikanischen Neger. Seiner Vorstellung

und seinem ethischen Bedürfnis genügt es, daß die Seele den Tod überdauert, aber wie lange diese Fortdauer währt, kümmert ihn nicht weiter. Wahrscheinlich denkt er wie andere Afrikaner sich die Sache so, daß die Seelen nicht in alle Ewigkeit leben, sondern allmählich schwächer und kleiner werden und schließlich ganz vergehen (Nr. 41, S. 41), oder daß, wenn sie in Tiere übergegangen sind, sie mit dem Tod dieser Tiere verfluchen.

Die Geister der Verstorbenen sind durchweg mehr oder minder böse, den Lebendigen feindlich, auch wenn sie im Leben relativ gut gewesen sind. Denn der Tote hat alles, was ihm im Leben lieb und wert war, zurücklassen müssen und ist deshalb von Neid gegen die Überlebenden, Besizenden erfüllt. Diese neidischen, den Menschen übelgesinnten, ihnen Krankheit, Mißwachs, Viehsterbe und anderes Unheil verursachenden Geister sind die gefürchteten *abasimu* oder *imisimu* (Sing. *umusimu*), um deren Abwehr, Fesselung, Besänftigung, Gewinnung sich zum größten Teil das Sinnen und Trachten der Barundi im täglichen Leben dreht. Unter demselben Namen *abasimu* oder *imisimu* finden wir diese niederen bösen Geister bei allen Bahima wieder, auch im südlichen Verbreitungsgebiet, in Ufipa (Nr. 47, S. 167/8). Der Neid und die Feindseligkeit der *Abasimu* werden besänftigt und gemildert, indem man dem Toten wertvolle Stücke seines Besitzes auf das Grab legt und indem man möglichst oft Teile von dem, was man genießt, oder von dem, was man aus dem ehemaligen Besitz des Toten benutzt, als Opfer darbringt (s. S. 136). Der immaterielle Geist genießt oder benutzt von diesen Opfern auch nur den immateriellen Teil, also den „Geist“ des dargebrachten Bieres, Fleisches, Hirsebreies, der Krüge, Messer, Pfeile, Hacken usw. Die Opfer sind nichts anderes als Prämien auf größere Sicherheit gegen die Feindseligkeit der *Abasimu* und keineswegs pietätvolle Weihgeschenke an die verehrten oder geliebten Vorfahren. Nur weil er die Manen fürchtet, opfert ihnen der Murundi. Noch viel wirksamer als das Opfern ist aber der Eintritt in den religiösen Geheimbund, die religiöse Bruderschaft der *Ababandwa*, von dem nachher Näheres zu berichten sein wird (S. 124). Diese *Ababandwa* nehmen nach ihrem Tod eine bevorzugte Stellung im Geisterreich ein. Sie kommen, wenn ihr Bundesverhältnis für richtig befunden worden ist, zu *Riangombe*, wo sie als *imandwa* eine Art Leibgarde des Gottes bilden. Sie sind sozusagen die Heiligen des Barundihimmels.

Über den niederen Geistern der zahl- und namenlosen *Abasimu* und über den *Imandwa* steht eine Schicht von höheren, benannten Geistern, wie die Herrenkaste der *Batuffi* über den *Bahutu* (Nr. 19, S. 213). Es sind lauter persönliche Wesen, die wir schlechtthin Götter nennen können. Eine ganze Reihe von ihnen tragen dieselben Namen wie einstige historische Persönlichkeiten der Barundi oder ihrer Nachbarvölker. Alles, was von ihnen ausgesagt wird, beweist, daß diese Götter ursprünglich Helden, Hauptlinge, Könige des Volkes gewesen sind, die infolge ihrer übermenschlich erscheinenden Eigenschaften und Taten als Heroen verehrt und allmählich zu Göttern erhoben worden sind. Der Heroe ist nicht nach dem Bild des Gottes geschaffen, sondern der Gott nach dem Bild des Helden (Nr. 43, S. 280). Ebensovienig sind diese Götter Personifikationen großer Naturerscheinungen, wie etwa der Sonne, des Mondes, der Wolken, des Gewitters. In diesen Erscheinungen sieht auch der Murundi nur die Sitze und die Äußerungen der darin wohnenden *Abasimu*, aber nicht die Verkörperung persönlicher Götter (Nr. 43, S. 358 ff.).

Die benannten, mit dem Merkmal der übermenschlichen Persönlichkeit und der

Unvergänglichkeit ausgestatteten Heroengötter der Barundi sind, wie man an den ihnen beigelegten Eigenschaften und Geschichten erkennt, zum Teil Volksgötter der alteingesessenen Bantu und Batwa, zum Teil Import der hamitischen Eroberer, zum Teil Mischlinge aus beiden Elementen. Van der Burgt glaubt nicht, daß die vergötterten Heroen Hamitenfürsten gewesen sind, sondern betont (briefliche Mitteilung), daß „die meisten Götternamen der Bantureligion angehören und Bantuwörter sind“. Wie die Sprache hätten die Batussi auch die Götter der Bahutu angenommen, aber die Batwa hätten einige eigene Götter, z. B. Indagarra. Unter den 30 Namen von Barundigöttern, die v. d. Burgt aufzählt (Nr. 19, S. 214), erscheinen mir jedoch die folgenden hamitischen Ursprungs oder wenigstens nicht reine Bantugötter zu sein: Riangombe, Amugassa, Wamara, Kagoro, Ruwambo, Ruhanga, Rugaba. Von ihnen ist Riangombe (Ljangombe, Djangombi) auch in den Bahimastaaten Ruanda, Kisiba, Mpororó, Ankole u. a. göttlich verehrt; er soll ein Ruanda-Mutussi, Schüler des ersten Ruhinda, gewesen sein und sich durch starke Zauberkräfte ausgezeichnet haben (s. auch S. 188). Amugassa, Mugascha, der auch in Uganda („Mutessa“, s. Anthropos III, S. 214), in Ankole, Kisiba, Karagwe (Mugascha-See), Kiffaka, Ussuvi als Gott der Gewässer und des Regens verehrt wird, war nach der Tradition der Basiba ein früherer König der Sesse-Inseln im nördlichen Victoriasee (Nr. 31, S. 128; Nr. 27, S. 110; Nr. 34, S. 518/19). Wamara wird in Ankole und Kisiba als Geist der abgeschiedenen Seelen verehrt und war nach der Banjankoletradition ein König der Batschwezi in Baera (Uganda), eines von den Bahima verschiedenen Hamitengeschlechts, und eroberte Ankole; nach Rehse „früher ein großer weltlicher Fürst, dem die Reiche von Nyansa bis in den Kongostaat untertan waren“ (Nr. 31, S. 126/7; Nr. 34, S. 520). Kagoro gilt in Kisiba als Enkel Wamaras (Nr. 31, S. 133). Rugaba, Lugaba, der in Kisiba und in Ankole als Schöpfer des Menschen und des Rindes verehrt wird (Nr. 27, S. 108), war nach v. d. Burgt „der älteste König der Bahinda“ (Nr. 19, S. 219). Was Rehse von den Göttern der Basiba sagt, daß „die Schilderung dieser Geisterwelt die älteste Geschichte Kisibas sowohl wie die der sämtlichen zentralafrikanischen Länder darstellen würde“, das gilt auch von den Heroengöttern der Barundi. Diesen religiösen Quellen nachzugehen, wäre eine dankbare Aufgabe, namentlich für Missionare!

Wie die Basiba einen obersten Gott Rugaba als Welterschöpfer und höchsten Gnadenspender verehren, ihm aber niemals Opfer darbringen (Nr. 31, S. 125), so die Barundi und Banjaruanda (Nr. 28, S. 1—13) den Imana. Auch ihm wird nie geopfert, nie zu ihm gebetet, gleichsam als einem unnahbar hohen Wesen. Man wendet sich lieber an die den Menschen näher stehenden, einst selbst Menschen gewesen Götter Riangombe, Kiranga, Wamara u. a. Obwohl als persönlicher Welterschöpfer und Weltordner gedacht, ist Imana doch der einzige im Götterhimmel der Barundi, dessen Namen man bisweilen als eine Gesamtbezeichnung der Geisterwelt gebraucht. Imana ist „das Göttliche“, „die Gottheit“ schlechweg. Imana ist auch die Bezeichnung für alles dem Murundi Heilige: für die heiligen Bäume, den heiligen Stier, den König, die Amulette, die Drakeltiere, die heilige Lanze usw. (Nr. 19, S. 214). Ebenso in Ruanda (Nr. 44, S. 284; Nr. 39, S. 102, 109). Je nach seinen verschiedenen Eigenschaften und Tätigkeiten legt man dem Imana zahlreiche verschiedene Namen bei oder identifiziert ihn mit anderen Göttern; ebenso in Ruanda. Kinder werden oft mit Namen belegt, in denen Imana vorkommt: Kaimana = kleiner

Imana, Mbonimana = Geschenk des Imana, Ndorimana = Erscheinung des Imana, Keschimana = Schmuck des Imana (Nr. 23, 1913, S. 308). Männer und Frauen tragen ein *impusu y'Imana*, ein Imanakleid aus rötlichem schwarzgeringelten Rindensstoff, wenn sie sich Nachwuchs wünschen. Imana ist das Oberhaupt aller Manen, aller Ahnengeister, und bekommt dadurch den Charakter eines alten Nationalgottes.

Wiewohl Imana als einziger Welterschöpfer hoch über den anderen Göttern steht, wird man doch diese Vorstellung der Barundi nicht eine monotheistische nennen können, wie es manche Missionare tun (Nr. 44, S. 283). Ebensovienig ist es zutreffend, in dem Umstand, daß die Barundi neben Imana zwei Hauptgötter haben, Kiriranga und Riangombe, die sie oft mit Imana identifizieren oder verwechseln, eine Art „Dreieinigkeit“ sehen zu wollen (Nr. 19, S. 214). Das sind christliche Hineindeutungen und Auslegungen, die dem Gedankengang der Barundi fremd sind.

Dem Imana am nächsten scheint Kiriranga, Kiriranga, zu stehen. Wenn Imana das Oberhaupt der hohen Ahnengeister genannt wird, bezeichnet man Kiriranga als den Herrn aller niederen Dämonen und aller materiellen Dinge. Van der Burgt nennt ihn deshalb eine Art *logos payen* (Nr. 19, S. 216). Er ist der Gott, der in allen irdischen Angelegenheiten zuerst um Beistand angerufen wird. An ihn wendet sich vor allem der priesterliche Kultus der Menge, ihm ist die Zeremonie des „heiligen Speeres“ geweiht (s. S. 134), nach ihm nennt sich der Oberpriester selbst Kiriranga, denn er ist von ihm „beseffen“, sein Medium (S. 123). Allem Anschein nach ist es eine Gottheit der alten Bantubevölkerung und noch ziemlich frei vom Batusseinfluß. Kiriranga ist es, von dem die Missionare als dem „Teufel“ sprechen (Nr. 23, 1904, S. 123), der bei Mujaga in Mittel-Urundi zwei große Rinderherden besitzt, an deren Spitze zwei heilige Stiere stehen. Auch habe er einen heiligen Berg, den eine Priesterin verwalte. Diese habe großen Einfluß und sei sogar der Gewalt des Königs entzogen, obwohl dieser sie stets bewachen lasse, damit sie ihren Kultverpflichtungen nachkomme. Vernachlässige sie aber ihre Obliegenheiten, so werde sie mit ihren nächsten Verwandten auf Befehl des Königs getötet. Ihr Amt beginne mit der Regierung des Königs und ende auch damit, denn nach des Königs Tod müsse sie Gift nehmen.

Pater Gasßdinger nennt Kiriranga den „Allesverderber“, den Luzifer der Barundi. Ihn rufe man zuerst in aller Trübsal, Not und Angst an, ihm seien die meisten Opferhüttchen (*akararo*) neben den Wohnhütten gewidmet, und darin stehe regelmäßig ein großer dreibeiniger und dreimündiger Tontopf, der das Opfer aufnehme. Außer Bier werden hauptsächlich Getreidehalme in den Hüttchen dargebracht und die Hörner von Rindern darin als Opfer verbrannt (Nr. 45, 1913, S. 359ff.).

Bezeichnend für die verworrenen Vorstellungen der Barundi von den verschiedenen Persönlichkeiten ihrer Götter und Geister ist es, daß sie oft die Begriffe durcheinanderwerfen und die Namen verschiedener Götter einem und demselben beilegen. So hört man sie z. B. sagen: „Riangombe ist mächtig, er ist Kiriranga; auch Kagoro ist Kiriranga, er ist Sengoga.“ Auch Rugaba, Ruhanga, Inganje, Njabaski, Indagarra, Rukisa wird der Kiriranga genannt oder auch diese Namen als Beinamen des Imana bezeichnet und das Wort Imana als Mehrheitsbegriff gebraucht (Nr. 45, 1913, S. 363). Unter diesen angeführten Namen sind mehrere, die wir, wie oben (S. 120) gesehen, bereits als Namen ganz bestimmter Götter und Geister von anderen Bahimastaaten kennen. Ihre Gestalten scheinen in Urundi verblaßt zu sein, so daß sie mitein-

ander verwechselt werden, und ihre Begriffe sich zu bloßen Attributen oder Beinamen des Imana verflüchtigt zu haben, der ohnehin schon mehr ein Kollektivbegriff „Heilig“ oder „Göttlich“ ist als ein persönlicher Gott.

Als dritter in der Götterreihe ist zu nennen Riangombe, das Oberhaupt aller guten Geister (imandwa), den Imana beauftragt hat, die Menschen zu lenken und sie gegen die bösen Geister (abasimu) zu schützen (Nr. 44, S. 286). Ihm ist in Ruanda der religiöse Bund des Kubandwa geweiht (s. S. 124), und er ist nach dem Tod der Menschen der Richter über Gerechte und Ungerechte. Daher spielt er im ethischen Interessenkreis, im Gefühlsleben der Barundi eine so große Rolle wie kein anderer Gott; ebenso in Ruanda. Dies spricht sich auch darin aus, daß Riangombe (oder Imana) der Schutzherr des Wertvollsten ist, was der Murundi und der Munjaruanda besitzt: der Rinder (s. S. 46).

Riangombe war nach der Ruandatradition in seinen menschlichen Lebzeiten ein Muhima aus der privilegierten Sippe der Bega, des höchsten Adels neben dem Königsgeschlecht der Banjeginja. Sein Vater Babinga war das religiöse Oberhaupt Ruandas, und Riangombe wurde sein Nachfolger als Chef der Ababandwa, der religiösen Bruderschaft, während der weltliche Ruandakönig Lugansu war, der ihn erst befehdete, dann aber anerkannte und ehrte (Nr. 44, S. 281). Imana war dem Hohenpriester Riangombe zu Lebzeiten sehr geneigt. Als dieser starb, führte ihn Imana auf den hohen Vulkanberg Muhawura, wo Riangombe nun seine Herde weidete und seinen Tabak baute (die großblättrigen Senecien); aber die Pflanzungen wurden vom bösen Geist Niragongo, der den gleichnamigen Berg bewohnt, zerstört. Da zog Riangombe, von Imana unterstützt, gegen Niragongo, zerstörte dessen Wohnsitz und setzte den Berg in Flammen (Vulkan Niragongo). Ungehindert wohnt nun Riangombe abwechselnd auf dem Muhawura und auf dem Karissimbi, wo er seine große heilige, milchende Rinderherde weidet und von den Imandwa, den Geistern der verstorbenen Mitglieder des religiösen Bundes der Ababandwa, bedient wird. Diese allein gehen in sein „Paradies“ ein, wogegen die Seelen der nichtgeweihten Profanen (abansigo) als Dämonen (abasimu) zu Namlagira und Niragongo verwiesen werden, wo sie in der „Hölle“ der Vulkane ein sklavisches Schattendasein führen. Soweit die Ruandatradition, nach Pater Arnour (Nr. 44). Das Wesentliche aus ihr hat sich auch bei den Barundi erhalten; ja sogar die Angabe, daß Riangombe nach seinem Tod auf dem Berg „Vurunga waniangombe“ in Ruanda beigesetzt sei, findet sich hier noch (Nr. 19, S. 216), obwohl den Barundi die Virunga-Vulkanberge Nordruandas gänzlich unbekannt sind. Die Vorstellung von Paradies und Hölle (Karissimbi und Niragongo) ist in Ruanda wohl lokal entstanden; in Urundi gibt es nichts Derartiges (v. d. Burgt, briefliche Mitteilung).

Wie in Urundi gilt Riangombe auch in Kisiba hauptsächlich als Schutzherr der Rinder. Er wird dort nur von den Bahima verehrt, und auch sein Priester ist immer nur ein Muhima. In Ankole dagegen nimmt er keine Ausnahmestellung ein (Nr. 34, S. 520). Da er ferner aber in Ruanda und Urundi (neben Kiranga) im Mittelpunkt der Verehrung der religiösen Bruderschaften (ababandwa) steht und in Urundi sogar von den Batwa als ihr Hauptgott verehrt wird (Nr. 19, S. 216), so kann man folgern, daß dieser offenbar mit den Bahima eingewanderte Hirtengott allmählich in seiner neuen Heimat vernegert ist und sich in der alten Negermythologie der Bahutu und Batwa festgesetzt hat.

Anderer Meinung ist allerdings Vater Loupias, der annimmt, Riangombe sei ursprünglich eine Gottheit der Bahutu oder vielleicht der Batwa, und angibt, daß in Ruanda weder der König noch die „großen“ Batussi Mitglieder des dem Riangombe geweihten Ordens der Imandwa werden (Nr. 28, S. 6). Letzteres ist aber auch in Urundi der Fall und kann ebensogut als aristokratische Zurückhaltung der Batussi-Großen gegen nahe Gemeinschaft mit den Bahutu oder gar mit den Batwa gedeutet werden.

Unter den übrigen, oben noch nicht genannten Gottheiten der Barundi können wir die folgenden sehr wahrscheinlich als alteinheimische Götter der ackerbauenden Bahutu und der Batwa ansehen: Indagarra ist der namentlich von den Batwa verehrte Gott der Zeugungskraft, ein „Priapus“; Njamurimi gilt als Schutzherr der Felder; Njankuru ist der Nationalgott der Basige in Nordwest-Urundi; Ingansje scheint eine Art Zeitgott, „Chronos“ zu sein; Wandamutoni ist die Frau des Imana; Ifisjogo der Sohn des Imana; Tufara der Gott der dienstbaren Hausgeister, „Kobolde“; Kwiguka der Gott der Anzucht u. a. m. (Nr. 19, S. 216–220).

## 2. Kultus

Jeder dieser Götter hat seine bestimmten Kultformen, jeder seinen bestimmten Priester, in den er von Zeit zu Zeit „hineinfährt“, ihn „besessen“ macht, wahr sagen und zaubern läßt. Es gibt männliche und weibliche Priester. Die weiblichen bleiben angeblich unverheiratet. Göttliche Kraft und Inspiration, die Anlage zur Besessenheit geht meist vom Vater auf den Sohn oder Tochter über; ebenso wie die Heil- und Beschwörungskraft der Medizinnänner (abafumu).

In Urundi heißen diese Priester Iviranga (Sing. Kiranga), in Ruanda Imandwa, in Kisiba Wabandwa. Der Kiranga hat unter den Personen, die dem Götter- und Geisterkult obliegen, am meisten den Charakter und die Funktionen eines Priesters in unserem Sinn. Er hat denselben Namen wie der Gott Kiranga (vom Wortstamm kira = in Ordnung bringen) und gilt für den Repräsentanten und den wandelnden Wohnort des Gottes selbst. Ein Mann oder Weib wird Kiranga entweder dadurch, daß Vater oder Mutter Kiranga gewesen sind und nach deren Tod ihm die Eigenschaft vererben, oder dadurch, daß der resp. die Betreffende vom Bliß, dem Gewaltzeichen des Gottes, niedergeworfen, aber nicht getötet worden ist (Nr. 19, S. 253), oder dadurch, daß er beim Fest des Kubandwa oder des „heiligen Speeres“ (vgl. S. 134) vom Geist gepackt wird und in einen manischen Zustand der Besessenheit verfällt. Vom Eintritt solcher Ereignisse oder Zustände an wird die betreffende Person für Kiranga erklärt und hat in allen, bei so vielen Anlässen aufgeführten Zeremonien des heiligen Speeres den Kultus mit zu leiten (Nr. 19, S. 462/63) und den Verkehr der leidenden oder von metaphysischen Bedürfnissen erfüllten Menschen mit den Geistern und Göttern zu vermitteln.

In Ruanda sind, wie erwähnt, diese ekstatischen Vermittler der Geisterwelt Imandwa genannt. Sie sind männliche oder weibliche gotterwählte Medien eines der Hauptgeister, also entweder des Riangombe oder des Vinego oder des Muggassa usw., und haben je nach dieser Zugehörigkeit eine von den anderen verschiedene Art sich aufzupuzen und sich brummend oder zischend oder heulend zu äußern; auch eine besondere Geistersprache ist dabei im Gebrauch. Gewöhnlich geraten sie nach reichlichem Biergenuß in ihre religiöse Ekstase, in welcher der Geist selbst aus ihnen

spricht, wahr sagt, orakelt. Auch sind sie dann nicht mehr verantwortlich für alles, was sie in diesem spiritistisch-mediumistischen Zustand tun, seien es auch die größten Überschreitungen der Gesetze und des Anstandes (Nr. 39, S. 100). Von dieser Freiheit machen denn auch die Besessenen reichlich Gebrauch, so daß man darin wohl mit Recht ein Hauptmotiv für die ganze Einrichtung des Imandwawesens erblicken kann.

Auch in Anjoro heißen die Medizinmänner Abandwa, die „Magie treiben, indem sie Tiere töten oder gewisse Kräuter verwenden“ (Nr. 9, S. 377).

Aus Kisiba kennen wir diese, von je einem bestimmten Gott besessenen und dort Wabandwa genannten genauer durch A. Vig und B. Struck (Nr. 34 und 36) und durch Rehse (Nr. 31, S. 107, 132). Auch dort sind sie nach der Art ihres Gottes oder Dämons verschieden, äußern aber alle ihre Kraft in „hysterischen, durch Autosuggestion entstehenden Anfällen“. Der eine ist Spezialist im Regenmachen, der andere im Pestheilen, der dritte in Ackerbausachen, der vierte in Rinderkuren usw. Wenn der Geist über sie kommt, bekleiden sich diese Gottbegnadeten mit einem Leopardenfell, das ihnen der Häuptling liefert, und mit einer Fellmütze, behängen sich mit Amuletten, tanzen mit langen Stöcken und Raffelfürbissen (Taf. 54). Sie sind aber nicht zu einer Genossenschaft vereint.

Eine Berufsgenossenschaft, einen religiösen Zweckverband oder religiöse Bruderschaft bilden dagegen die Ababandwa in Ruanda, von denen sich auch in Urundi viele Anklänge finden. Das sind nicht die vorgenannten, von einem Gott besessenen Priester (kiranga) und nicht die Magier und Medizinmänner (abafumu), sondern die aus Sorge um ihr irdisches Wohl und um ihr künftiges Seelenheil sich dem Gott weihenden Frommen, die sich zu einer, durch feierliche Zeremonien gebundenen Bruderschaft, einer Kultgemeinde zusammentun und auch gemeinsame Opfer bringen.

Van der Burgt hält die ababandwa, die wachwesi, die iviranga, die ivisjego u. a. nicht auseinander (Nr. 19, S. 220, 292, 463, 516), so daß man hieraus kein klares Bild von der Art des Kubandwawesens der Barundi bekommt; aber was er mitteilt, entspricht im wesentlichen den Schilderungen, die uns Pater Arnoux und Missionar Johansen von dem Imandwa-Geheimbund Ruandas geben (Nr. 44 und Nr. 39, S. 96—101), so daß wir uns dort für Urundi manche Aufklärung holen können. Mit Recht weist aber v. d. Burgt auf die ähnlichen Kulte der „Watschwesi“- (Watschwesi-) Bruderschaften in Assuwi, Assumbwa, Assindja und Anjamwesi hin, wo in nächtlichen Orgien sich die letzten Spuren religiöser Kulte und Kultgenossenschaften erhalten haben, die sich in Urundi, Uha, Ruanda noch als nationale Einrichtung in der Öffentlichkeit abspielen. Den alten Zusammenhang lassen auch die bei solchen Festen der Watschwesi in Anjamwesi, Assindja und Osturundi gesungenen Hymnen erkennen, die merkwürdigerweise in der alten Kirundisprache lauten (Nr. 19, S. 220 und 463).

Von Ost-Assuwi berichtet auch Pater van Zbiel, daß dort bei der Zeremonie des Kubandwa, der Aufnahme in den Bund der Ababandwa, eine lchwesi genannte rituelle Sprache gebraucht wird, von der er einige Duzend Wörter aufzählt, z. B. bulege Bogen, milasa Pfeil, migasi Fleisch, muto Feuer, masugunu Milch, muyara Kopf, manono Zähne, agawesa Augen (Nr. 24, S. 57). Es wird zu erkunden sein, ob dieses lchwesi mit dem Alt-Kirundi übereinstimmt (vgl. S. 70, 148). Von der Geheimsprache der Wabandwa in Ruanda teilt Czekanowski einige Proben mit (Nr. 48, S. 316—317).

Von den Ababandwa in Ruanda aber wissen wir folgendes: Der Sage nach hat der historische Oberpriester Niangombe vor seinem Tod den Wunsch geäußert, er wolle

ohne Unterschied der Rassen von den Batussi sowohl wie auch von den Bahutu und Batwa verehrt werden. Daher weihen sie sich ihm im Kubandwa ohne Unterschied. Diese Tradition scheint aber nur eine Erweiterung der Bruderschaft durch Ausdehnung auf die Batussi zu bedeuten, denn nach anderen Überlieferungen bestand die Bruderschaft der Ababandwa längst vor dem historischen Riangombe; sie ist höchstwahrscheinlich ein uraltes Element der Negerreligion, das sich in Ostafrika noch rein in Urundi, Uba, Ruanda, Karagwe, Ostkongoland (Bunjabungu) erhalten hat (Nr. 44, S. 291), entartet in Unjamwesi, Uffumbwa ist und sehr viele Parallelen in den Geheimbünden der Bantu und Sudanneger von Loango, Kamerun, Togo, Goldküste usw. hat. Nach v. d. Burgt gehört der Kubandwakultus in Urundi der Bantureligion der Bahutu an und ist von den Batussi übernommen. Der König aber darf an dem Kult nicht teilnehmen, während die Batwa dem Kult, besonders dem des Kiranga, sehr ergeben sind. Burgt nennt in seinem Dictionär die Ababandwa eine *société religieuse et secrète* (Nr. 19, S. 220, 463), aber nach einer neueren, brieflichen Mitteilung betrachtet er das Kubandwa nicht als eigentlichen „Geheimbund“, sondern als Vereinigung zu einer geheimnisvollen Kulthandlung, zu der nicht jedermann, z. B. Kinder, zugelassen ist. Hauptmann v. Langenn dagegen hält es für einen religiösen Geheimbund, in dem alte Zauberer die Hauptrolle spielen; die Aufnahme erfolge durch besondere Zeremonien. Auch Missionar Johansen nennt die analoge Einrichtung in Ruanda eine „Gemeinschaft der Eingeweihten oder Medien“, die mit der Geisterwelt in Verkehr stehen und nach dem Tod zu Riangombe kommen, in Gegensatz zu den Laien, den Infigo, die von dieser Gemeinschaft ausgeschlossen sind (Nr. 39, S. 96). Und ebenso nennt Pater van Thiel die Eingeweihten des Kubandwakultes in Ostussuwi eine „*société secrète*“, deren Meister der Zauberer sei (Nr. 24, S. 49).

An der Spitze der Ababandwa steht in Ruanda ein Oberpriester (kiranga), der vom König eingesetzt wird, aber auch abgesetzt werden kann. In Ruanda sind zu seinen Helfern vom König die mpara bestellt, eine Gruppe von Ababandwa, die das Vorrecht haben, im Kral des Königs selbst dem Riangombe zu opfern, und die bezeichnenderweise nur aus Bahutu bestehen; also wahrscheinlich ein Zugeständnis an die alte Bantuberkunft des Kubandwakultes. Diese Mpara sind zusammen mit den am Hof des Königs lebenden Batwa (s. S. 13) die Wächter und die „Behüter des königlichen Schlafes“, genießen also ein hohes Vertrauen (Nr. 44, S. 292).

Hauptgründe zum Kubandwa pflegen folgende zu sein: Befolgung der Aufforderung eines Zauberers; der Wunsch, von einer durch die bösen Geister verursachten Krankheit oder schlimmen Lage befreit zu werden; die Absicht, sich durch die Ordensgemeinschaft bevorzugte Stellung oder materielle Vorteile aller Art zu verschaffen; die Erfüllung eines den Ahnen gegebenen Versprechens oder Gelübdes; die Beibehaltung der Familientradition u. a. m. Also lauter Beweggründe, in denen das positive Nützlichkeitsprinzip stark überwiegt.

Die Folge aber des Kubandwa ist die, daß der Kubandwa nun nicht mehr zur gemeinen Menschheit gehört, sondern zu einer höheren Adoptivfamilie, die ihre Angehörigen schützt und fördert, also eine Art Freimaurerloge. Die Aufgenommenen verpflichten sich mit Schwüren, die Geheimnisse des Kubandwa nicht zu verraten oder zu verletzen. Tut das einer dennoch, so wird er von den Ababandwa zu allen Leiden verflucht, und Riangombe erfüllt den Fluch (Nr. 44, S. 294).

Die Zeremonien des Kubandwa, der Aufnahme in den Bund, sind außerordentlich umständlich; sie sind aber für die Batussi, Bahutu und Batwa die gleichen. Soviel ich erfahren konnte, stimmen sie in den Hauptpunkten mit dem in Ruanda bräuchlichen Verfahren überein. Dort verläuft der Vorgang folgendermaßen: Zuerst teilt der Aspirant (nsigo) einem der Zauberer (umufumu) die Absicht, in den Bund aufgenommen zu werden, mit. Dann brauchen die Abafumu wochen- und monatelang, um die Geister durch allerlei Zauber um ihre Zustimmung zu befragen: sie lauschen auf ihre inneren Stimmen, sie beobachten schwimmende Butter- und Holzstückchen, sie lesen in den Eingeweiden der Hühner, Hammel, Bachstelzen usw. (Nr. 44, S. 530). Und während all dieser Zeit muß der Kandidat dem Umufumu ein Geschenk nach dem anderen machen: Schafe, Ziegen, Bohnen, eiserne Hacken, ja sogar Rinder (von den Batussi); während gleichzeitig den Geistern in den kleinen Opferhütchen Bananen, Fleisch, Pombe und andere genießbare Dinge geopfert werden. Endlich sind die Geister mit der Aufnahme des Kandidaten einverstanden. Die Abafumu wählen ihm nun aus ihrem Kreis einen Pate, der den Kandidaten bei den Ababandwa einzuführen hat. Und nun beginnt im Kral des Kandidaten die eigentliche Aufnahme in den Orden durch die Bundesbrüder unter zahllosen Formeln, Handreichungen, Anrufungen des Riangombe, Gesicht- und Körperbemalungen, Essen, Trinken, Bekleidungen, Handhabung des heiligen Speeres, Wechselgesang, Schellen- und Kürbisraffeln, wovon jedes eine symbolische Bedeutung und Beziehung hat (Nr. 44, S. 539—558).

Gegen Ende dieser Zeremonie legt der Pate des Kandidaten die Insignien des Riangombe an (Leopardenfell, Kopfsuß mit Ruchschwanz und anderes) und verwandelt sich damit in Riangombe selbst, der nun in eigener Person die Aufnahme des Neulings durch eine Art Examen und Belehrung vollzieht. Es sind aber keine tiefsinnigen Geheimnisse, in die der Novize eingeweiht wird, keine „esoterische Weisheit“, wie in den antiken Mysterien, sondern nur rituelle Außerlichkeiten, und wenn der Novize schwören muß, daß er die Geheimnisse des Kubandwa wahren will, so erstreckt sich dies nur auf die äußeren Zeremonien, denn etwas anderes weiß er nicht, so wenig wie alle Ababandwa. Zum Schluß werden Riangombe und die ihm assistierenden Ababandwa vom Neuaufgenommenen wieder mit Geschenken beehrt, worauf Riangombe dem Novizen einen neuen Namen verleiht, den er künftig allein zu führen hat: in Ruanda z. B. „der Kleine, der den Stein zerschlägt“ oder „der, welcher Sahne verschlingt“, oder „der, welcher die Mutter bestiehlt“, oder „der, welcher die Hunde flöht“ (Nr. 44, S. 870). Damit ist der Neuling ein ordentlicher Bundesbruder geworden. Die Ababandwa ziehen hierauf, mit den Abzeichen ihrer Geister angetan, im Land umher, sammeln überall Lebensmittel und verprassen diese am Ende in einem gemeinsamen Mahl und Trinkgelage (Nr. 44, S. 110). Der neuaufgenommene umubandwa muß nun aber seine jüngst erworbene Kraft öffentlich erweisen. Er wird von einem in irgendeiner schwierigen Lebenslage befindlichen Munjaruanda gebeten, ihm bei der Anrufung Riangombes oder eines anderen Gottes oder Schutzgeistes (wie Kiranga, Masira, Vinego, Kagoro, Mugassa) beizustehen. Dies geschieht durch umständliche Beschwörung des Gottes um Erfüllung der Bitte und durch Schlachten einer sterilen Kuh, eines alten Stieres oder eines Hammels zu seinen Ehren, an deren Verspeisung die Ababandwa der ganzen Gegend teilnehmen

(Nr. 44, S. 123 ff.). Die Hörner der geschlachteten Rinder werden bei dieser Gelegenheit wie bei jedem anderen Rinderopfer neben den Hütten aufgehängt oder aufgestellt oder halb eingegraben, so daß nur die Spitzen herausstehen. Am Eingang von Musingas Empfangshütte in Njanfa fallen jedem Besucher solche halb vergrabenen Hörner auf.

Mit dieser Amtshandlung der Gebetshilfe, die erfolgreich sein muß, wenn nicht „höhere Kräfte“ dagegen sind, ist die lange Zeremonie des Kubandwa zu Ende.

Von den Zusammenkünften der Ababandwa in Urundi, von ihren Kulthandlungen, Gesängen, Tänzen wissen wir einiges durch den Pater Gaslbinger (Nr. 45, S. 309—314). In Urundi gelten aber die Zeremonien meist dem Gott Kiranga, der ja in Urundi eine viel größere Rolle spielt als der in Ruanda vorwiegend verehrte Kiangombe und oft mit Kiangombe identifiziert wird (s. S. 121). So ist auch in den von Gaslbinger beschriebenen Riten nicht Kiangombe, sondern Kiranga der Herr und Protektor des Geheimbundes der Ababandwa.

Wenn eine vermögende Murundifamilie im Lauf des Jahres Krankheit oder andere Drangsal durchgemacht hat, veranstaltet sie nach der Getreideernte, sobald die Speicher gefüllt sind und das Bierbrauen begonnen hat, ein Kubandwafest, zum Kult des Kiranga, wozu alle Ababandwa der Gegend geladen werden. Zuerst wird ein befreundeter Amubandwa, in dessen Hof die Zeremonie zuletzt stattgefunden hat, gebeten, bei dem Fest als Hierophant, als Stellvertreter Kirangas, zu fungieren. Dieser bereitet sich durch Isolierung und Fasten auf das Amt vor. Sobald er in seiner Hütte nachts zu brummen und zu gröhlen anfängt, ist es das Zeichen, daß er nun vom Kiranga besessen ist, und das Fest kann beginnen. Langsam finden sich die geladenen Ababandwa, Männer und Weiber, im Hof des Festgebers ein. Das Geisterhüttchen Kirangas wird mit jungen Fikuszweigen geschmückt, um das Hüttchen herum frisch geschnittenes Gras sauber ausgestreut und darauf vor dem Hüttchen ein Klotz oder niedriger Holzschemel hingestellt. Neben den Schemel setzt man einen der riesigen dreifüßigen Biertöpfe, die beim Kirangafest benutzt werden, und in die Hofmitte stellt man eine weite geflochtene Wanne mit zauberwirkenden Kräutern und Blättern. Unterdessen haben sich die Ababandwa mit weißgelbem Ton breite und schmale Streifen über das Gesicht geschmiert, die Weiber außerdem Haar und Arme mit Blättern und Binden verziert. Jeder bewaffnet sich mit langstieligen Raffelkürbissen oder Eisenschellen; alles schweigt.

Da kommt langsamen Schrittes aus der Hütte heraus Kiranga selbst, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit mit Ton beschmiert und die Augen geschlossen. Mit beiden Fäusten hält er eine lange Lanze, den heiligen Speer, umklammert und läßt sich von vier Assistenten (ivisjego) geleiten; einer von ihnen ist der Hausherr, der Festgeber. Feierlich läßt sich Kiranga auf dem Schemel nieder, während die Ivijego zu seinen Seiten hocken. Nun setzt sich eine Prozession der Ababandwa zu ihm in Bewegung. Sie nehmen aus der vorhin genannten Flechtwanne Grasbüschel, legen sie kniend vor Kiranga nieder und rufen ihm zu „Kiranga umwami wi Barundi!“ (Kiranga, du bist der König der Barundi). Auf ihre Plätze zurückgekehrt, beginnen sie ihre Raffelkürbisse in bestimmtem Rhythmus und in streng eingehaltenem Takt zu schütteln und dabei im gleichen strammen Takt den Boden zu stampfen. Ein Vorsänger stimmt nun die althergebrachte Kubandwahymne an:

Hai yeye wohima ye!  
 Ababandwa n'ivisjego!  
 Hiye yee, he he, eee hiye,  
 Ruheye ye, Riangombe ye usw.

deren Refrain „Hai yeye wohima ye“ alle mitsingen (ganz ähnlich bei Burgt, Nr. 19, S. 292).

Die Hymnen, die Anrufungen Kirangas, die Verwünschungen und die übrigen zur Zeremonie gehörenden Äußerungen werden auch hier nicht im gewöhnlichen Kirundi gesprochen, sondern „in einem verstümmelten Kauderwelsch, das Kiranga und seine Untertanen allein verstehen“. Statt insoga (Bier) sagt man inganda; amata (Milch) heißt hier anufuro (Schaum),

amukobwa (Mädchen) heißt amaschenge; statt kubita (schlagen) sagen sie kubomagura (mit Mörten bewerfen) usw. Diese besondere Kirundi-Terminologie ist ja auch den religiösen Geheimbünden der Nachbarvölker eigen und scheint hauptsächlich aus Elementen des sonst fast vergessenen Alt-Kirundi zu bestehen. (Vgl. S. 148.)

Sobald Tanz und Gesang der Männer in fanatischer Begeisterung geendet haben, treten einzelne Festgenossen vor den Kiranga, verbeugen sich, klatschen in die Hände (Begrüßungsform vor dem König, auch in Ruanda und in Kisiba) und tragen ihm allerlei Bitten vor; der eine wünscht sich die Genesung seiner Kinder, die andere einen Mann, der dritte eine Frau usw., und Kiranga verheißt ihnen Erfüllung, wenn sie ihm brav Bier und Vieh opfern.

Nun beginnt ein Tanz der Mädchen unter Leitung einer Vortänzerin. „Die Arme sind seitwärts ausgestreckt, die flachen Hände bewegen sich in den Gelenken weich und graziös. Lächelnd bewegen sich die Tanzenden in Reihen einander entgegen, der Kopf wiegt sich in verschiedenen Richtungen, immer lebhafter werden die Gestikulationen, der ganze Körper neigt sich vor-, seit- und rückwärts in unglaublichen Verdrehungen mit taumelndem Schritt. Der Tanz regt die Veranstalter und die Zuschauer auf. Mit hauchender Stimme improvisiert die Vortänzerin einen Lobgesang auf Kiranga; die anderen nehmen ebenso leise den Refrain auf. Düster und heimlich wirbeln die kleinen Trommeln und Rasseln der Männer mit, die inzwischen dem Bier kräftig zusprechen. Endlich sind die Mädchen müde, brechen jäh den Tanz ab und begeben sich unter wildem Beifallsgetöse auf ihre Plätze. Aber auch Kiranga ist ermüdet und ernennt einen Nachfolger, eine Frau, die mit lebhaftem Beifall begrüßt wird“ (Nr. 45, 1913).

Die Weiber pflegen sich auf diese Rolle besonders gut zu verstehen. Die Erwählte setzt sich eine Art Krone aus Muscheln auf den rot beschmierten Kopf; das Gesicht zuckt in nervöser Aufregung. Es ist ein schauerlicher Anblick. Nachdem sie sich ein paarmal mit ausgestreckten Armen im Kreis gedreht hat, läßt sie sich auf den Schemel Kirangas nieder und schreit sofort mit heiserer Stimme haßerfüllt: „Alle Nichtgekommenen sollen Hungers sterben.“ Hundertstimmiger Beifall der vom Bier und von der Erregung trunkenen Festgenossen. Das Weib schreit von neuem: „Alle Weißen und ihre Freunde sollen unter der Lanze sterben.“ Jubelnd wiederholt der ganze Kreis die Flüche. Weiter: „Alle Feinde sollen mit geschwellenen Bäuchen verrecken“ (also wie krankes Vieh), und so geht es in zahllosen wüsten Verwünschungen fort. Wenn sich der Sturm gelegt hat, taumeln wieder einzelne Bittsteller vor das thronende Weib, begrüßen den „König“ überschwenglich und erleben seine Hilfe bei der Bekämpfung der Hexen und Zauberer, die ihnen Übles zugefügt haben. Das Weib verspricht es und fordert mit Furiensstimme zum Bekenntnis an Kiranga auf.

Die Iwiffego springen auf, und unter ihrem Vortritt wird nun ein so toller Tanz mit Lärmen aller Instrumente, mit tausendfachem Fluchen und Schreien aufgeführt, daß am Ende alle in Schweiß gebadet sind.

Es folgt ein wüstes Zechgelage der Männer und Weiber, wobei dem auf dem Schemel sitzenden Kiranga immer wieder zugeschrien wird: „Bleib auf dem Herrscherthron immerdar, König von Urundi; Kiranga ist König.“ Und danach wird das rasende Reihentanzes und Lärmen fortgesetzt, bis das den Kiranga darstellende Weib selbst durstig geworden ist und einem männlichen Nachfolger Platz macht, der nun der Festgeber selber ist. Natürlich wird auch dieser mit ungeheurem Jubel auf den Thron gesetzt. Und so geht es mit Trinken und Tanzen, Anrufen des Kiranga und Verfluchen der Feinde die ganze Nacht fort bis zum frühen Morgen. Da bricht mit einem Male die ganze Gesellschaft auf, läuft im Gänsemarsch mit Schellengerassel zum nächsten Bach, wo sich alle waschen, und damit ist die Feier beendet, jeder geht heim. Von diesem Augenblick an darf keiner der Festteilnehmer den anderen mehr kennen, das ganze Kubandwa muß geheimgehalten werden. Der Festgeber aber, der zuletzt den Kiranga „gespielt“ hat, gehört von nun an zu den bevorzugtesten Gottbegnadeten.

Da zu diesen Kultfesten wie zu allen anderen Festen der Barundi vor allen Dingen viel Bier gehört und dieses nur nach der Erntezeit, also von Juli bis Ende Oktober, vorhanden ist, spielen sich die Feste fast nur in diesen Monaten ab. Allnächtlich, besonders aber bei Mondenschein, ertönt dann in allen Bananenhainen der Lärm der Zechenden und Tanzenden, und wenn es auch gewöhnlich nur Trinkgelage ohne weitere Bedeutung sind, die in die Nacht hinaus schallen, sind doch auch oft Kultversammlungen der Ababandwa darunter, an denen lediglich die Bundesbrüder teilnehmen dürfen. Die Bruderschaft der Ababandwa, die zu einem religiösen Zweck Männer und Frauen, Batufsi, Bahutu und Batwa aufnimmt, wenn sie ihr geeignet erscheinen (d. h. wenn sie die hohen Aufnahmekosten zahlen können und Einfluß haben), ist auch von großer sozialer Bedeutung in diesen Ländern, wo durch die dreifache Rassenscheidung in Batufsi, Bahutu und Batwa, durch die Gegensätze der Erobererkaste zu den Unterworfenen, durch die scharf gegliederte Clanorganisation tiefe Spaltung in der Gesellschaft besteht. Der Orden der zum Riangombe- oder Kirangakultus vereinten Ababandwa bildet diesen Gegensätzen gegenüber einen sozialen Ausgleich, indem er seine Mitglieder schützt und fördert, einerlei welcher Rasse, welcher Kaste und welchem Clan sie angehören.

Eine andere Gruppe der zu den Geistern in näherer Beziehung stehenden und von ihnen mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Menschen sind die Zauberer, Medizinmänner, Magier, die unter dem Namen abafumu (Sing. umufumu) zusammenzufassen sind. Dieses Wort ist ein Bantuwort, das auch in Unjamwesi üblich ist, und bedeutet jemand, der magische Heilmittel und Amulette anwendet (Nr. 19, S. 461). Die Abafumu sind die Ärzte, welche gegen Unglück und Krankheiten, die ja alle durch den übernatürlichen Einfluß böser Geister verursacht sind, mit übernatürlichen Kräften und Mitteln angehen (s. Medizin, S. 140).

Der Umufumu ist zweifellos die mächtigste Person in seiner Gemeinde, sehr oft mächtiger als der Beamte des Königs, der Mutwale. „Er ist zugleich Arzt und Apotheker, Beschwörer, Berater und Priester, gern gesehener Familienfreund und universeller Nothelfer. Ihm ist es gegönnt, in die Karten zu schauen, die Imana und

<sup>5</sup> ans Meyer, Die Barundi.

Kiranga mit seinen Gefellen über die armen gewöhnlichen Sterblichen schlägt; seine Augen sind schärfer und durchdringen besser den Schleier der Übernatur, ihm offenbart der unsichtbare Gott seine Wünsche, er ist dessen Liebling und Vermittler.“ „Der moderne Europäer sieht in allem nur Natur und will sie nur mit Natürlichem bezwingen; der Murundi hält alles, was nicht gerade Wasser und Gras heißt, für Wirkungen von Übernatürlichem, das er auch entsprechend behandeln muß“ (Nr. 45, 1913, S. 46). Der gewöhnliche Fall ist der, daß sich das Amufumuhandwerk vom Vater auf den Sohn vererbt. Aber auch besondere Ereignisse oder Erlebnisse können einen Murundi, der bisher noch keine Anlage zum Amufumu in sich gespürt hat, veranlassen, plötzlich das Zauberhandwerk zu betreiben (kuragusa), z. B. unverhoffte Errettung aus Todesgefahr. Dann heißt es: „Du bist ein Auserwählter Kirangas und mußt uns helfen, mußt vermitteln. Suche dir die nötigen Gegenstände, wir werden kommen.“ Ist nun jemand auf diese Weise ohne sein Zutun in den Stand der Abafumu erhoben worden und übt lange Jahre eine von zahlreichen Leidenden gesuchte Praxis aus, so bewirkt der Erfolg begreiflicherweise oft eine Art Autosuggestion und Selbstbetrug. Um so mehr wird der Amufumu allmählich an seine eigene magische Kraft glauben, als er ja auch an den Zauber Kirangas glaubt und als ja auch sehr oft wirkliche, wirksame Arzneien in seinen Heilkuren zur Anwendung kommen. Dem frommen Glauben mischt sich aber in den meisten Fällen ein gut Teil bewußter Schwindel bei.

Vorzüglich schildert Pater Gahldinger die Vielseitigkeit der Abafumu in der Erfindung und Verfertigung ihrer Amulette und ihre in jede Lebenslage des Murundi eingreifende magische Tätigkeit: „Raum ist der winzige Weltbürger glücklich auf die Erde gesetzt, da läuft der Bruder oder Onkel oder Nefte zum Amufumu, er möchte mit seinem isato, seinem Zauberstock, kommen. Der läßt sich's nicht zweimal sagen, steckt eine gehörige Portion der wunderbarsten Hölzchen und Beinchen in den Sack und ist flugs an der Seite des neuen Erdenpilgers. Die Familie ist reich, da heißt's weit ausholen und große Anstrengung für großen Lohn sich kosten lassen. Zuerst verweilt er lang bei allerlei Schabernack. Ist er damit fertig, so holt er mit andächtigen Zügen die eigentlichen iviheko heraus: ein fingerlanges Holzstückchen, rund geschnitzt, mit Butter und roter Erde beschmiert, in der Mitte durchlocht; dann ein paar Fruchtkörner eines heiligen Baumes, die mit gedrehten Strohhalmen geschickt umwickelt sind; ein kleines Antilopenhörnchen, mit Ockererde gefüllt, worin kleine Holzstäbchen und Katzenhaare stecken; zwei Leopardenfrallen; ein Stück Schlangenhaut, mit Ruß beschmiert; ein kleines Büchsen aus getrockneter Kürbisschale, darin ein Stück Nabelschnur und Haare des Neugeborenen selbst, gemischt mit Bohnenmehl und Asche von Wildschweinknochen usw. Diese 20 bis 30 kleinen Amulette werden dem Kinde um den Hals gehängt. Am die Lenden gürtet der

Amufumu ein weiteres Band, woran ebenfalls ein gutes Duzend solchen Plunders baumelt: ein Amulett gegen Eingeweidewürmer, ein anderes gegen den Blis, wieder eines, um schnell zu wachsen, ein weiteres gegen Durchfall, das folgende gegen Schlangengiß, wieder eines gegen Hautausschlag, ein letztes, um dick und stark zu werden. Unter Anhauchen und konvulsivischen Armverdrehtungen und unter heftigem Schellengeschüttel segnet und heiligt der Amufumu die einzelnen iviheko; denn die Barundi glauben nicht an die Kraft dieser Hölzer und Haare und Hörnchen selber, sondern an die Weihe und Salbung des Amufumu, die er in die Dinge hineingeheiligt hat. Diese Kraftwirkung ist um so größer, je mächtiger der Amufumu selber ist und je seltener das Substratum, der Träger der Heiligung, ist. Kein anderer Negerstamm hält so viel auf die iviheko oder trägt sie in solcher Zahl wie die Barundi.

„Ist das Kind einigermaßen gewachsen und gediehen und fängt an, sich einen primitiven Bogen und dementsprechende Holzpfeile zu schnitzen und sich im Schießen auf Vögel zu üben, so suchen ihm seine Eltern noch kräftigere iviheko, besonders ein Gazellenhörnchen mit magischem Pulver gefüllt, darin einige Eisenspitzen; das gibt Kraft für die Jagd, sichert die Pfeilrichtung und lenkt feindliche Geschosse ab. Will der Wildling sich dann ein Ehegespons suchen, so hilft ihm dabei wieder eine andere Serie von iviheko. Nach der Hochzeit sichert er sich die Treue seines

Weibes und die baldige Ankunft prächtiger Sprossen durch weitere Amulette. In Krankheit und bösen Stunden sucht er Trost im Schlummer auf ganz besonders starken iviheko, vornehmlich, wenn es zum Sterben geht. Eigene Amulette trägt der Murundi auf der Reise, besondere hat er in die Grenzecken des Feldes gesteckt, wieder andere hängen über seinem Bette, weitere sind am Hüteneingang verborgen und besonders kräftige in die Erde neben dem Herd eingegraben. Kranke Kühe sollen durch iviheko genesen, persönliche Feinde durch sie ihren schlimmen Einfluß vernichtet sehen; bei Krieg und Kampf schläft der Murundi nachts vorher auf seinem vielgeliebten iviheko, und mit seinem iviheko legt man ihn noch ins Grab.

„Ist der Körper des Murundi geheilt, dann gilt es noch, das Besitztum zu sichern. An die Lanze wird ein weiteres Amulett befestigt oder aber in der gleichen Hand mit der Lanze noch ein besonderer, vom Umufumu gekaufter

Stecken getragen oder in das Eisen ein Zauberzeichen eingeritzt. An die Bogensehne kommt ebenfalls oben ein weiteres Amulett. In der Hütte selbst wird am Eingang in die Erde ein Haufen Amulette vergraben, über den Eingang wird ebenfalls eines gesteckt, vor allem aber sind die kräftigsten und sichersten nahe an den drei Herdsteinen angebracht. Weitere Amulette finden wir auf dem Feld, gegen Hagel und Ungewitter, gegen Heuschrecken und andere Plagen; sehr häufig endlich finden sie sich auch auf den Wegen, besonders auf denen, die in die Bananenhaine oder zur Hütte direkt führen. Gibt man nicht acht, so kann man leicht über die am Boden steckenden, 5 cm weit hervorschauenden, ockerrot gefärbten Hölzer stolpern; das ist eben auch der Zweck, nämlich der Uebelwollende soll auf dem Weg fallen und sich dadurch als Amurosi (bössartige Hexen weiblichen oder männlichen Geschlechts) verraten.“ (Nr. 45.)

Die magische Kraft des Umufumu vererbt sich in den Familien nicht nur durch die Blutsverwandtschaft, sondern auch durch Übertragung der den Umufumu kennzeichnenden Insignien, die hauptsächlich in einem Leopardenfell, einem Kopfschmuck aus Kuhschwanz (Tafel 54) und Ziegenhaaren, einem Raffelkürbis, einem Stab mit Zaubermitteln, einer bestimmten Art Gesicht- und Körperbemalung mit hellfarbigem Lehm und Fett und dergleichen mehr bestehen (Nr. 19, S. 461).

Eines besonderen Rufes erfreuen sich die Ufafumu der Vativa; sie werden von den Barundi wegen ihrer starken magischen Kräfte gefürchtet, aber auch zu Heiluren gern herangezogen. Das Haupt aller Medizinnanner residiert jedoch in Uha (Nr. 19, S. 462). Er wohnt in der nördlichen Landschaft Ujungu und hieß früher Kawango, wie einer der Geister des Zwischenseengebietes; wahrscheinlich ist er das Medium dieses Gottes gewesen. Dieser Oberzauberer war eine Art delphisches Orakel für das ganze Zwischenseengebiet und genoß eines so hohen Rufes, daß die Könige von Urundi und Ruanda oft Gesandtschaften zu ihm schickten, um seinen Rat zu erfahren. Auch von den Herrschern Ufindjas wird dies öfters berichtet (Nr. 35, S. 498, 506). Von den Zauberern Urundis, Kisibas, Uffumbwas und anderer angrenzender Länder wissen wir, daß sie zeitweilig nach Uha gehen, um von den dortigen berühmten Ufafumu die höhere Magie zu erlernen. Andererseits finden wir Baha-Medizinnanner als „Hofzauberer“ bei verschiedenen Fürsten des Zwischenseengebietes; auch des Urundikönigs Mutaga einflußreicher Hofzauberer ist ein Muhutu aus Uha, er heißt Riburua (Ndandi) und ist vom König reich belehnt (Mitteil. v. Langem). Alle diese Bahazauberer scheinen Bahutu, Bantu zu sein, was wiederum mit dem gerade dem Bantucharakter eigenen Gang zum Mystischen und mit dem gegenüber der Bahimaeinwanderung viel höheren Alter der Bantubevölkerung zusammenhängt. Eine Zaubererschule, wo man von einem „Rat der Weisen“ die geheimen Lehren und ihre Praktiken lernen könnte, gibt es in Urundi und Ruanda nicht, sondern die Kraft und Weisheit vererbt sich, wie erwähnt, in der Familie, und wer sie geerbt hat und noch vermehren will, muß anderen Magiern ihre Künste abzugucken suchen.

Die Tätigkeit des Amufumu ist, wie aus den oben von Gasldinger angeführten Beispielen ersichtlich ist, außerordentlich vielseitig, sie erstreckt sich auf alle denkbaren Nöte des Leibes von Mensch und Vieh und wendet zu ihrer Linderung und Heilung zahllose natürliche und übernatürliche Mittel an. Die natürlichen Mittel wirken aber nach Auffassung der Barundi nicht durch ihre natürlichen Eigenschaften — denn was versteht er von physikalischen und chemischen Eigenschaften, von Physiologie des Körpers, von Kausalität usw. —, sondern übernatürlich durch die magischen Kräfte, die ihnen der Amufumu einflößt. Entsteht doch auch die Krankheit gewöhnlich durch den übernatürlichen Einfluß der bösen Geister (abarosi), wenn nicht durch direkte Vergiftung. Zwar gibt es eine Menge einfacher Mittel, die der Murundi im Hausgebrauch nach Großvätertradition anwendet, ehe der „Fall“ so besorglich wird, daß der Amufumu herangezogen wird, aber diese Mittel sind eine Sache für sich (S. 140); hier sei von dem Zauber, den magischen Mitteln und ihrer Anwendung die Rede.

Welcher Art die Mittel auch seien, zunächst versucht der Murundi ihre Wirkung durch äußerliche Anwendung. Auch solche, die nur innerlich wirken können, werden zuerst äußerlich auf den leidenden Körperteil aufgebunden oder aufgestrichen, weil man auch von ihnen eine magische Wirkung wie von einem Amulett erwartet. Selbst europäische, zum Einnehmen bestimmte Medicinen, wie Pillen, Pulver, Tabletten, wickelt der Murundi zunächst in ein Blatt ein und bindet sie sich auf das franke Organ; erst wenn er davon keine Wirkung verspürt, entschließt er sich zum Verschlucken oder Trinken.

Unzählig sind die eigentlichen Amulette (iviheko), die in den verschiedensten Gestalten und in verschiedenstem Material, aber immer in kleiner kompendiöser Form am Körper getragen werden (Taf. 55). Wir haben ihrer schon eine ganze Reihe oben kennengelernt (S. 130). Gewöhnlich hängen sie an Fäden um den Hals, oft aber sind sie auch auf den Kopf, auf den Bauch, auf die Genitalien usw. gebunden. Zuweilen sind sie einzeln an Fäden befestigt, zuweilen in Duzenden verschiedener Art halskettenartig auf ein einziges Band gereiht. Auf das Material, das zum Amulett verwendet ist, kommt es nicht so sehr an als auf den Zauber, mit dem der Amufumu dem Gegenstand übernatürliche Kräfte beilegt; aber zumeist ist das Amulett ein Stückchen Holz von 3—6 cm Länge, schon weil es sich am leichtesten herstellen und tragen läßt. Ferner sieht man Klauen von Leoparden, Katzen, Ziegen, Schafen; Knöchlein von Vögeln, Stückchen von Schlangenhaut oder Wildfell, getrocknete Früchte, Muscheln, Steinchen von auffallender Gestalt, am häufigsten aber Pulver von verschiedenen Erden, Asche von verbrannten Knochen oder von Tierhörnern, Mehl von Getreidearten (Nr. 19, S. 29). Diese pulverigen Zaubermittel werden gewöhnlich in ein kleines Rinds-, Ziegen- oder Antilopenhorn gefüllt, das mit Wachs verschlossen wird. Auch ausgehöhlte Fruchtschalen werden dazu benutzt und sind dann oft mit Draht oder Perlenreihen kunstvoll umwickelt. Je nach der vom Amufumu dem Amulett beigelegten Zauberkraft gibt es Schutzamulette gegen bestimmte Anfälle, gegen bestimmte Krankheiten, gegen Bosheiten übler Geister, gegen Hexerei zauberkräftiger Menschen, oder Glücksamulette zur Herbeiführung guter Ernten, gesunden Viehstandes, glücklicher Reisen, kräftigen Familienzuwachs usw. Reiche Leute, die sich den Luxus vieler, kostspieliger Amulette leisten können, tragen sie in so großer Menge um den Hals, daß die ganze Brust davon bedeckt ist wie die von einer Ordenskaskade überschüttete Brust eines europäischen Diplomaten. Die meisten haben natürlich die großen Hauptlinge und Batuffibatvale, die ja gewöhnlich selbst gefürchtete Mediziner sind.

Ein Beispiel gibt folgende Schilderung: „Der alte Häuptling Rumonge schreitet, sich auf einen riesigen Stab stützend und mit einer mächtigen Lanze bewaffnet, unter seinen Leuten umher wie ein schlichter Bürger. Nichts unterscheidet ihn von den andern als die Anzahl von Amuletten, die seinen Hals, Brust,

Rücken, seine Hüften, Arme und Beine schmücken. Er ist bekannt als ein überaus mächtiger Zauberer und deshalb noch mehr von den Seinen gefürchtet. Der reichliche Gebrauch, den er von seinem wuchtigen Knüttel macht oder machen läßt, verleiht seinen Worten besondere Kraft“ (Kreuz und Schwert 1900, S. 70).

Die meisten Amulette der Barundi werden von den Batwa verfertigt, aber auch die anderen Abafumu sind sehr produktiv in der Amulettfabrikation, und natürlich ist diese eine ihrer einträglichsten Einnahmequellen.

Eine weitere wichtige Aufgabe der Abafumu ist es, die der Hexerei kundigen Menschen, die ihren Mitmenschen auf die verschiedenste Weise Übel und Unheil anhängen, ausfindig und unschädlich zu machen. Diesen abarosi (Sing. umurosi) genannten Hexen und Schwarzkünstlern wird zunächst die Schuld zugeschoben, wenn ein Mensch erkrankt oder stirbt, wenn Anwetter die Felder verwüsten, wenn Vieh verunglückt oder von Seuchen befallen wird, wenn Weiber unfruchtbar bleiben, Kinder misraten, Diebstähle vorkommen usw. Oft wirken die Abarosi durch Gift, das in Urundi wie in Ruanda gern angewandt wird (Nr. 48, S. 319), meist aber durch Zauberkräfte. Die magische Gewalt über andere Menschen oder über deren Vieh und anderen Besitz gewinnen diese Abarosi dadurch, daß sie sich ein Stückchen vom Körper des andern, also etwas vom Haar, vom Fingernagel, Sputum, Samen, Urin aneignen oder vom Mist der Rinder, vom Stroh der Hütte, vom Erdboden der Felder, denn mit alledem bekommt er ja auch ein Stück „Seele“ des andern in seine Gewalt. Daher auch die große Scheu, mit welcher der Murundi, wie jeder andere ostafrikanische Neger, ein Bild von sich aufnehmen oder Körpermessungen an sich vornehmen läßt oder dem Fremden seinen und seiner Angehörigen Namen nennt. Helfen gegen die schwarzen Künste der Abarosi die Medizinen und die abwehrenden schützenden Amulette nichts, so rückt der Amufumu dem Missetäter, dem Amurosi, selbst auf den Leib. Durch Inspiration und durch Befragung seiner Zauberrasseln und anderer Apparate lenkt sich sein Verdacht auf gewisse Personen; meist sind es alte Weiber! Sie werden angeklagt, vom Mutwale festgenommen und vom Amufumu, wenn kein anderes Beweismittel da ist, einer Art Gottesurteil mit Feuer, Gift oder kochendem Wasser unterworfen, das meist zuungunsten des oder der Angeschuldigten ausfällt (Nr. 19, S. 405). In leichten Fällen werden die Schuldigen an Gut und Körper gestraft, in schweren einfach totgeschlagen und in den Busch geworfen (s. oben S. 97).

Auch auf andere Dinge richtet sich die Divinationsgabe des Amufumu, wenn es von einem Interessenten gewünscht und honoriert wird. Er ruft durch besondere Zeremonien Regen für die Felder herbei oder verscheucht den Regen, wenn es der Masse zu viel ist (Nr. 19, S. 443). Für das im Ackerbau so wichtige Regenmachen gibt es besondere kundige Spezialisten, die abavurati, die aber sehr in Abnahme begriffen sind, weil sie für jeden Mißerfolg schwer von den Batwale bestraft werden (Nr. 45, 1913, S. 50).

Der Amufumu sucht ferner die Zukunft vorauszusagen und unbekanntes Vorgänge kundbar zu machen, also wahrzusagen. Das geschieht unter großem Aufwand von gutgläubigem Hokusfokus, indem aus verschiedenen Kalebassen viele kleine Gegenstände ausgeschüttet werden und aus ihrer zufälligen Anordnung der Gang und die Lage der Dinge gedeutet werden. Die Barundi meinen, daß die Abafumu meistens richtig wahr sagen, was ja, wenn der Zauberer ein kluger Mann ist, nicht allzu schwer sein wird.

Keinesfalls darf man den Amufumu, den Medizinmann, mit dem Amurosi, dem herenden Unhold, verwechseln. Den Unterschied zwischen beiden kann man folgendermaßen charakterisieren: Die Abafumu sind im Barundiglauben die guten helfenden Medizinmänner, die aus dem Bannfluch des bösen Zauberers, des Amurosi, befreien; sie sind die amts- und berufsmäßigen Entzauberer, die Abarosi dagegen die gelegentlich verherenden bösen Verzauberer. Denselben Namen mufumu bzw. murosi oder mulosi haben die guten bzw. die bösen Zauberer in Ruanda wie im äußersten südlichen Bahimastaat Ufipa (Nr. 47, S. 179, 183—186; Nr. 48, S. 319). In Wirklichkeit ist der Amufumu, der gewöhnlich ein heller Kopf und ein geschickter Kerl ist, eine Mischung von Gutgläubigkeit und betrügerischem Schwindel; der verfolgte Amurosi meist ein unschuldiges Menschenkind, das entweder durch persönliche Sonderlingseigenschaften den Verdacht der Mitmenschen auf sich gezogen hat oder, was noch häufiger der Fall ist, durch reichen Besitz oder Glück den Neid der anderen erregt. Die größten und berühmtesten Abafumu aber sind fast durchweg abgefemte Verbrecher, die vor keiner Schandtats zurückscheuen und namentlich deshalb so unheilvoll wirken können und so große Macht haben, weil sie stets mit den Häuptlingen im Bunde sind und durch ihre Tätigkeit als Ärzte und Berater in allen Familien genau Bescheid wissen. Das ganze Volk seufzt unter dem Terrorismus der mit den Häuptlingen verbündeten großen Medizinmänner, und niemand wagt, die Schandtaten an den Missetätern selbst zu rächen, denn wenn ein solcher erschlagen oder infolge einer Anzeige beim deutschen Residenten hingerichtet würde, wäre die ganze Sippe des Häuptlings oder des Amufumu zur Blutrache verpflichtet und würde sie sehr gründlich an der Sippe des „Verräters“ vollziehen (Nr. 45, 1913, S. 83—84).

Weder der Amufumu noch der Amubandwa werden von den Barundi zu den eigentlichen Kulthandlungen des Volkes, zu den „Gottesdiensten“ herangezogen, sondern dies ist Sache des Priesters, des Kiranga. Obwohl ihr ganzes Leben nur eine Reihe von Erfüllungen religiöser, in alle Vorkommnisse des Daseins eingreifender Vorschriften ist, legen die Barundi doch zwei Kulthandlungen eine besonders hohe Bedeutung bei; sie müssen deshalb vom Kiranga geleitet werden. Die eine ist die Zeremonie des „heiligen Speers“, die andere ist die Errichtung der Ahnen- und Götterhütchen ivigabiro, akararo, ivitabo (Nr. 19, S. 498/99).

Die Zeremonie des heiligen Speers wird bei allen wichtigen Geschehnissen im Leben des Murundi ausgeführt, wo die Abwehr der bösen Geister besonders erwünscht erscheint. Der Familienvater veranstaltet die Zeremonie und honoriert den zelebrierenden Kiranga; die Verwandten, Freunde und Nachbarn assistieren. Der Ritus hat statt z. B. bei der Geburt eines Kindes, namentlich von Zwillingen, bei schweren Krankheitsfällen, bei Hochzeiten, bei freudigen Festen, bei Begräbnissen u. a. m. (Nr. 19, S. 516). Es ist also eine Zeremonie, die von jedem Murundi veranstaltet werden kann, der die Kosten zu tragen vermag, und nicht die oben S. 124 beschriebene Kultversammlung der Ababandwa, die ebenfalls unter Leitung des Kiranga stattfindet und ganz ähnliche Formen hat, aber lediglich von dem Geheimbund der Ababandwa ausgeführt wird.

Ist schon die gewöhnliche Lanze des Murundi in gewissem Sinn heilig gehalten, da sie das Symbol der väterlichen Gewalt und der Autorität der Ahnen ist, so ist der vom Priester in Verwahrung gehaltene „heilige Speer“ ein Gegenstand hoher Verehrung, denn in ihm, und zwar in seiner Spitze, wohnt wirklich der Geist Kiranga

oder Indagarra oder Riangombe, je nachdem der Speer dem einen oder dem anderen geweiht ist; zumeist ist es Kiranga. Der Speer ist wie jeder andere gestaltet, aber sein Blatt ist zur Hälfte ungeschliffen, schwarz. Wünscht nun jemand, daß die „Zeremonie des heiligen Speeres“ zu seinen Gunsten gefeiert werde, so ladet er seine Freunde und den Priester (kiranga) des Bezirkes nebst seinem Speer ein. Der Kiranga kommt mit zwei oder drei Assistenten (ivisjego) männlichen oder weiblichen Geschlechts, und die ganze Festgesellschaft nimmt in der Hütte Platz. Der Priester sitzt in der Mitte, in der Hand den heiligen Speer, auf dem Kopf eine Kappe aus Leopardenfell, dessen Schwanz ihm auf den Rücken herabreicht. Die Assistenten halten in der Hand je eine Astgabel, an deren Enden kleine, teilweise mit Getreidekörnern oder Steinchen gefüllte Kalebassen festgebunden sind. Diese Rasselstäbe werden in einem bestimmten Rhythmus geschüttelt, und zu ihrem Geräusch singt die ganze Versammlung andante und in Moll eine althergebrachte Hymne, die in großenteils unverständlichen Ausdrücken der alten Kirundisprache (s. S. 148) zur Verherrlichung der Geister Kiranga, Rugondo, Riangombe u. a. auffordert (Nr. 19, S. 517 und 292). Während des Gesanges rafft jeder etwas Stroh vom Boden auf, legt es opfernd vor dem heiligen Speer nieder und klatscht huldigend in die Hände, wobei er an den in der Speerspitze wohnenden Geist Kiranga eine Reihe Bitten richtet, die den Wünschen des Festveranstalters entsprechen. Hierauf zieht die ganze Gesellschaft singend aus dem Haus zum benachbarten Geisterhüttchen (ikitabo) und legt es mit frischem Stroh oder Gras aus. Wieder ins Haus zurückgekehrt, wird die Versammlung vom Priester mit Wasser bespritzt (Reinigungssymbol?) und trinkt am Ende gemeinsam eine große Krüge „Opferbier“ aus. Damit ist die Zeremonie beendet, der Priester bekommt sein Honorar (Perlen, Getreide, Rindenstoff u. a.), und jedermann geht wieder heim. Ganz ähnlich wie in Urundi wird die Zeremonie des heiligen Speeres auch in Ruanda und Uha gefeiert (Nr. 19, S. 518).

Die andere bedeutungsvolle Kulthandlung, zu welcher der Priester regelmäßig zugezogen wird, ist die Errichtung und Einweihung der kleinen Geister- und Opferhüttchen (Taf. 18a). Solcher Hüttchen gibt es zwei verschiedene Arten: die einen sind die öffentlichen, den Göttern Imana, Kiranga, Riangombe gewidmeten (ikitabo, akararo), die anderen sind die privaten, den Familienahnen gewidmeten (ikigabiro).

Die öffentlichen, der gemeinsamen Götterverehrung dienenden Kultstätten werden da errichtet, wo ein Blitz in den Boden gefahren ist, sei es, daß er einen Menschen oder ein Stück Vieh verwundet oder getötet hat, sei es, daß er ohne weiteres die Erde getroffen hat, denn der Blitz ist eine Sendung des Gottes Imana selbst (Nr. 19, S. 253). An dieser Stelle wird eine 2—3 m breite runde Fläche ausgeebnet, mit Stroh belegt und rings mit Maniok oder Fikuszweigen umpflanzt. In der Mitte aber wird vom Kiranga unter Ausföhrung der Zeremonie des heiligen Speeres ein Bananenstamm oder ein junger Fikusbaum gepflanzt, der als zeitweiliger Wohnsitz des Gottes Imana-Kiranga-Riangombe angesehen wird. Jeder Vorübergehende legt vor dem Bäumchen etwas ausgerautes trockenes Gras zur Begrüßung des Gottes nieder (s. Grasgruß S. 95), und die Kranken werden auf dem Fleck niedergelassen, um sich hier von Gott Genesung zu erbitten (Nr. 19, S. 564). Auch zum Erbitten von Regen für die Felder und Herden sollen diese Huldigungen gut sein. Gewöhnlich werden auf oder neben dem Opferplatz noch kleine Grashüttchen errichtet, in denen dem Gott Speise und Trank geopfert werden, oft aber fehlen solche Hüttchen.

Die zweite Art Kult- und Opferstätten, an deren Einweihung der Kiranga teilnehmen muß, sind die den Geistern der Verstorbenen (imisimu oder abasimu) gewidmeten privaten Opferhüttchen (ivigabiro). Häufig wird aber auch dem Gott Kiranga in einem dieser Privathüttchen geopfert; es heißt dann akararo ka rugabo, d. h. das kleine Nachtquartier des großen Herrn (Nr. 46, S. 18). Sie werden innerhalb des Krals neben den Wohnhütten errichtet und haben meist die Gestalt der Wohnhütten, sind aber nur  $\frac{1}{2}$ —1 m hoch (Taf. 18a). Stets sind sie nachlässig gebaut, ja oft müssen einige Zweige oder ein paar Büschel Stroh oder Schilf genügen, die in den Boden gesteckt und bogenförmig zusammengebunden sind. Darunter wird etwas Stroh ausgebreitet und auf dieses einiges Werkzeug zum Opfern gestellt; z. B. ein Stück Imangaholz, das zu Amuletten dient, ein schalenförmiges Stück Flaschenfürbis zur Aufnahme von Speise, ein alter Topf zur Aufnahme von Bier, eine alte Tabakspfeife u. a. In manchen Teilen Urundis, z. B. in Ufige, haben die Hüttchen zwei Türöffnungen, der darin stehende Topf zwei Ausgüsse, die rituelle Tabakspfeife zwei Köpfe, wahrscheinlich weil sie dem Geist des Ahnen und seiner Frau dienen sollen (s. Textbild 11). Van der Burgt deutet diesen Brauch als eine Beziehung auf die vermutliche Zweigeschlechtigkeit der Manen (Nr. 19, S. 564), wofür ich aber keine Belege habe.

Selten begnügt sich der Murundi mit nur einem Ivigabiro, gewöhnlich sind es deren drei oder vier für die Geister der ihm am nächsten stehenden drei oder vier verstorbenen Familienmitglieder. Ja, einmal habe ich solcher Opferhüttchen nicht weniger als acht in einem Kral gezählt.

Die Einweihung der Hüttchen erfolgt durch den Kiranga unter der Zeremonie des heiligen Speeres. Während der Zeremonie essen die Familienmitglieder neben der kleinen „Botivkapelle“ mehrere Speisen zu Ehren des Ahnen, dem das Hüttchen geweiht ist und segnen von jeder Speise und vom Bier ein wenig in dem Ivigabiro nieder. Diese Darbringung wiederholt sich später jedesmal, wenn aus irgendeinem Grund die Speerzeremonie in der betreffenden Familie gefeiert wird. Es bleibt aber nicht bei Hirsebrei und Pombebier, sondern in „guten“ Familien besteht das Opfer auch aus Fleisch von Hühnern, Ziegen, Hammeln und sogar Rindern.

Nach der Überzeugung der Barundi bezieht der Ahnengeist die ihm errichtete Hütte entweder zu ständigem Aufenthalt oder doch als gelegentliches Absteigequartier und läßt sich dann zuweilen auch als Gespenst in der Nähe sehen. Die dargebrachten Speisen glaubt der Murundi von dem Geist aufgeessen, wenn sie in Wirklichkeit von den Hunden oder Ratten oder Vögeln gefressen worden sind; bleiben sie aber unberührt, so tröstet sich der Murundi mit dem Gedanken, daß der immaterielle Geist nur die immateriellen Teile der Speisen, des Bieres, des Tabaks genossen habe.

Außer den beiden vorgenannten Kultstätten gibt es nach v. d. Burgt noch eine dritte Art, die aber sehr selten zu sein scheint. Das sind 2—3 m große geschlossene Hütten in der Nähe der bei alten Königskralen gelegenen heiligen Haine. Die von v. d. Burgt gesehene war den Manen des Königs Ntare geweiht (Nr. 19, S. 565) und beherbergte angeblich eine große Pythonschlange als Behältnis des Geistes des verstorbenen Königs, die von eigenen Wächtern behütet und gefüttert wurde. Von solchen offiziellen Heiligtümern habe ich auch in Ruanda und Kisiba sprechen hören, wo sie ebenfalls von einer großen Schlange bewohnt seien, die als Träger der Seele des Königs gelte und von dem Priester regelmäßig mit Milch gefüttert werde. (Vgl.

auch Nr. 31, S. 107, 130.) Gewöhnlich aber entbehren die heiligen Haine solcher geweihten Hütten.

Der heilige Hain (imana, iteka, intatemwa) ist schon an sich für den Murundi ein Gegenstand tiefster Verehrung (Nr. 19, S. 77). In dem größtenteils waldlosen Urundi und noch mehr in dem sehr baumarmen Ruanda sind die kleinen Gruppen von hohen Fikusbäumen, die weit verstreut auf Hügelrücken aufragen, ein sehr charakteristischer Zug im Landschaftsbild (Taf. 29a). Sie bezeichnen überall die Stelle, wo einst die Residenz, der Kral (lugo, urugo) eines Königs oder eines Häuptlings gestanden hat und wo vielleicht sogar der einstige Herr selbst begraben liegt. Nach dem Tode des Besitzers wird sein Gehöft verlassen, die Hütten zerfallen, und nur die Fikusbäume, die den Zaun des Krals gebildet hatten, wachsen ungehindert weiter und dürfen fortan von niemand berührt oder gar abgehauen werden; sie sind, wie die ganze einstige Wohnstätte, dem Volk unheimlich, heilig (= imana = tabu). Es ist nicht Pietät gegen den Verstorbenen, die diese Bäume seiner einstigen Behausung schüst, denn solche schöne Herzensregungen kennt der Murundi nicht, sondern es ist die Furcht vor dem Zorne der Geister der Toten, aus deren Gräbern vielleicht die Bäume herausgewachsen sind, was den Menschen die Schonung des doch sonst so sehr begehrten Brennholzes aufzwingt. In dem Dickicht haust allerlei Getier und darunter die Schlange, die sich der Geist des verstorbenen Großen zu weiterem Aufenthalt auserkoren hat. Der Priester des Distriktes opfert hier zuweilen dem Geist, indem er der Schlange Speisen und Milch spendet.

Daß die Barundi keinerlei figürliche, plastische oder gezeichnete Darstellungen ihrer Geister, Dämonen und Götter haben, ist ein Beweis nicht gegen die Lebendigkeit ihrer religiösen Vorstellungen, sondern für den Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft, die auch in ihrem ganzen übrigen Kulturbesitz zum Ausdruck kommt. Dasselbe gilt für die meisten anderen Ostafrikaner. Nur in ihren religiösen Tänzen (s. S. 127) stellen die Barundi die gedachten Geister selbst dar, bekleiden sie mit bestimmten symbolischen Emblemen und erweisen ihnen ihre aus Furcht und Berechnung gemischte Huldigung.

Religiöse Vorstellungen und Empfindungen spiegeln sich schließlich auch in vielen „abergläubischen“ Gebräuchen wider, von denen das Leben der Barundi voll ist; meist Bräuchen, die der Abwehr der bösen Geister dienen und die, wenn sie sich auf Speisevorschriften, Körperpflege u. dgl. erstrecken, oft genug dem europäischen Beobachter wie hygienische Maßnahmen erscheinen. Speisegebote und -verbote (umusiro) gibt es eine Menge. Rindfleisch dürfen, wie oben erwähnt, alle Barundi essen; freilich kommt es selten genug an sie (S. 46). Ziegen genießen nur die Batwa, selten einmal ein Mubutu. Niemand aber darf das Fleisch von Hühnern, von Wild und zahlreichen aus den verschiedensten Gründen für unrein angesehenen Tieren essen, wozu noch das Speiseverbot der Totentiere der verschiedenen Clans kommt (S. 103). Schafffleisch wird nur von sehr wenigen genossen, Fische nur von den Anwohnern des Tanganikasees. Die Schmiede, bei deren Arbeit übrigens kein Weib zusehen darf, müssen sich des Genusses von Schweinefleisch ganz enthalten (Nr. 23, 1914, S. 111ff.). Einem schwangeren Murundweib ist der Genuß von Fleisch, Bohnen, Bataten, Bier, Salz verboten und nur der von gekochtem Maniok, heißem Maisbrei, reifen Bananen, Erdnüssen erlaubt, während ein schwangeres Mutwaweib essen und trinken kann wie sonst. Verboten ist jedermann das Wärmen und Kochen von Milch, da sonst die Kühe krank werden, auch darf niemand, der Erdnüsse oder Erbsen isst, an demselben

Tag Milch trinken, da die Kühe erkranken würden, und niemand Milch und Vegetabilien zusammen genießen, da dies den Kühen, von denen diese Milch stammt, schaden würde. Denselben Aberglauben haben die Banjaruanda, Banjankole, Banjampororo, Banjoro (Nr. 30, Bd. II, S. 514, 534; Nr. 19, S. 6). Nach dem Tod eines Familienvaters essen in Urundi die Witwe und ihre Kinder kein Salz bis zum Ablauf der Trauerzeit und schneiden sich nicht das Haar.

Besondere Vorschriften betreffen den Wasserverbrauch. Das für den Wasch- und Trinkbedarf im Haus vorhandene Wasser darf niemals ganz aufgebraucht werden. Man läßt abends immer ein wenig in einem Krüge stehen, damit sich die Manen des Nachts daran laben können, und nennt es *amasi y'Imana*. Mit diesem Wasserrest wäscht sich am nächsten Morgen die Familie (Nr. 19, S. 6). Einen Fluß darf man nicht überschreiten, ohne sich mit dem Schlamm des Ufers einen Strich auf die Stirn zu machen.

Zahlreiche Vorschriften greifen in das Familienleben ein. Der Vater betritt nie das Haus seiner Schwiegertochter, er darf auch seine verheiratete Tochter, solange diese noch kein Kind hat, nur verschleiert sehen (Nr. 19, S. 6). Eine Wöchnerin darf nicht vor dem dritten Tage ausgehen, da sonst das Kind krank wird, nicht sie selbst. Wenn aber Zwillinge geboren werden, muß eine religiöse Zeremonie veranstaltet werden (s. S. 110), weil sonst die Kinder sterben würden. Der Schwiegersohn muß die Schwiegermutter, die Schwiegertochter den Schwiegervater meiden. Bei unerwarteten Begegnungen müssen die jungen Leute vor den Alten fliehen oder wenigstens ihnen den Rücken zuehren. Es ist der Ausdruck höchsten Respektes, dessen Außerachtlassung eine schwere Beleidigung wäre und zur Lösung des Verlöbnißes führen würde. Im Grund genommen ist es freilich wohl hauptsächlich die Scheu vor dem mit erogamen Vorstellungen zusammenhängenden Tabu der nahen Verwandtschaft, dessen Verletzung als schadenbringend und verunreinigend von vielen Völkern Ostafrikas streng vermieden wird; z. B. von den Wangoni, den Wagogo, Massai, Wakamba, Basoga, Baganda u. a. (Nr. 30, Bd. II, S. 400, 403, 412, 420, 461, 508). Erst wenn das junge Ehepaar Kinder hat, fällt in Urundi jene Verpflichtung zum Vermeiden der Schwiegereltern fort, aber dafür müssen sich nun die Jungen der größten Dienstfertigkeit gegen die Alten befleißigen. Oft gehen die Ansprüche der Alten so weit, daß die Jungen kaum Zeit genug zur Besorgung ihres eigenen Hausstandes und Feldes haben (Nr. 23, 1914, S. 122).

Mit eigentümlicher Vorsicht muß das Tragepolster (*ingata*) behandelt werden, das zum Lasttragen auf den Kopf gelegt wird. Man darf sich nicht darauf setzen, denn das würde den Tod des Unbedachten oder seines Vaters verursachen; ein Kind, das sich aus Versehen darauf setzt, wird nicht mehr wachsen, wenn es nicht zur Abwehr des Übels auf das Kissen spuckt (Nr. 19, S. 553). Wahrscheinlich liegen dieser Scheu totemistische Vorstellungen zugrunde.

### 3. Die Mission

Der grenzenlose Rastenhochmut und Rassestolz der Batuffi ist der Hauptgrund, weshalb die christliche Mission in Urundi wenig Erfolg hat. Die Lehre von der Brüderlichkeit aller Christenmenschen, die dem Mutuffi zumutet, sich mit seinen „Sklassen“, den Bahutu, gleichzustellen oder gar mit den verachteten Varias, den

Batwa, brüderlich zu verkehren, lehnt er von vornherein schroff ab, nicht aus religiösen, sondern aus sozialen Gründen. Und selbstverständlich wird jeder Mutussi den ihm unterstellten Bahutu den Eintritt in eine Glaubensgemeinde verbieten, deren Lehren die tiefe soziale Kluft ausgleichen wollen, auf der gerade die politische Herrschaft der Batussi über die große Masse der Bahutu beruht. Unter den Bahutu aber hat die Mission scharfe und zähe Gegner in den Priestern (kiranga), Medizinmännern (abafumu) und Mitgliedern geheimer religiöser Gesellschaften (z. B. ababandwa), die das Geistes- und Gemütsleben ihrer Volksgenossen beherrschen und über das ganze Land hin ihre vielverzweigten Beziehungen und Organisationen haben. Die Mission ist daher trotz ihrer mehr als 30jährigen Tätigkeit im Land immer noch hauptsächlich auf die Ärmsten und Verlassenen angewiesen, die sonst keinen Anstoß an ihre Volksgenossen haben; wie v. d. Burgt schreibt: „Der Hauptzulauf der Mission sind die Hungernden während der häufigen Hungersnöte und die Greise und Greifinnen, die von den Jhrigen verstossen werden. Es wäre ein leichtes, binnen einiger Wochen ein Greisenasyl mit Hunderten von Bewohnern vollzupropfen, denn viele werden von den Jhrigen im nächsten Fluß ertränkt; das Vieh ist dem Murundi viel mehr ans Herz gewachsen als seine greisen Anverwandten“ (Nr. 23, 1905, S. 178). Im übrigen sind es nur sehr wenige Barundi, die aus innerem Beweggrund zum Christentum übergetreten sind.

Aus all den angeführten völkischen, sozialen und politischen Gründen werden die Batussi auch den Islam ablehnen, wenn dieser einmal versuchen sollte, in dem bisher dem Außenverkehr sehr verschlossenen Land Fuß zu fassen. Die Erinnerungen an die Kämpfe mit den arabischen Sklavenjägern werden diese Ablehnung nur verstärken.

Trotz der geringen Aussicht, dem Evangelium unter den Barundi einen breiten Boden zu gewinnen, solange die Batussi herrschen, arbeitet die Mission unverdrossen weiter. Wirklich bewundernswert ist solcher Idealismus und solche Glaubensstärke. Lange Jahre waren nur die katholischen „Weißen Väter“ tätig, die 1896 die erste Station in Mujaga (Ost-Urundi; Taf. 29b) und nachher weitere Stationen in Magera (Mittel-Urundi), Marienberg (West-Urundi), Mariensee (Nordost-Urundi) gründeten. Erst 1910 begann die evangelische Neudettelsbacher Mission ihre Tätigkeit in Irumura, Nordwest-Urundi, worauf 1912 die Gründung einer zweiten Station in Nordwest-Urundi folgte.

Auch die auf die eigentliche Missionierung vorbereitende und sie begleitende Kulturarbeit, wie die Unterweisung in den elementaren Schulkenntnissen, die Anleitung zu handwerklichen Fertigkeiten, die Verbreitung von Verbesserungen im Ackerbau und Viehzucht usw., ist bei der größtenteils ablehnenden Haltung der Barundi noch sehr gering. Am meisten scheint noch die ärztliche Tätigkeit der Missionare für die Gewinnung des Vertrauens zu wirken.

Ähnlich steht es um die Missionsarbeit in den so lange nach außen abgeschlossenen Batussistaaten Ruanda und Uba, während in den dem fremden Einfluß schon viel länger zugänglichen angrenzenden Ländern Usumbwa, Ufindja, Ihangiro, wo die Rassen- und Rassengegensätze das Volk viel weniger zerspalten und es keine straffe Batussiherrschaft gibt, die Mission weit erfolgreicher ist. Nur die Zeit kann lehren, ob sich auch in Urundi die Aussichten für die Christianisierung günstiger gestalten werden; sehr wahrscheinlich wird sie kommen, wenn einmal die Macht der Batussiherren gebrochen sein wird.

## Medizin, Zeitrechnung, Rechnen, Sprache

### 1. Medizin

Über die religiösen Grundelemente in den Vorstellungen der Barundi von aller Krankheit und von deren Heilmitteln haben wir schon oben gesprochen (S. 132). Jede Krankheit ist ihm Bezauberung durch einen Dämon, die nur durch einen Gegenzauber geheilt oder gebessert werden kann. Dieser Gegenzauber kam entweder durch den Zauberer, Medizinmann (umufumu) vermöge der ihm innewohnenden magischen Kräfte ausgeübt werden, indem er durch gewisse Manipulationen oder Beschwörungen oder aber durch Talismane und Amulette, denen er seine Kräfte eingeflüßt hat, auf den Krankheitsdämon wirkt, oder indem er gewisse natürliche Substanzen, Kräuter, Säfte, Erden, tierische Körperteile, denen von Natur bestimmte magische Kräfte innewohnen, mit klugem Bedacht und reifer Sachkenntnis auswählt und für den jeweiligen Fall als spezifisches Heilmittel anwendet.

Gerade diese letztere Art von Anwendungen möchte ich als eigentliche medizinische Beeinflussung des Kranken bezeichnen, denn das Entscheidende dafür liegt eben darin, daß es Mittel sind, die ihre magische Kraft und Wirkung nicht erst von außen durch den Zauberer hineingetragen bekommen, sondern sie schon ursprünglich in sich enthalten. Ob diese Kraft als die Ausßerung einer dem betreffenden Ding innewohnenden Seele oder als Ausstrahlung der dem Ding als solchem eigentümlichen Eigenschaften (im Sinne des von Karus gelehrten „Emanismus“; Zeitschrift für Ethnol. 1913, S. 545 ff.) von den Eingebornen angesehen wird oder von uns anzusprechen ist, läßt sich ohne eindringende Untersuchung nicht feststellen. Für unseren vorliegenden Zweck kommt diese Frage erst in zweiter Linie in Betracht. An Stelle des Zauberers können solche a priori mit Heilkraft begabten Heilmittel auch von jedem anderen klugen Mann oder Weib wirksam angewendet werden, wenn der Betreffende nur ihre spezifischen magischen Eigenschaften kennt und sie richtig auszuwählen versteht. Diesen innerlich und äußerlich gebrauchten Heilmitteln schließen sich solche an, die bestimmte mechanische Einwirkung bezwecken, wie z. B. Massage, Lavements, heiße und kalte Bäder, und weiter eine kleine Reihe chirurgischer Operationen von der einfachen Geschwüröffnung bis (angeblich) zum Kaiserschnitt (s. oben S. 110). Die schwierigen Fälle werden von einem erfahrenen, geschickten Umufumu behandelt, aber für den gewöhnlichen Bedarf hat jeder Familienvater eine Reihe von Hausmitteln im Gebrauch, deren Kenntnis sich vom Vater auf den Sohn vererbt und nötigenfalls auch dem erkrankten Nachbar zugute kommt.

Zuerst pflegt man meist nach Wasser, kaltem oder heißem, zu greifen. Man benutzt es zu stark frottierenden Abreibungen oder zu langen Bädern bei Hautkrankheiten, Gliederschmerzen, Schlaflosigkeit, Fieber. Der Murundi badet gern und so oft wie er reichlich Wasser hat, worauf er aber baldigt wieder den Körper mit Butter einsalbt. Natürliche Thermalbäder gibt es in Urundi mehrere, die nicht bloß von den Anwohnenden gebraucht werden, z. B. beim Ort Kisagara nahe der Missionsstation Magera, wo eine 47° heiße starkfließende Quelle entspringt, und eine andere nördlich von Tschiwitoke im Russifital. Eine Art Dampfbäder wird bei Fieberkranken angewandt, indem der Kopf und die Glieder des Kranken nacheinander über einen Topf kochenden und dampfenden Wassers gehalten werden (Nr. 19, S. 183). Viel gebräuchlich sind Klisfieri aus warmem Wasser mit einem Zusatz von Pflanzenaft. Sie werden so angebracht, daß erst ein hohler Rohrstengel oder ein röhrenförmig zusammengerolltes starkes Blatt mit einem Ende in den After eingeführt wird und dann der Behandelnde einen Mund voll Wasser durch das andere Ende dieser Röhre in den Darm bläst (Nr. 19, S. 331). Erwachsene bringen sich oft selbst ein Klisfieri bei, indem sie einen der langhalsigen Flaschenkürbisse mit Wasser füllen, das dünne Ende des langen Halses in den After stecken und dann die Kalebasse so aufrichten, daß das Wasser durch sein eigenes Gewicht eindringt. Klisfieri werden angewandt gegen Leibes- schmerz jeder Art, Verstopfung, Diarrhöe, Fieber u. a. m.

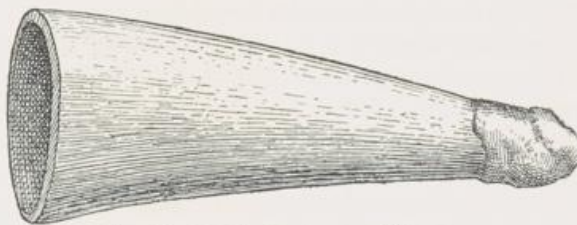


Fig. 18. Schröpfkopf aus Rindshorn.  
(Museum für Völkertunde, Berlin, Nr. 6543.)

Zahllos sind die Medicinen aus anorganischen, vegetabilen und animalischen Substanzen. Eine verhältnismäßig geringe Rolle spielen darunter die Gifte; kennen doch die Barundi nicht einmal die Anwendung von Pfeilgiften, während die Batwa ihre Pfeile oft sehr wirksam vergiften. Trotzdem ist es wohl neben magischen Vorstellungen die Furcht vor Vergiftung, weshalb die meisten Medicinen zunächst oberflächlich auf die Haut eingerieben oder in Umschlägen getragen werden. Erst wenn diese Art nichts hilft, entschließt man sich zu innerlichem Einnehmen. (vgl. auch S. 132).

Zur äußerlichen Medizin zählt man auch das Brennen der Haut (Kauterisation) an kranken Körperteilen, das sehr im Schwange ist. Zu diesem Behuf schmiert man erst etwas eingefettete Holzasche auf die betreffende Stelle und betupft dann mit einem glühenden Eisenstäbchen diese Stelle, worauf zur Linderung des Schmerzes etwas Butter eingerieben wird (Nr. 19, S. 91). In anderen Fällen tritt an Stelle des brennenden Eisens das schneidende Messer, um besonders starke Reize auszuüben und um zugleich Blut zu lassen. Es ist ein ähnliches Verfahren wie beim Tätowieren (S. 29). Bis zum eigentlichen Aderlaß, zum Anschlagen einer Vene, versteigt sich der Murundi beim Menschen nicht, obwohl er sehr oft die Rinder mit einer Pfeilspitze zur Ader läßt, um ihr Blut zu genießen (S. 45). Aber man öffnet oberflächliche Geschwüre mit der Nadel oder dem Messer und macht häufig in die Haut schmerzender Glieder eine Reihe kleiner Einschnitte mit dem einheimischen Rasiermesser, worauf gewisse heilsame Salben oder Pulver in die Wunden gerieben werden. Auch das Schröpfen ist nicht unbekannt und wird ausgeübt, indem man ein Stück Rindshorn (Tertbild 18),

das an der Spitze durchbohrt ist, auf die Hauteinschnitte fest und durch das Loch die Wunde ansaugt, bis genügend Blut in das Horn geflossen ist (Nr. 19, S. 527).

Vor tieferen Einschnitten haben die Barundi große Scheu, auch wenn sie der Europäer macht; und niemals führt der Murundiarzt Amputationen von Gliedern aus. Gebrochene Arme oder Beine werden aber mit viel Geschick und Sorgsamkeit „geschient“, indem man sie zwischen flache Holzstücke legt und mit Rindenzeugstreifen unbeweglich bandagiert. Ob bei dieser Abneigung gegen chirurgische Eingriffe die Barundi wirklich eine so schwierige Operation wie den Kaiserschnitt an lebenden Frauen ausführen, wie v. d. Burgt kurz erwähnt (Nr. 19, S. 363), scheint mir doch höchst zweifelhaft zu sein. Wahrscheinlich handelt es sich wie in Ruanda, Assuwi, Kifiba (Nr. 31, S. 117; Nr. 48, S. 228; Peterm. Mitt. 1879, S. 393) nur um Kaiserschnitt an soeben gestorbenen Frauen, um das Kind zu retten oder es wenigstens aus dem Leib zu entfernen und gesondert zu begraben (s. S. 110, 140). Trepanation kennen die Barundi nicht.

Unter den Krankheiten der Barundi sind ziemlich viele endemisch, z. B. Malaria, Rückfallfieber, Lepra, Sandfloh, aber nur wenige treten epidemisch auf, wie z. B. Pocken und Schlafkrankheit; diese jedoch um so furchtbarer, als die Barundi keinerlei Gegenmittel kennen und anwenden. Van der Burgt gibt eine lange Namensliste vorkommender Krankheiten (Nr. 19, S. 350/51), die aber oft mehrere Namen für eine und dieselbe Krankheit in ihren verschiedenen Stadien enthält. Hauptfächlich dürften die folgenden aufzuzählen sein: Syphilis, Fieber, Furunkeln, Augenentzündung, Bein- und Armgeschwüre, Epilepsie, Krämpfe, Lepra, Band- und Eingeweidewürmer, Lungenschwinducht (ikihaha), Dysenterie, Husten, Abszess an der Vulva, Diphtheritis (?), Hodenentzündung, Gonorrhöe, Rheumatismus, Kopfgrind, Fadenwürmer (Filarien), Nabelbruch, Elephantiasis, Blattern, Pocken, Wahnsinn, Zahnausfall, Steinleiden, Paralyse, Stirnhöhlenkatarrh, Keuchhusten, Wassersucht, Blaturin, Taubheit, Brüsteentzündung, weißer Fluß, Blennorrhöe.

Am gefürchtetsten von allen Krankheiten sind die Pocken (akaranda, akasibe). Epidemisch auftretend, entvölkern sie ganze Landstriche, so Anfang der 90er Jahre, als nicht nur in Urundi, sondern auch in Ruanda, in Karagwe und in anderen Ländern des Zwischenseengebietes viele Tausende dahingerafft wurden. Auch gegen Ende des Jahrhunderts scheint nach den Berichten der Eingebornen eine schwere Pockenseuche das Land heimgesucht zu haben. Weniger epidemisch, aber ebenfalls sehr gefürchtet sind die verschiedenen Formen der Halsentzündung (ikiwa), die als Angina, zum Teil vielleicht auch als Diphtheritis, anzusprechen sind und oft schnell zum Tod des Infizierten führen. Sehr verbreitet, aber weniger gefährlich sind eiternde Beulen und Blacken (ikihoro, ikinutsi, amosi, ikivimba), die zum Teil vermutlich mit Frambösie zu identifizieren sind; namentlich die Kinder sind sehr häufig davon befallen. Die Kranken leiden weniger durch Schmerz als durch Behinderung ihrer Beweglichkeit, und da sie die Wunden sehr unsauber halten, heilen sie schwer. Nicht zu verwechseln sind diese Geschwüre mit denen der Syphilis (ikikatschi), die glücklicherweise in Urundi wie in Ruanda noch sehr selten ist. Auch die durch den Sandfloh (infunsa) erzeugten Geschwüre sieht man nicht häufig in Urundi, außer in der vom Verkehr viel berührten Tanganikagegend. In Ruanda ist dieses Leiden weit mehr verbreitet. Noch seltener habe ich Leprakranke (umuwembe) in Urundi gesehen, zweimal am Tanganika und einige Fälle bei der Mission Magera, wo den Leprösen ein besonderes kleines Isolierhaus gebaut worden war. Elephantiasis (iwamba) ist mir auf der ganzen Urundireise

nur zwei- oder dreimal vorgekommen, ebenso selten in Ruanda. Phthisis soll es nach v. d. Burgt in einigen Distrikten geben, aber ich bezweifle, daß die von ihm ikihaha genannte Krankheit unsere europäische Lungenschwindsucht ist. Bubonenpest, die rings um den Victoriasee, in Uganda, in Kawirondo, im Muansadistrikt, in Kisiba endemisch ist, scheint in Urundi ganz zu fehlen, während sie in Ruanda als masseke-Krankheit nicht selten sein soll.

Sehr viele Barundi leiden an Eingeweidewürmern, namentlich Kinder sterben oft daran. Auch heftige Diarrhöen sind häufig, und die gefährliche Dysenterie nimmt zeitweise epidemischen Charakter an, z. B. 1908. Gonorrhöe und Fluor albus sind nach Angabe der Missionare vom Osten her eingeschleppt, aber nicht sehr verbreitet. Selten sind Augenkrankheiten, außer an kleinen Kindern, an deren Augen die infizierenden Fliegen in Menge zu sitzen pflegen.

Malaria (injonko, indurwe) gibt es, wie in Ruanda, überall in den warmen sumpfigen Niederungen, an denen diese Länder reich sind. Ich habe Anophelesmücken in den sumpfigen Bergtälern Süd-Ruandas und Nordwest-Urundis noch in 1600—1700 m Höhe, einmal sogar in 2140 m Höhe östlich von Usumbura, gefangen und Fieberfranke unter den dortigen Eingebornen gesehen und mit Chinin behandelt. Auch von meinen Karawanenleuten infizierten sich einige daselbst. Schwarzwasserfieber hingegen scheint nicht oder nur sehr selten vorzukommen. Besonders gefürchtet sind von den Hochland-Barundi wegen der Malaria die Niederungen des Ukanjaru und Ruwuru im Norden, die sumpfigen Seen im Nordosten und das tiefe warme Küstenland des Tanganika mit dem anschließenden Ruffiffital, während die dort ansässigen, relativ wenigen Barundi größtenteils immun zu sein scheinen.

Gegen klimatische Veränderungen auf Wanderungen oder Wohnsitzwechseln sind die Hochland-Barundi außerordentlich empfindlich. Früher, als die Nachbarländer, wie z. B. Usumbwa, noch Sklavinnen aus Urundi bezogen, rechnete man damit, daß unter zehn Gefangenen acht zugrunde gingen, weil sie das Klima nicht vertrugen (Nr. 14, 1900/1, S. 178); und die Missionare in Mariabihl in Utschiroombo berichten, daß sie im dortigen Missionswaisenhaus immer sehr viele Kinder aus Urundi und Ruanda haben, die sich nicht an das (keineswegs besonders schlechte) Klima Utschiroombos gewöhnen können und fast immer krank sind. Auch den aus Urundi und Ruanda kommenden Frauen geht es in Utschiroombo so. Nicht wenige sterben, andere magern zu Skeletten ab. Etwa nach einem Jahr erholen sich viele dieser Kranken, bleiben aber schwächlich (Nr. 14, 1900/1, S. 288). Ich möchte hinzufügen, daß nach meinen Beobachtungen nicht der Klimawechsel allein an diesen Erkrankungen schuld ist, sondern wesentlich auch die veränderte Nahrung, z. B. Mangel an Milch, und das schlechtere Wasser. Jedenfalls sollte die fast in ganz Ostafrika durch die Erfahrung bestätigte Tatsache, daß die Bewohner der kühlen Berg- und Hochländer, wie Ruanda, Urundi, Uhehe, Usambara u. a., den Aufenthalt in tieferen, wärmeren Landstrichen, z. B. in Unjamvesi, Ugogo, Useguba, Küstenland, nicht vertragen, uns eine ernste Warnung sein, aus den Hochländern größere Menschenmengen zur Arbeit in den Plantagen des Tieflandes heranziehen zu wollen oder, wie das Schlagwort heißt, die großen „Menschenreservoir“ jener Hochländer für die an chronischem Arbeitermangel leidenden Plantagen zu öffnen. Der Versuch würde in seinen Folgen sich nicht viel von einem großen Massenmord unterscheiden.

Schreckliche Wirkungen hat das Eindringen der Schlafkrankheit aus dem Ostkongoland in die westlichen, niederen Gebiete Urundis gehabt. Die Ruffissiniederung bis in die Nähe des Kivusees, der noch frei davon ist, und das ganze große Becken des Tanganikasees bis nahezu hinauf an den Rand seiner Gebirgsumrahmung sowie die dem See zugewandten Bach- und Flußtäler bis ins östliche Hochland hinein, z. B. das Tal des Magarassi, sind vom Träger der Schlafkrankheit, der Stechfliege *Glossina palpalis*, verseucht. Nach den amtlichen Berichten über die Entwicklung unserer Schutzgebiete 1912/13 liegen die Dinge am Tanganikasee so, daß infolge der großen Ausdehnung des infizierten Gebietes, der Unzugänglichkeit der Bevölkerung und des schwer zu kontrollierenden Verkehrs mit den Infektionsgebieten der Kongokolonie die Bekämpfung der Seuche noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird. Von den Behörden sind 1913 3303 neue Fälle gegen 3560 im Jahr 1912 beobachtet worden. Im ganzen mögen im Tanganikagebiet 200 000 Menschen schlafkrank sein.

Ich bin 1911 durch die heimgesuchten Landstriche der unteren Ruffissiniederung und am nordöstlichen Tanganika gezogen und war entsetzt über die Verheerungen, die von der Seuche unter der früher ziemlich dichten und lebenslustigen Bevölkerung angerichtet worden sind. Ganze Dörfer sind ausgestorben, die Bewohner weiter Landstriche sind weggezogen oder von der Regierung andernwärts angesiedelt worden, und die von der Regierung in wohlbewachten Sammellagern untergebrachten Kranken sicken dahin, ohne daß ihnen mit irgendeinem der versuchten Mittel (Atogyl, Salvarfan u. a.) wirksam geholfen werden könnte. Alle wirtschaftliche Tätigkeit liegt danieder, aller Verkehr und Handel stockt, und die vordem vorhandenen europäischen Firmen haben bis auf wenige entweder bankrott gemacht oder sind weggezogen. Nachdem die Eisenbahn den See erreicht hat, wird man der weiteren Ausdehnung der Schlafkrankheit im Tanganikagebiet mit viel größeren Mitteln und mit besserer Aussicht auf Erfolg entgegenarbeiten können, aber es wird Jahrzehnte dauern, bis die Schäden einigermaßen geheilt sein werden.

Glücklicherweise hat sich die Seuche bisher nicht auf das eigentliche große Urundi östlich vom Tanganika ausgedehnt und wird sich wohl auch nicht dahin ausdehnen, weil es in den Hochländern von Urundi, Ruanda, Uha zu kühl für das Gedeihen der *Glossina palpalis* ist und weil die Fliege ihre Existenzbedingungen, fließendes Wasser und schattigen Busch am Wasser, nur stellenweise in den sehr überwiegend grasbewachsenen Hochländern findet. Dagegen scheint mir die große Gefahr immer näher zu rücken, daß sich die Seuche nach der nunmehrigen Vollendung der Tanganikabahn auch in die zentralen Gebiete Ostafrikas verbreitet. Sehr leicht können infizierte Exemplare der *Glossina palpalis*, die jetzt die trockenen Steppenländer östlich des Tanganika nicht durchfliegen können, durch Eisenbahnzüge passiv verschleppt werden, wie so manche andere epidemische oder endemische Krankheit in anderen Ländern durch Bahnen und Schiffe verschleppt worden ist. Wenn dann diese infizierten Fliegen irgendwo an der Bahn im Osten geeignete Daseinsbedingungen finden, werden daselbst neue Schlafkrankheitsherde entstehen. Noch viel gefährlicher aber wird die Situation, wenn die in den Ostländern ungeheuer verbreitete *Glossina morsitans*, die eigentliche Tsetsefliege, die Infektion von der *Glossina palpalis* übernimmt und weiterträgt. Schon ist aus dem Süden unserer Kolonie bestimmt nachgewiesen, daß die *Glossina morsitans* die echte Schlafkrankheit übertragen kann. Würde nun das ungemein große Verbreitungsgebiet der *Glossina morsitans* vom Tanganikasee her durch

Vermittlung der Bahn infiziert, so wären allerdings die Folgen für die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas unabsehbar. Es ist gut, dieser uns von West-Urundi und dem Tanganikagebiet drohenden Gefahr rechtzeitig entgegenzusehen, um nicht eines Tages von der Wirklichkeit allzusehr überrascht zu werden.

## 2. Zeitrechnung, Zählen, Rechnen

Die astronomischen Beobachtungen und Kenntnisse der Barundi sind recht dürftig. Die Sonne (*isuba*) ist ihnen ein wandelndes Feuer des *Imana*, des Hauptgottes, das am Abend im Westen zu den *Wabemba* niedersinkt. Diese aber sind Anthropophagen und fressen die Sonne bis auf ein kleines Stück auf, das ihnen entflieht, nach Osten zurückkehrt, dort wieder wächst und am Morgen von neuem aufsteigt (Nr. 19, S. 53).

Eine größere Wichtigkeit hat in den Vorstellungen der Barundi der Mond (*ukwesi*), denn nach den regelmäßig wiederkehrenden Mondphasen haben sie ihre Zeitrechnung eingerichtet. Der Mond ist ein männliches (oder hermaphroditisches?) Wesen, der Abendstern sein Lieblingsweib, die anderen Sterne seine Kinder und Diener, die Sterne des „großen Bären“ seine Konkubinen, die des *Orion* seine ältesten Söhne (Nr. 19, S. 54). Die Erscheinung der ersten Mondichel nach dem Neumond wird, wie bei allen Negeren, mit Frohlocken begrüßt, aber einen besonderen Kultus widmen die Barundi der Wiederkehr des Mondes nicht. Der Name *ukwesi* = Mond hat dieselbe Wurzel wie das Suahelivort *mwesi*; es ist der Glänzende, Kräftige, Mächtige. Daher wohl auch der Name *Mwesi* für den einen König der Barundi (s. S. 162). Unter *Anjamwesi* ist eigentlich das Land des *Mwesi*, also *Urundi*, zu verstehen, aber die Araber haben bei ihrem Eindringen (1840) nach dem Seengebiet diesen Namen auf das ganze Land südlich vom *Victoriasee* und östlich vom *Tanganika* angewandt, nach dem mächtigsten der dortigen Herrscher, dem von *Urundi*; und so ist er denn an dem von den Arabern mit *Tabora* besetzten Gebiet des heutigen *Anjamwesi* haften geblieben, während das eigentliche *Mwesiland* (*Urundi*) den Arabern verschlossen geblieben ist.

Nach dem Lauf und dem Wechsel des Mondes richtet sich alles in *Urundi*, das Jahr ist ein *Mondjahr*; aber man teilt nicht das Jahr bewußtermaßen in 12 Monate und hat für das Jahr (*umwaka*) kein festes Zeitmaß, sondern man weiß nur, daß ein Jahr um ist, wenn die beiden Hauptjahreszeiten, die Trocken- und die Regenzeit, abgelaufen sind, und rechnet innerhalb dieses Rahmens nach den verschiedenen Handlungen des Ackerbaues, die zur Zeit bestimmter Mondphasen in der Regen- oder Trockenzeit vorgenommen werden müssen, also z. B. folgendermaßen: Beginn der Regenzeit (Ende Oktober) Ausfaat des Mais, Ende der Regenzeit (Ende Mai) Auspflanzen des Maniok; Geburt eines Knaben Vollmond nach Ausfaat des Mais, Tod eines Verwandten Neumond nach Auspflanzen des Maniok u. dgl. Mehr als 8—10 Jahre zurück weiß niemand zu zählen und diese nur in der Form, daß es heißt: Wir haben so viel mal *Sorghum* geerntet (Nr. 19, S. 377). Niemand weiß genau, wieviel Jahre er alt ist, sobald die ersten 8—10 Kinderjahre vorüber sind. Wenn er bei der Erzählung eines Ereignisses von 20, 30, 40 Jahren spricht, will er damit nur sagen, daß es sehr lange her ist.

Im einzelnen aber haben die im Verlauf des Jahres regelmäßig wiederkehrenden, bestimmte Geschehnisse des Ackerbaues bestimmten Jahreszeiten feststehende Namen, die man Monatsnamen des Feldbaues nennen könnte. Van der Burgt zählt deren eine

Sans Meyer, Die Barundi.

ganze Reihe auf (Nr. 19, S. 377); z. B. uratsi = Zeit des Grassprießens (Ende September und Anfang Oktober); umwirima = Beginn der Regenzeit, Beginn der Feldbestellung und Ausfaat (Ende Oktober, November); umwirawura = Aufgang der Saat (Dezember); umukuwesi = Mais setzt Kolben an, Bohnen blühen (Ende Dezember); ikigarama = Bohnen sind reif (Anfang Januar); ikidida = Bohnen werden gepflückt (Ende Januar); akataschi = Sorghum wird gepflanzt (Anfang Februar); uruschana = Mais ist reif (Ende Februar, Anfang März); umunjonjo = Sorghum treibt Kolben (Ende März); urusamo = Sorghum ist fast reif (Anfang April); akawosa = Ernte des Sorghum (Ende April); uruhschi = Ende des Regen, Auspflanzen des Maniok, Ernte des Mais (Ende Mai); itsi = Trockenzeit, Zeit des Biertrinkens, des Fischfanges (Juni bis Oktober); umukakora = Abbrennen des Grafes (Juni, Juli, August); akasjabirano = Zurichten der Felder (Oktober).

Den Tag teilen die Barundi natürlich nicht in 12 Stunden ein, sondern in Abschnitte nach dem Stand der Sonne und nach regelmäßigen Erscheinungen des Tageslichtes. Um im Gespräch eine Tageszeit anzudeuten, zeigen sie mit ausgestreckter Hand die entsprechende Stellung der Sonne am Himmel an, wie fast alle Neger tun. Daselbe geschieht, wenn sie die Dauer eines Marsches, die Entfernung bis zu einem bestimmten Ort angeben wollen. Feststehende Ausdrücke haben sie für folgende Tageszeiten: Erstes Krähen des Hahnes, Beginn der Morgendämmerung, Zeit der Morgenröte, Erwachen der Vögel, Sonnenaufgang, halber Vormittag, Mittag, halber Nachmittag, Beginn der Abenddämmerung, Sonnenuntergang, Eintritt voller Dunkelheit, Zeit des Schlafengehens, Mitternacht, sehr spät, sehr früh. Der Begriff Woche ist unbekannt.

Beim Zählen und Rechnen (kuharura) bedient sich der Murundi der Finger einer Hand oder zweier Hände, nicht auch der Zehen und Füße. Wie alle Bantuneger zählen sie, indem sie die Finger in verschiedener Zahl und Gruppierung zusammenlegen oder umbiegen. Das Zahlensystem ist also das dezimale. Die Zahlwörter 1–10 sind die der Bantusprache: 1 = umwe, 2 = iwili, 3 = itatu, 4 = inne, 5 = itano, 6 = itandatu, 7 = indwi, 8 = umunane, 9 = tschjenda, 10 = tschjumi. Aber ebenso oft hört man in Zusammensetzungen mit 5 zählen, also  $6 = 5 + 1$ ,  $7 = 5 + 2$ ,  $8 = 5 + 3$ ,  $9 = 5 + 4$ . Die Fingeranzahl der Hand ist also die rechnerische Einheit, die stets in Gestalt der geschlossenen Faust beim Rechnen mitspielt. Die Einzelzahlen werden mit den Fingern folgendermaßen verdeutlicht: 1 = ausgestreckter Zeigefinger der rechten Hand bei umgebogenen übrigen Fingern, 2 = ausgestreckter Zeige- und Mittelfinger bei umgebogenen übrigen Fingern, 3 = ausgestreckter Zeige-, Mittel- und Ringfinger bei umgebogenen übrigen Fingern, 4 = Zeige-, Mittel-, Ring- und kleiner Finger bei umgebogenem Daumen, 5 = Faust der rechten Hand, 6 = Faust der rechten Hand mit daran gelegtem kleinem Finger der Linken, 7 = Faust der rechten Hand mit daran gelegtem kleinem und Ringfinger der Linken, 8 = Faust der rechten Hand mit daran gelegtem kleinem, Ring- und Mittelfinger der Linken, 9 = Faust der Rechten mit daran gelegtem kleinem, Ring-, Mittel- und Zeigefinger der Linken, 10 = 2 Fäuste aneinandergelegt. Um 11 darzustellen, schlägt man einmal die Fäuste zusammen und streckt dann den Zeigefinger der Rechten = 1 aus usw. bis 19. Für 20, 30, 40 schlägt man 2, 3, 4 mal die Fäuste zusammen und zählt: 2 Zehner (amatschjumi awili), 3 Zehner (amatschjumi atatu) usw. Besondere Zahlwörter über 10 hinaus gibt es nicht (Nr. 19, S. 114/115).

Wenn der Murundi im praktischen Leben mit Gegenständen rechnen muß, z. B. wenn er eine größere Menge Süßkartoffeln oder Maniok oder Perlen kauft, gruppiert er den Vorrat immer in Häufchen von 5 zu 5 Stück, fügt diese zusammen und addiert

die 2, 3, 4 Zehner usw. Über 100 hinaus wird ein Murundi kaum jemals zählen, sondern die Menge sich jedesmal durch Teilgruppen veranschaulichen, so z. B. beim Zählen von Vieh oder von Kriegern oder von Untertanen eines Mutwale.

Ein Zahlwort zur Bezeichnung des Begriffes „viel“ oder „sehr viel“, wie z. B. 40 bei den Turkvölkern oder 600 bei den Römern, hat der Murundi nicht; er drückt „viel“ mit dem Bantuwort inschi (Kisuaheli ingi) aus.

### 3. Die Sprache

Alle Barundi, also sowohl die Urbevölkerung der Batwa als auch die später ange siedelten Bahutu wie die jüngsten, hamitischen Eroberer, die Batuffi, sprechen ein und dasselbe Bantuidiom, das Kirundi. Kirundi gehört zu den agglutinierenden Sprachen; sein Bau ist derselbe wie der aller Bantusprachen. Sein Verbreitungsbezirk erstreckt sich über das ganze Zwischenseengebiet, es wird gesprochen in Urundi und mit dialektischen Abwandlungen in Ruanda, in Uha (Ujugu, Ufchingu, Heru, Uruguru), in Udjidji. Die Idiome von Ufudja, Uffuwi, Karagwe, also das Kifudja, Kimueri, Kinjambo, ähneln ihm sehr, und nahe verwandt sind ihm die Sprachen von Uganda und Unjoro (Nr. 19, S. 329). Auch in den Kinjamwesidialekten wie Kiffumbwa, Kirwana, Kifukuma, Kitakama findet man viele Kirundiwörter, die hauptsächlich für Bezeichnungen der Regierungs- und Verwaltungseinrichtungen und der religiösen Gebräuche üblich sind. Die religiösen Geheimbünde (Wafwesi, Batschwesi) dieser Völker haben eine besondere Kirunditerminologie (Nr. 18, S. 1; vgl. auch oben S. 124).

Die charakteristischsten Eigenschaften des Kirundi sind: 1. Fehlen des Geschlechts; 2. Fehlen der Deklination, aber Gruppierung der Hauptwörter in verschiedene Klassen mit besonderen Präfixen für Einzahl und Mehrzahl; 3. Beherrschung der Satzteile durch die Hauptwörter mittels bestimmter Präfixe oder bezeichnender Silben (Nr. 18, S. 2).

Alle Substantive lassen sich in zehn Klassen unterbringen. Gewisse Substantive werden verdoppelt, um die Bedeutung zu verstärken oder um dem Ausdruck einen familiären Sinn zu geben. Wie alle Bantusprachen ist Kirundi arm an Adjektiven, aber es ersetzt sie durch Partizipformen von Zeitwörtern, durch Substantive, durch Gattungsbegriffe u. a. m.

Am schwierigsten ist im Kirundi der Bau und das System des Zeitwortes. Zwar ist das Verbum an sich einfach und von logischer Konstruktion und Anwendung, aber die Zahl und Art der Formen, von denen es Grundformen, Hilfsformen, Bindeformen, passive, konditionale, kausative, gegensätzliche, einschränkende und andere Formen gibt — über 50 — ist so groß, daß eine Gleichsetzung einer Kirundiform in eine entsprechende europäische äußerst schwer ist (Nr. 18, S. 32—33). Dagegen ist die Zahl der Konjunktiva sehr klein; die meisten werden durch Hilfsverba ersetzt. Da der Murundi auch diese wegläßt, wenn sie nicht durchaus nötig sind, ist die Satzform sehr kurz, die Redeart klingt abgehackt. Aus einem eleganten deutschen oder gar lateinischen Satz würde ein Murundi, wenn er ihn verstünde, wenigstens zehn Sätze in Kirundi machen.

Außer der Kürze der Sätze ist auch die Schnelligkeit des Sprechens für die Barundi bezeichnend, während die Banjaruanda viel langsamer und mit etwas singen-

dem Tonfall sprechen. Sehr wichtig für den Sinn eines Wortes ist seine Betonung, d. h. die Akzentuierung einer bestimmten Silbe und die Höhe der Stimmlage, in der diese Silbe gesprochen wird. Dies gilt auch für ganze Sätze. Der hierauf nicht scharf achtende Europäer wird, selbst wenn er sonst ganz gut Kirundi versteht und spricht, deshalb sehr oft den Murundi mißverstehen oder von ihm mißverstanden werden. Im allgemeinen aber wird die vorletzte Silbe der Wörter länger betont als die anderen, also wie bei uns. Zur Vermeidung von Härten im Klang und in der Aussprache der Wörter läßt der Murundi nie zwei Konsonanten oder zwei Vokale in einer Silbe aufeinanderfolgen, sondern trennt jene durch einen Vokal, diese durch einen Konsonanten oder durch Elision des einen Vokals.

Neben dem heute in Urundi allgemein gesprochenen Kirundi gibt es dort aber noch ein vulgäres und sakrales Altkirundi, dessen Gebrauch beschränkt ist und, wo es gesprochen wird, meist nur bruchstückweise dem modernen Kirundi beigemischt wird. Für die meisten Dinge und Begriffe haben die Barundi zwei, drei oder mehr Ausdrücke, von denen die einen dem guten Ton der Umgangssprache, die anderen der vulgären Sprechweise des Altkirundi angehören, die der Pöbel, alte Weiber und auch die Batwa gebrauchen, wenn sie unter sich sind (Nr. 19, S. 330), oder in den religiösen Hymnen, festlichen Gesängen und zeremonialen Gesprächen angewendet werden (s. S. 70, 124 u. 128). Ebenso gibt es eine „lubandwa“ genannte rituelle Geheimsprache in Ruanda (Nr. 48, S. 315) und eine solche „luchwesi“ genannte in Ussuwi (Nr. 24, S. 57).

Die Haupt- und Zeitwörter des Altkirundi sind in ihren Wortstämmen und ihrer Umbildung ganz verschieden vom modernen Kirundi der Verkehrssprache; sie gleichen auch keiner anderen Bantusprache. Vermutlich ist das Altkirundi die ursprüngliche Sprache der in diesen Hochländern von alters her wohnenden Batwa, von denen sie die späteren Einwanderer gelernt haben und nun teils selbständig neben ihrem eigenen Idiom, teils untermischt mit diesem gebrauchen. Auch die Batwa sprechen natürlich neben ihrer Ursprache das moderne Bantukirundi (Nr. 18, S. 106/7).

Einige Beispiele mögen die drei in Urundi nebeneinander bestehenden Sprachelemente illustrieren:

Wort	Ritwa	Altkirundi	Neukirundi
Sonne	irijotwa	irijotwa	isuba
Mond	ukurabwa	ukurabwa	ukwesi
Leopard	uwuhama	uwuhama	ingwe
Sorghum	ururerema	ururerema	isakka
jagen	kutamagisa	kutamagisa	kuhiga
schmieden	kunaga	kunagura	kususa

Auch in Ruanda kennt man, nach Czekanowski, diese Ritwawörter; sie sollen dort einem „Lokaldialekt“ angehören. Wieder eine andere Mundart scheint aber die der Batwa des Bullangebietes in Nordruanda zu sein, die sogar einem so guten Kenner Ruandas wie Pater Barthélemy unbekannt war (Nr. 48, S. 131), und einer dritten Gruppe scheint das Idiom der Batwa des Ituri anzugehören, deren von Stuhlmann aufgezeichnete Sprachproben dem Ritwa Urundis nicht gleichen (Nr. 19, S. 330).

Sehr auffallend ist es, daß, soviel wir wissen, die erst vor etwa vier Jahrhunderten nach Urundi aus Norden und Nordosten eingedrungenen hamitischen Batuffi

(s. S. 7), die alle das moderne Bantu-Kirundi sprechen, zwar das Altkirundi verstehen, aber von ihrer eigenen hamitischen Ursprache nicht einmal Reste bewahrt haben. Allem Anschein nach ist, bevor sie nach Urundi kamen, ihr Aufenthalt in nördlicheren Bantuländern von so langer Dauer gewesen, daß sie mit der Preisgabe vieler ihrer ursprünglichen hamitischen Sitten und mit der Annahme vieler Bantusitten und Bantuvorstellungen auch ihre hamitische Sprache zugunsten des Bantu-Kirundi restlos aufgegeben haben. Dieser Vorgang ist um so merkwürdiger, als die Batussi bis auf den heutigen Tag mit äußerster Strenge und Konsequenz auf die somatische und soziale Reinheit ihrer Rasse gegenüber den von ihnen beherrschten Bantuvölkern gehalten haben. Nur die Mitglieder der Königsippe, die Baganwa, sollen nach Hauptmann v. Langenn noch alte hamitische Sprachreste bewahrt haben, aber v. d. Burgt weiß davon nichts (briefliche Mitteilung). Auch Missionar Roehl erklärt die in der Literatur oft wiederkehrende Behauptung, daß die Ruanda-Batussi eine besondere Sprache hätten, für einen Irrtum (Nr. 47a, S. 274). Hauptmann Weiß berichtet hingegen von einer eigenen Sprache der Bahima Ruandas und Mpororós, die ihm und seinen Leuten unverständlich gewesen sei, führt aber keine Proben davon an (Nr. 33, S. 70). Künftige Forscher werden solchen hamitischen Sprachresten besondere Aufmerksamkeit zu schenken haben, da man daraus wertvolle Aufschlüsse über die frühere Sprache und damit über die Herkunft der Batussi wird gewinnen können.

Vergleiche werden anzustellen sein mit den niloto-hamitischen Sprachen der Massai, Teso, Bari, Latufa und namentlich mit jener der Nandi im Ugandaprotectorat, die dem reinen hamitischen Sprachtypus am nächsten von den ostafrikanischen Idiomen zu kommen

scheint, da die Nandi sehr wahrscheinlich Reste einer früheren Gallainvasion sind. (H. W. Crabbtree, The Languages of the Uganda Protectorate; Journal of the African Society, January 1914, S. 158 ff.)

Auch ein genaues Studium der eigentümlichen Art, wie die Batussi das Bantu-idiom Kirundi sprechen und aussprechen, wird manchen Anhalt und Hinweis nach dieser Richtung geben, denn schon dem aufmerksamen Laien fällt auf, daß die Batussi das Kirundi anders akzentuieren, einzelne Laute anders aussprechen, die Silben anders verbinden als die Bahutu. Im allgemeinen schien es mir, daß sie, wie auch in Ruanda, das Kirundi viel weicher sprechen und die Vokale der Endsilben gern verschlucken. An Stelle des *s* oder *ss* der Bahutu setzen sie mit Vorliebe ein ganz weiches *sch* oder *dsch*, anstatt *Munjabasi* sprechen sie *Munjabasch*', anstatt *Lanongo*: *Lanong*', anstatt *Lubassa*: *Lubasch*', und schwer ist oft zu unterscheiden, ob der ausgesprochene Endvokal ein *a*, *o* oder *e* ist. Auch zwischen *r*, *l* und *d* hört man meist keinen Unterschied.

Beispiele des modernen Kirundi hier anzuführen, erübrigt sich, da wir hiervon das umfangreiche „Dictionnaire Français-Kirundi“ von Vater J. M. v. d. Burgt und das kleine, für den engeren Missionsgebrauch eingerichtete „Dictionnaire Français-Kirundi et Kirundi-Français“ des Vaters F. Ménard besitzen (Nr. 29). Einige Beispiele von Erzählungen, Fabeln, Liedern, Hymnen mit Interlinearversion gibt v. d. Burgt in seinem Dictionnaire S. 96, 292/3, 332—334, 339—342 wieder; ich weiß deren keine hinzuzufügen. Doch seien zum Schluß einige Sprichwörter angeführt, die sich durch gute Beobachtung und Kürze des Ausdrucks auszeichnen (Nr. 19, S. 470):

- 1) Ivintu vy'ukwibwa viraguma.  
Sachen des Gestohlenwerdens (sind) hart.
- 2) Kukenura n' ukuvina.  
Arbeiten ist tanzen (spielen).
- 3) Ischano irasje ujumunsi, irindi risosa hanjuma.  
Unglück kommt heute, andres wird kommen später.
- 4) Invura irahedsje, isuba risosa.  
Regen beendet, Sonne wird kommen.
- 5) Infisi iravuga, iraschaka kutwara umuntu.  
Hyäne schreit, will fortschleppen Mann.
- 6) Aravjutse, ari mubi.  
(Wenn) er ist aufgestanden, er ist ärgerlich.

## Geschichte, Kolonialpolitisches

### 1. Geschichte der Barundi

Die Geschichte der Barundi beginnt für uns erst mit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Als die Araber (1845) bis Udjidji vorgedrungen waren, erhielten wir die ersten Nachrichten über Urundi und seine Bewohner, worauf durch die Reisenden Burton und Speke (1858), später durch Livingstone und Stanley (1871 resp. 1876) weitere kurze Mitteilungen folgten. Aber alle diese Reisenden haben nur die äußerste Westperipherie Urundis gestreift; erst als in den 80er und 90er Jahren die katholischen „Weißen Väter“ im eigentlichen Urundi von Westen und Osten her Fuß gefaßt hatten, begann 1892 mit Oskar Baumann die wissenschaftliche Erforschung Urundis, an der sich auch die nun auf den Stationen Mujaga, Mugeru und Marienheim angesiedelten Weißen Väter erfolgreich beteiligten. Vor allem hat sich Vater J. M. M. van der Burgt um die Geographie, Ethnographie und Geschichte Urundis verdient gemacht und die Ergebnisse seiner in langjährigem Aufenthalt gewonnenen Beobachtungen und Forschungen in einer Reihe wertvoller Arbeiten, namentlich seinem Dictionnaire Français-Kirundi, niedergelegt.

Unser Wissen von Urundi und seiner Geschichte ist also erst wenig über ein halbes Jahrhundert alt. Alles, was davor liegt, kennen wir nur bruchstückweise aus der Tradition der Eingeborenen, und zwar nur des Teiles der Eingeborenen, der erst vor wenigen Jahrhunderten eingewandert ist und heute die Herrschaft führt, der hamitischen *Batuffi*, während die alteingesessenen *Bahutu* (*Bantu*) und die noch älteren *Batwa* (*Pygmoiden*) gar keine Tradition zu haben scheinen. Auch im übrigen liefert uns das Land selbst so gut wie gar kein Material zur Aufhellung der früheren Geschichte, denn es gibt keine Bautenruinen, keine Inschriften, keine vor der *Batuffi*-zeit liegenden Königsgräber u. dgl., und es können solche in Anbetracht des niederen Kulturstandes der ältern *Bantu* und *Batwa* auch nicht erwartet werden. Das einzige, was als „prähistorische“ Überbleibsel gedeutet werden könnte, sind alte Steinwerkzeuge, die der Vater Grün in Nordost-Urundi (*Bugufi*) beim Häuptling *Ruffengo* wie auch in Karagwe gefunden haben soll und im missionarischen Sinn für semitischen Ursprungs aus der salomonischen Zeit (*Ophir*!) hält, aber Genaueres ist darüber nicht bekannt. Wahrscheinlich ist es alteinheimisches, der afrikanischen neolithischen Kulturperiode angehörendes Steinwerkzeug, wie es auch sonst in Mittelafrrika nicht gerade selten ist.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Geschichte Urundi, wie sie aus den vorhandenen Quellen zu erschließen ist, nicht viel anderes sein kann als eine Geschichte des eingewanderten herrschenden Batuffivolkcs. Beim Versuch, einen solchen historischen Abriss zu entwerfen, wird man des öftern auf Quellen zurückgreifen müssen, die außerhalb Urundi liegen und über den Zusammenhang der Batuffi Urundi mit ihren außerhalb Urundi sitzenden Stammesgenossen und über die Wanderungen dieses Volkcs vor ihrem Eindringen nach Urundi einiges Licht werfen. Im folgenden sei dieser Versuch gemacht, obgleich darin noch viele Lücken klaffen und noch manches Hypothetische stehenbleiben muß.

Die älteste Bevölkerungsschicht in Urundi wie im ganzen Zwischenseengebiet sind die Batwa. Von der Geschichte dieses in kleinen Stammesplittern über das Land zerstreuten pygmoiden Bevölkerungselementes ist gar nichts bekannt. Sie hängen, wie wir bereits früher zeigten (S. 7), ethnisch und somatisch mit den ähnlich gearbeteten Batwa Ruandas zusammen und haben viel Blut von der großwüchsigen Bantubevölkerung ihrer Umgebung aufgenommen, während sich die Wald-Batwa des nordöstlichen Kongogebietes (Ituri), denen sie verwandt sind, noch rein erhalten haben. Hier wie dort sind sie im Verschwinden begriffen. Es ist deshalb die höchste Zeit, daß diese, wenn auch nicht mehr rassenreinen, Reste eines uralten Pygmäenvolkcs methodisch von einem ethnographischen Fachmann besucht und untersucht werden. Die Hauptzüge ihrer Körperbeschaffenheit haben wir oben (S. 10) kennengelernt.

Die Mehrzahl der Batwa in Urundi wie in Ruanda trägt neben ihrem pygmoiden Grundcharakter zahlreiche Bantumerkmale. Und zwar sind es, wie Czekanowski anführt (Nr. 48, S. 48, 130), Merkmale der Wald-Bantu, also hauptsächlich der Bantuvölker des benachbarten Kongowaldlandes, was sich aus der durch zahlreiche pflanzen- und tiergeographische Erscheinungen gestützten Annahme erklären läßt, daß einst das ganze, heute von Grasfluren und Buschparzellen bedeckte Zwischenseengebiet von Wald bedeckt war, der mit dem großen Kongourwald zusammenhing und dieselbe Bevölkerung von Wald-Bantu hatte wie jener (vgl. S. 9). Dem Einfluß dieser Wald-Bantu sind die Batwa sehr lange ausgesetzt gewesen und haben sich ihnen kulturell und körperlich stark angeglichen. Wie jene Wald-Bantu sind die Batwa Nordwest-Ruandas sogar Anthropophagen (nach v. Gözen, v. Parisch, Czekanowski). Als dann von Osten her durch vordringende andere Bantustämme (Zentralbantu R. Weules), die von Anjamwesi und vom Victoriasee her kamen, der Wald des Zwischenseengebietes immer mehr ausgerottet wurde, um für andere Wirtschaftsformen Raum und Boden zu schaffen, zogen sich sowohl die Waldbantu als auch die Batwa immer weiter nach Westen zurück und sind nur noch parzellenweise im Zwischenseengebiet sitzen geblieben oder von den wirtschaftlich und numerisch stärkeren Zentralbantu-Eindringlingen allmählich absorbiert worden. Soweit sich zwischen ihnen in Urundi und Ruanda noch Batwa erhalten haben, haben sie nun auch von den Zentralbantu des Zwischenseengebietes viel Beimischung bekommen und demgemäß ihren Typus noch weiter abgewandelt (s. oben S. 9).

Diese Zentralbantu, deren somatischen und geistigen Charakter wir oben (S. 11, 13) kennengelernt haben, bilden die heutige große Masse der Bevölkerung von Urundi wie der von Ruanda, Mpororó, Ankole, Toro, Karagwe, Uha, Assuwi, Usindja; also fast des ganzen Zwischenseengebietes. In Ruanda, Uha und Urundi sprechen sie Dialekte des Bantuidioms Kirundi, in den genannten anderen Staaten Kirjoro.

In Urundi und Ruanda heißen sie Bahutu; in Karagwe und Mpororó: Banjambo; in Ankole, Kifiba, Ufindja: Bahiru. Ihren ethnischen Charakter haben diese Zwischenfeebantu aber nicht ganz rein erhalten können, denn sie wurden überlagert von den aus Norden eindringenden hamitischen Bahima-Batussi, die sich zu ihren Herren aufschwangen und ihnen viel von ihrem Blut, ihrer Denkart und ihren Sitten einimpften.

Von der Geschichte dieser jüngeren Bantu, der Bahutu Urundis und Ruandas, wissen wir so gut wie nichts aus der Zeit vor der Herrschaft der Batussi. Erst die Bahima-Batussi werden die Träger der Geschichte Urundis und Ruandas, erst mit ihnen treten auch die von ihnen unterworfenen und heute beherrschten Völker in den historischen Gesichtskreis ein.

Nach v. d. Burgt und Hptm. v. Langenn beginnt die erste Dynastie der hamitischen Beherrscher Urundis, die v. d. Burgt Bahinda nennt (vgl. S. 158), um das Jahr 1500. Es ist aber, wie Czekanowski nachgewiesen hat (Nr. 48, S. 49 ff.), als sicher anzunehmen, daß schon lange Zeit vorher die hamitischen Bahima (Bahuma), deren heute in Urundi wie in Ruanda herrschender Zweig Batussi (Batutzi) heißt, ihre Kinder im Zwischenfeengebiet geweidet haben. Die Bahimaeinwanderung Ugandas verlegt Czekanowski sogar in die ersten Jahrhunderte unseres Millenniums (Nr. 48, S. 49).

Bezeichnend für die Auffassung, welche die Batussi selbst von ihrer Herkunft haben, ist die nach Pater Loupias in Ruanda fortlebende Legende: Vater der Begafamilie ist Lututzi, der „aus Lehm gemachte“ (?) Sohn des Gottes Imana, während der ebenso gemachte andere Sohn des Imana, Kigwa, der Vater der Banjeginjafamilie ist, die in Ruanda herrscht. Kigwa, Lututzi und ihre Schwester Njinabatutzi (d. h. Mutter der Batutzi) wurden aber von Imana aus seinem „Paradies“ vertrieben und fielen in Bugansa, also am Mhassfee in Ruanda, nieder. In Ruanda wohnten jedoch bereits drei große

Familien, die Basinga, Bageffera und Basingaba, außerdem die Batwa in den Wäldern. Alle diese Menschen oder ihre Vorfäter waren früher von Imana aus dem „Paradies“ gejagt worden. Kigwa wurde ihr König, heiratete seine Schwester (Endogamie!) und wurde Stammvater der Ruanda-Batutzi (Banjeginja), während Lututzi nach Karagwe ging und Stammvater der Bega wurde. Später siedelte auch er nach Ruanda über. Seitdem geben die Banjeginja ihre Töchter den Bega und diese ihre Töchter jenen zu Frauen (Exogamie!). Alle Batutzifamilien kommen von ihnen her. (Nr. 28, S. 1—13.)

Die Bahima Urundis wollen von Norden und Nordosten aus einem Bergland Igitára oder Ititara gekommen sein (Nr. 19, S. 288, 614), und auch die Bahima Ruandas nennen als frühere Heimat ein Land im Nordosten, „wo große Berge seien und wo der Mond aus deren Spitzen neue Kraft und sein schönes weißes Licht schöpfe“ (Langheld, Über einen Zug nach Ruanda; Deutsches Kolonialblatt 1895, S. 73). Igitára oder Ititara ist zweifellos identisch mit dem Land Kitára anderer Berichte, dessen Hauptgebiet das spätere Anjoro war. Die verbreitete, schon von Speke (Nr. 1, Bd. I, S. 273) geäußerte Auffassung, daß Kitára einst ein politisch starkes Reich gewesen sei, bestreitet Stuhlmann; der Name bezeichne nur das Heimatland der Bahumahäuptlinge (Nr. 5, S. 651, Anmerk.). In der Tradition der Ruanda- und Urundileute scheint jedenfalls die Erinnerung an Anjoro fortzuleben und an die Bergländer zwischen Anjoro und ihrer jetzigen Heimat, nicht aber die Erinnerung an eine viel ältere Urheimat im Nordosten des Erdteils, als die man wohl die Gallaländer anzusehen hat. Man ist jetzt überwiegend der Meinung, daß die Bahima auf die Borana-Galla zurückzuführen sind, mit denen sie auch somatisch die meiste Verwandtschaft haben.

Außerhalb des Zwischenseengebietes dürften die niloto-hamitischen Massai, Nandi, Teso, Latuka, Bari, von denen die Nandi auch in ihrer Sprache am meisten Reinhamitisches haben und als Reste einer früheren Galla-„Infiltration“ angesehen werden (Journal of the African Society, Bd. XIII, S. 160), Verwandte der Bahima sein und wie sie Zweige der Galla-Expansion, die sich einst schon weit nördlich vom Victoriasee gegabelt hat und den einen Wanderstrom östlich, den andern westlich des Victoriasees allmählich nach Süden getrieben hat. Schon die Tatsache, daß die vorgenannten Nilotohamiten homogene Sprachzonen trennen, läßt auf ihre spätere Einwanderung in diese Gebiete der Sudan- und Bantuneger schließen (Nr. 38, S. 25). Wie die Bahima sind auch sie hauptsächlich Hirten und bevorzugen deshalb die grasigen Hochländer. Aber im Gegensatz zu den Bahima haben sie ihre Rasse nicht rein vom Blut der umwohnenden Negerstämme erhalten, während sie ihre hamitischen Sprachen und Sitten viel strenger bewahrt haben als die Bahima. Lange bevor die fremden Rasseinflüsse auf die Hamiten stattfanden, muß eine frühe hamitische Einwanderung Anjoro okkupiert haben.

Schon Speke, dem wir die ersten Nachrichten über die „Wahuma“ verdanken, schreibt, daß einst im Norden des Victoriasees fremde Hirtenstämme, „wahrscheinlich Abessinier oder möglicherweise Gallas“, aus Nordosten nach Uganda und Anjoro eingedrungen seien und dort „das große Königreich Kittara gründeten, wo sie ihre Religion verloren, ihre Sprache vergaßen, ihre untern Schneidezähne wie die Eingebornen auszogen, ihren Nationalnamen in den der Wahuma änderten und sich nicht mehr der Namen Hubschi oder Galla erinnerten, obgleich selbst die jetzt regierenden Könige eine eigentümliche Tradition bewahren, daß sie einst halb weiß, halb schwarz gewesen seien“. „Die Fürsten von Anjoro werden Wawitu genannt und zeigen nach Norden, wenn sie gefragt werden, wo ihr Land Awitu liege.“ (Nr. 1, Bd. I, S. 272/3.)

Über diese Einwanderung in Anjoro hörte Emin Bey im Lande selbst folgende Überlieferung: „Anjoro bildete einst mit Uffoga, Uganda, Abdu und Karagwe ein großes Land, bevölkert von den Witschwesi. Da kamen aus dem fernen Nordosten Leute mit weißer Haut und kreuzten den Fluß (Somerset); ihre Zahl war sehr groß, und die Einwohner fürchteten sich vor ihnen, denn die weißen Leute waren waliabantu (Menschenfresser). Als nun die neuen Ankömmlinge alle über den Fluß gekommen, sammelten sie sich in Matjum (einem noch heute existierenden Orte südöstlich von Mruli) und beschloßen, eine Kolonne nach Anjoro, eine andere nach Süden (Uganda usw.) zu senden und sich dieser Länder zu bemächtigen. Die Eindringlinge nannten sich Wawitu (Leute von Witu), ein Name, der heute nur den herrschenden Geschlechtern zukommt; das Volk aber nannte sie Wahuma (Leute von Norden), in Uganda auch Walindi. Sie waren und sind Hirten,

während die Witschwesi Ackerbauer waren. Als nun die Wawitu immer weiter vordrangen, zogen sich die Witschwesi vor ihnen immer weiter nach Westen; ein großer Teil von ihnen ertrank im Mwuatan-Nzige (Töter der Heuschrecken) oder Albert-See, weil sie keine Rähne besaßen. Der Rest wurde zu Sklaven gemacht; aus ihrer Vermischung mit den Ankömmlingen entstand die heutige hellfarbige Rasse. Wo die Einwanderer sich ganz rein erhielten, sind sie noch heute rein weiß, wie in Toro und Gambalagalla; wo die Witschwesi rein blieben — und viele von ihnen durchziehen noch heute das Land als fahrende Säger und Zauberer — sind sie rein schwarz. Die Einwanderer adoptierten die Sprache der Ureinwohner, unter sich aber sprechen sie noch heute (1878) die Sprache der Wahuma. In Anjoro ist heutigen Tages der Name Witschwesi gleichbedeutend mit Leibeigener, so wie in Uganda das Wort muddu (eigentlich Bewohner von Abdu) heute Sklave bedeutet. Ich gebe die vorstehende Erzählung genau so, wie ich sie hier im Plaudern gehört.“ (Emin Bey, Journal einer Reise von Mruli nach der Hauptstadt Anjoros. Petermanns Mitt. 1879, S. 182.)

Ph. Paulitschke faßt 1886 die Angaben der bisherigen Forscher über die Völkerbewegungen der Galla-Stämme und das Ergebnis seiner eignen Untersuchungen zusammen: Die Dromo-Galla saßen einst im ganzen Osthorn Afrikas. Durch die Ausbreitung der Somal wurden sie nach Süden gedrängt. Dort stießen sie teils auf eine Gegenbewegung der Bantuvölker, teils auf den Widerstand der Massai und Watusi; andernteils wandten sie sich nach Nordwesten ins abessinische Bergland südlich von Harrar, während sieben Stämme nach Westen und Südwesten zum mittleren Nil und ins Seengebiet vordrangen. Bei allen Somal- und Galla-Stämmen findet sich noch

diese Wandertradition. Der letzte große Abschnitt dieser Völkerwanderung vollzog sich sicheren historischen Nachrichten zufolge vom Anfang des 16. Jahrhunderts an (Nr. 3a, S. 7—11). — Um diese Zeit fanden auch neue starke nord-südliche Völkerbewegungen im Zwischenseegebiet und hamitische Dynastiegründungen in Urundi statt, wie wir weiter unten (S. 157) sehen werden.

F. Stuhlmann nimmt an (Nr. 5, S. 713), daß eine der ersten Bahimaeinwanderungen, die vom fernen Nordosten her durch

Anjoro, Ankole, Toro nach Süden zogen, „diejenige der Ruhinda gewesen sei, ein Name, der offenbar der vornehmsten Familie dieser Einwanderer angehört und von einem Häuptling Ruhinda abgeleitet wird“. Diese Ruhinda seien durch nachrückende Bahimasharen, zu denen auch die Wawitu gehörten, nach Süden gedrängt worden, wo sie neue Reiche gründeten, und zwar habe die Abwanderung der Ruhinda aus Anjoro etwa im 17. Jahrhundert stattgefunden, wie auch Speke annähernd berechnet hat (Nr. 1, Bd. I, S. 275).

Die vorstehend angeführten Mitteilungen und Ansichten Spekes, Emin's, Paulitschkes, Stuhlmann's und anderer lassen sich kurz so zusammenfassen: In Anjoro und Uganda saßen vor der ersten Bahimaeinwanderung die Bantustämme der Witschweſi. Diese wurden vor mehreren Jahrhunderten durch eine aus Nordosten (Gallaländer) eindringende nomadische Bahimainvasion überrannt, deren erste Ankömmlinge sich Ruhinda (Stuhlmann) und deren später folgende Hauptmasse sich Wawitu (Speke und Emin) nannten. Während die ackerbauenden Witschweſi größtenteils im Lande blieben und sich den Bahima unterwarfen, wichen die Ruhinda vor den Wawitu etwa im 17. Jahrhundert nach Süden aus und gründeten im südlichen Zwischenseegebiet neue, noch heute bestehende Reiche.

Dieser Auffassung gegenüber haben die neueren Forschungen J. Czekanowski's zu einem ganz andern Ergebnis geführt. Er tut dar, daß die Angabe Emin's von einer Witschweſi genannten Urbevölkerung Anjoros ein Mißverständnis ist. Batschweſi (Watschweſi, Witschweſi) sind in Anjoro die alten Bahima- oder Bahindaherrscher, deren Geistern noch jetzt göttliche Verehrung gezollt wird: Wamara, Mugascha, Kisiba u. a. m. Darum bedeutet dort Batschweſi soviel wie Manen. Dieselbe Erklärung gibt auch H. S. Johnston: Batschweſi sei ein Synonym für die alten Bahimaeindringlinge Anjoros und für die Ahnengeister der Häuptlinge jener Eroberer; nach letzteren seien aber auch die Priester, die den Kultus dieser Geister leiten und sich im Kult mit den Geistern identifizieren, Batschweſi genannt, und hiervon ist wohl der Name auf die Zauberer und Mediziner der Bahimaländer des Zwischenseegebietes übergegangen und hat sich bis nach Anjamweſi ausgebreitet. Bemerkenswert ist, daß die Bahima Ankoles noch heute in Anjoro Batschweſi genannt werden (Nr. 17, Bd. II, S. 588/9, 592, 594). Die Urbevölkerung Anjoros und des ganzen Zwischenseegebietes sind vielmehr die Batwa und die Bantustämme (z. B. die Bakonjo und Basita), die mit den Waldnegern des Ostkongolandes sehr viel Gemeinsames haben. Zu diesen kamen als eine der ältesten Einwanderungen die Bahimastämme der Batuffi. Die Zeit dieser Einwanderung ist unbekannt, aber jedenfalls liegt sie viel weiter zurück als die Tradition der gegenwärtigen Bahimastaaten, und zweifellos kamen die Eindringlinge aus Nordosten und verbreiteten sich über Uganda, Anjoro, Toro, Ankole usw., wo sie überall die eingeborenen Bantu unterwarfen und ihnen viel von ihrem Blut mitteilten, während sich ihre eigenen Stämme rein von Bantublut hielten. In Uganda dürften sie im Anfang unseres Jahrtausends eingefallen sein. Mehrere Jahrhunderte lang haben sie in Uganda geherrscht, als aus Norden eine neue Völkerwoge eindrang und vom Land Besitz ergriff; es waren die nilotischen Madistämme der Baganda, deren Ankunft etwa auf den

Anfang des 15. Jahrhunderts angefaßt werden kann, da seitdem 22 Herrschergeschlechter gezählt werden (Nr. 48, S. 49). In Anjoro aber ereignete sich vor 18 Generationen, also um die Mitte des 16. Jahrhunderts, ein neuer Völkereinbruch aus Osten, aus Bukedi vom Tschogasee her, und auch da waren es diesmal nicht Bahima, nicht Hamiten, sondern Schuli oder Atschuli; sie nannten sich Babito oder Wawitu (die mit Mwitu, Nombassa, gar nichts zu tun haben). Ihre von Emin auf die Witschwesi zurückgeführte Sitte des Ausbrechens der untern vier Vorderzähne ist Schulisitte und im Anjorosprachgebiet nur auf die Einflußsphäre der Babito (Wawitu) beschränkt. Nur die aus Bantu, Hamiten und Nilnegern gemischte Haupttrasse Anjoros, die große Masse der Banjoro, pflegt diese Sitte (Nr. 17, Bd. II, S. 581); südlich von Anjoro kommt sie nicht vor. Eine andere Woge dieses Schuliwanderstromes ist auf der Ostseite des Victoriaasees nach Süden vorgeedrungen, wo ihm die heutigen Wakawirondo und Wagaia angehören.

Die beiden Invasionen nilotischer Stämme in Uganda (Baganda-Madi) und in Anjoro (Babito-Schuli) haben die dort eingeseffenen Bahimadynastien (Batschwesi) beseitigt. In Uganda wurden damit alle Bahima ihrer Privilegien beraubt, so daß sie dort heute nur einfache Hirten sind, während in Anjoro die Bahima eine bevorzugte Stellung als Adelskaste beibehielten (Nr. 17, Bd. II, S. 592). Die neuen, nilotischen Herrschergeschlechter haben sich aber vielfach mit den zurückgebliebenen Bahima vermischt, so daß in den jetzigen dortigen Fürstengeschlechtern viele Bahimagestalten, die aber meist ganz dunkelhäutig sind, erscheinen. Das jetzige Fürstengeschlecht Anjoros, die Bakama, geht zurück auf den Babitofürsten Lukedi, d. h. den Mann aus Bukedi, dem Land der Nackten und Schwarzhäutigen (Schuli), der noch elf Nachfolger gehabt hat, worunter zuletzt der in der Entdeckungsgeschichte viel genannte Kabarega (Nr. 17, Bd. II, S. 596/7). Da der Einfall der Babito in Anjoro, die Auswanderung der Batschwesi aus Anjoro und die Gründung der Bahindadynastien in Ankole, Karagwe, Kifiba, Usindja zeitlich zusammenfallen, und da die Tradition der Bahinda auf Anjoro zurückgeht, so kann man wohl annehmen, daß die ausgewanderten Batschwesi und die Gründer der Bahindadynastien identisch sind (Nr. 48, S. 50—66).

Das Fazit dieser Erörterungen ist also dies, daß die Witschwesi (Batschwesi) nicht die Bantu-Urbevölkerung Anjoros sind, sondern die Herrschergeschlechter der ersten Bahimaeinwanderung in Anjoro, und daß die Wawitu (Babito) nicht die ersten in Anjoro erobernd eingedrungenen Bahimanomaden, sondern die, lange nach den letzteren, Anjoro unterwerfenden Nilotenstämme sind; ebenso die Baganda in Uganda. Ich schließe mich dieser wohlbegründeten Ansicht Czekanowskis an.

Wir haben also nun anzunehmen, daß die Bahima-Hirtenstämme sich auf ihrer großen Nord-süd-wanderung allmählich von Anjoro über weite Grashochländer des westlichen Zwischenseengebietes verbreitet haben, wo sie den Namen Batussi tragen, und daß schließlich die in Anjoro zurückgebliebenen Bahimageschlechter der Batschwesi durch einfallende Nilotenstämme (Babito, Wawitu) aus der Herrschaft verjagt und zum Teil nach Süden gedrängt wurden, wo sie unter dem Namen Bahinda (nach ihrem Stammherrn Ruhinda oder Mubinda) neue Dynastien im östlichen Zwischenseengebiet gegründet haben.

Je weiter nach Süden, desto geringer wird die Zahl der Bahima im Verhältnis zu den von ihnen beherrschten Bantu, desto reiner aber finden wir die Bahimarasse,

deren Körperbeschaffenheit im 1. Kapitel (S. 8) kurz skizziert ist, erhalten. In Mpororó, wo sie zahlreicher als die dortigen Bantu sind, haben sie ziemlich starke nilotische Beimischung; in Ruanda, wo sie sehr in der Minderzahl sind, wenig, in Urundi und Uha gar keine. Nach Czekanowski's Messungen wächst der Schädelindex von Norden nach Süden immer mehr. Die südlichsten Bahima, also die Batuffi in Urundi, Uha, Udjidji usw., sind Glieder der reinsten, ältesten Bahimageschlechter, aber wahrscheinlich erst beträchtlich später ins Land gekommen als die Bahima Ankoles, Mpororós und Ruandas in das ihrige (S. 160). Schon nach den ersten Berichten des Grafen Gözen über die Batuffi Ruandas hat Schweinfurth den richtigen Gedanken ausgesprochen, daß diese südlichsten Bahima den „ältesten und ursprünglichsten Zustand der Rasse darstellen, und daß die anderwärts in Afrika durch Isolierung des Typus bedingte Reinhaltung des Typus hier durch die Steigerung der ethnischen Gegensätze bedingt worden ist, dem Verhalten von Öl und Wasser gleich“ (Verhandl. d. 7. Intern. Geogr. Kongr. Berlin 1899, Bd. I, S. 192).

Seit ihrem ersten Erscheinen im nördlichen Zwischenseengebiet sind die Bahima immer weiter nach Süden vorgedrungen und haben sich bis in die Gegenwart auch über die Grenzen des Zwischenseengebietes hinaus nach Westen (Ostkongoland), nach Süden (Unjamwesi und Tanganika-Randgebirge) und Südosten (Uffukuma) vorgeschoben. Auf dem südöstlichen Randhochland des Tanganika beherrscht eine vor vielen Jahren aus Norden eingewanderte reinrassige Bahimafamilie die große Landschaft Ufipa (Nr. 11, S. 321).

Nach Bischof Lechaptois haben diese südlichen Bahima die Tradition bewahrt, daß ihre Vorfahren vom Norden des Tanganika aus einem unbekanntem Lande gekommen seien. Sie nannten sich Watwaki, was wahrscheinlich der Name ihres Stammes (Clans) sei. Sie seien aus einer sehr fernen Gegend in großer Zahl ausgewandert, aber viele seien unterwegs in verschiedenen Ländern sitzen geblieben. Nur drei Weiber seien schließlich bis nach Urungu und von dort nach

Überschreitung der Berge bis nach Ufipa vorgedrungen, wo sie sich durch Klugheit, Zauberei (Mufimu) und Tücke in den Besitz der Oberherrschaft gesetzt haben. Sie wählten sich Ehemänner aus dem Stamm der Wanyika, aber ihre Kinder blieben Watwaki (Matriarchat!), und fortan hielten die Watwaki ihre Rasse rein von fremdem Blut, indem sie nur unter sich heirateten und selbst Ehen zwischen Brüdern und Schwestern gestatteten. (Nr. 47, S. 44–50.)

Diese Überlieferung läßt erkennen, daß die Bahimaeinwanderung nach dem südöstlichen Tanganika ohne kriegerische Eroberung stattgefunden hat und daß die durch ihre geistige Überlegenheit zur Herrschaft gelangte Sippe durch strenge Endogamie die Superiorität ihrer Rasse bewahrte. Es ist also der nämliche Vorgang, den wir auch von den anderen nach Süden wandernden und sich die Eingeborenen untertan machenden Bahimageschlechtern kennen oder vermuten können. Lechaptois zählt in seiner Königsliste von Ufipa 17 Bahimaherrscher auf und bemißt die Gesamtzeit ihrer Herrschaft auf etwa 150 Jahre, so daß der Beginn ihrer Einwanderung auf ungefähr die Mitte des 18. Jahrhunderts anzufesen wäre; er fügt hinzu, daß nicht der Sohn dem Vater in der Königswürde folgt, sondern der Bruder dem Bruder oder der Nefse dem Oheim. Auch dies also ein Kennzeichen des Matriarchates.

Ferner sei erwähnt, daß H. Johnston einzelne reinblütige Bahima auch entlang der Westküste des Tanganika, auf dem Njassa-Tanganikaplateau und sogar zwischen den Bantu des mittleren Sambesi sah (Nr. 17, Bd. II, S. 616). Die Anwesenheit der Bahima unter anderen Stämmen ist auf den ersten Blick zu erkennen, da sie sich in den Gebieten, wo sie die Herren des Landes sind (also nicht in Anjoro und

Uganda), niemals mit den Bantuvölkern ihrer Umgebung vermischt, sondern ihr Hamitenblut durchaus rein erhalten haben. Wie oft glaubte ich bei ihrem ersten Erscheinen die hochgewachsenen scharfnasigen Leute von der Galla- oder Somalküste Nordostafrikas vor mir zu haben, die ich von früher kannte, und wie oft wurde ich an die Typen altägyptischer hamitischer Herrscher erinnert, wie sie uns auf den Bildwerken der ägyptischen Königs- und Tempelbauten und in manchen Königsmumien des Bulakmuseums so eindrucksvoll entgegenreten.

Unverkennbar sind die Bahima aber auch durch die wichtigsten Elemente ihres Kulturbesitzes. Sie sind Hirtenvölker reinsten Ausprägung und haben überall, wo sie hingekommen sind, das Großhornrind mitgebracht, das von den Rinderrassen der Bantu außerordentlich verschieden ist (s. S. 41). Auch die nur bei ihnen vorkommende windhundartige Hunderasse, die Bienentorbhütte, die Spiraltechnik ihrer Korbflechterei, die sog. Schalenzither als Musikinstrument u. a. m. scheint für sie charakteristisch zu sein. Ob ein hamitischer Wanderzug — der wohl viel älter gewesen sein müßte als die, welchen die jetzigen Bahima des Zwischenseengebietes angehörten — wirklich Südafrika erreicht hat, wo die Hottentotten von manchen Ethnologen als ein mit Bantu vermischter Hamitenstamm angesprochen werden, bedarf noch der näheren Untersuchung.

Das ausschließliche Vorhandensein des grobhörnigen Bahimarindes bei den Hottentotten, Herero und Ovambo und die für die Bahima charakteristische Spiraltechnik der Korbflechterei bei den Ovambo sprechen sehr dafür. Hamitische Typen sind unter den Hottentotten nicht selten, und bei den westlichen Rassen beobachtete v. Luschan etwa  $\frac{1}{2}$  Proz.

Hamitentypen: schmales Gesicht, schmale Nasen, hohe Nasenrücken, dünnere Lippen, hellere Haut, feineres und weiches Haar (Anhang II zu Nr. 40, S. 252). Die Schnalzlaute der Hottentotten sind nach Meinhofs Forschungen Lehnwort von den Buschmännern, aber die Grammatik der Hottentottensprache ist rein hamitisch.

Bei ihrem ersten Eindringen in das nördliche Zwischenseengebiet werden die Bahima wohl meist mit kriegerischer Eroberung vorgegangen sein, wie wahrscheinlich auch früher in den weiter nordöstlichen und nördlichen Ländern. Später aber verbreiteten sie sich weiter über das Zwischenseengebiet und die angrenzenden Länder wohl meist durch friedliches langsames Dazwischenschieben zwischen die alteingesessenen Bantu-Alterbauer; so noch jetzt, wogegen auch die deutsche Regierung nichts einzuwenden hat. Von Nordosten und Norden her erfolgten jedoch im Lauf der Jahrhunderte noch mehrere Bahimainvasionen in das Zwischenseengebiet nacheinander. Während in Uganda nach der in den ersten Jahrhunderten unseres Jahrtausends stattgehabten Bahimaeinwanderung die Einwanderung der Baganda um den Anfang des 15. Jahrhunderts und danach die der Babito um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich aus Norden vollzog, und die Baganda und Babito die Herrschaft der Bahima vernichteten, sind in den Zwischenseenstaaten Ruanda, Urundi, Uha die Bahima-Batuffi die herrschenden Geschlechter geblieben, aus denen auch die Könige hervorgingen. In den östlichen Ländern des Zwischenseengebietes dagegen haben die Bahima die Herrschaft den Geschlechtern der ebenfalls hamitischen Bahinda überlassen müssen, die heute allein diesen Ländern die Könige geben und mit ihren wenigen, aber starken Familien die Herrschaft ausüben.

Wahrscheinlich waren die Bahinda ein bevorzugtes Bahimageschlecht, das ursprünglich in Anjoro saß und mit andern Clans Mitte des 16. Jahrhunderts von dort durch die von Nordosten eindringenden nilotischen Babito verdrängt

wurde (s. oben S. 156). Diese verdrängten Bahimageschlechter Anjoro sind offenbar nach Süden und Südosten ausgewichen, denn um dieselbe Zeit der Babito-invasion in Uganda und Anjoro, Mitte des 16. Jahrhunderts, werden in Ankole, Karagwe, Ihángiro, Ufindja neue Dynastien von eindringenden Bunjoro-Königsöhnen gegründet, und der dem Königsgeschlecht der Bajango angehörende Held Ruhinda oder Muhinda dehnte die Herrschaft weiter nach Süden und Südwesten aus (Nr. 48, S. 54). Seine Nachkommen, die Bahinda, bilden mit den Bajango denselben Clan und dürfen deshalb einander nicht heiraten (Oberl. Richter, Der Bezirk Bukoba, Mitt. Deut. Schutzgeb. 1899, S. 69). Die Bahinda sind also höchstwahrscheinlich eine jüngere, kleinere, aber kriegerische Hamiteninvasion, ein vornehmes zahlreiches Bahimageschlecht, das, aus Anjoro verdrängt, sich neue Herrschafts- und Weidegebiete im mittlern und südlichen Zwischenseengebiet eroberte und sich in den Ländern Toro, Ankole, Mpororo, Karagwe, Kifiba, Ost-Ussuwi, Ufindja, wo teilweise schon die älteren Hamiteneinwanderungen der Bahima-Batuffi zu Besitz und Herrschaft über die einheimische Bantubevölkerung gelangt waren, zu despotischen Königs- und Fürstengeschlechtern aufschwang. Überall, wo Bahinda herrschen, ziehen ihre Geschlechter scharfe soziale Grenzen zwischen sich und der Menge der gewöhnlichen Batuffi, über denen sie sich hoch erhaben dünken, wiewohl sie jene als blutsverwandte Rasse, als Adel gegenüber der Plebs der Bahutu und Batwa anerkennen und privilegieren. Nach der Clantabelle Czekanowskis gibt es Bahinda in Anjoro, Toro, Ankole, Mpororo, Kjamtwara, und später fügt er hinzu: Buhaja, Ihángiro, Karagwe, Ost-Ussuwi, Ufindja (Nr. 48, S. 42). In Ankole wird der Königsclan der Abahinda ausdrücklich auf den dortigen ersten Bahimastammkönig Ruhinda zurückgeführt (Nr. 27, S. 97, 99).

Aber weder in Ruanda noch in Urundi kommt der Clan der Bahinda vor. Zwar bezeichnet v. d. Burgt die Könige von Urundi als „Wahinda“ und führt als ersten Urundikönig einen Ruhinda an, aber weder kommt dieser Name je wieder in der späteren Königsliste vor, noch wissen andere Landeskenner etwas von Bahinda in Urundi. Hauptmann v. Langenn-Steinkeller erklärte mir ausdrücklich, daß es in Urundi keine Bahinda gebe, sondern daß alle Könige dem Geschlecht der Bagamwa oder Abaganwa angehören. Das wird auch von andern Kennern bestätigt, z. B. Hauptmann Goering (Deutsch. Kol.-Blatt 1911, S. 552), und so habe ich es im Land selbst wiederholt von den Eingeborenen gehört. Es scheint also in diesem Fall bei v. d. Burgt ein Irrtum vorzuliegen, was ich auch deshalb annehme, weil er sonst gar nichts weiter über die Bahinda mitteilt, als daß sie eine „race dynastique, superbe, noble“ seien (Nr. 19, S. 4, 629). Auch seine Angabe, daß die Bahinda wie in Urundi so auch in Ruanda regieren, trifft nicht zu, denn auch in Ruanda gibt es keine Bahinda, sondern die dortigen Könige gehören dem edlen Bahimageschlecht der Banjinja an. Desgleichen schreibt Pater van Thiel, daß der Ruandakönig kein Muhinda, sondern wahrscheinlich ein Mutuffi sei (Nr. 35, S. 517). Nach einer neuern brieflichen Mitteilung v. d. Burgts an mich ist „Wahinda“ in Urundi keine ethnische Bezeichnung, sondern ein „Ehrentitel, der am besten durch Herrscher, Beschützer oder Eroberer wiederzugeben ist. Auch der Sultan von Usámbiro, dessen Dynastie sicher aus Anjoro stammt, und seine Verwandten nennen sich Wahinda, die Frauen Wahindakasi. Die Waganwa Urundis nennen sich selbst aber nie Wahinda“.

Am wahrscheinlichsten ist es mir, daß die Bahinda ihre um die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnenden Eroberungszüge niemals bis nach Ruanda, Urundi und Uha

ausgedehnt haben. Die Bewohner dieser, damals wohl schon größtenteils von älteren Batuffieinwanderern besetzten und beherrschten großen Länder werden den Bahinda zu kriegerisch gewesen sein, oder wenn sie eine Invasion versucht haben sollten, sind sie vermutlich mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen worden. Ich halte es daher für sicher, daß die herrschenden Geschlechter Ruandas, Arundis und Uhas reine Bahima der älteren Einwanderung sind, ebenso wie die Mehrzahl der dem Königsgeschlecht nicht angehörenden Batuffi. Aber die Königsgeschichte wird nachher mehr zu sagen sein (S. 163, 180).

Die Ausbreitung der Batuffi über die großen Hochländer zwischen den Seen wird wohl in der Hauptsache so vor sich gegangen sein, daß die jüngeren Einwanderungen sich an den bereits festgesetzten älteren vorbeigeschoben haben und so in immer weiter südliche Gebiete vorgedrungen sind, oder daß die jüngeren Generationen der sich stark vermehrenden Ansässigen nicht mehr genug Raum in der Heimat fanden und deshalb in die noch nicht oder wenig von Batuffi okkupierten südlicheren Länder sich ausbreiteten. Demzufolge wären also die südlichsten Batuffistaaten die jüngsten. Oft wird es aber auch zu blutigen Kämpfen zwischen den Altangesessenen und den Neuankömmlingen gekommen sein, infolge deren dann und wann die Älteren vor den aus Norden eindringenden Jüngeren nach Süden auswichen. Dies nimmt auch v. d. Burgt für Arundi an (briefliche Mitteilung). Dann sind zwar die südlicheren Ansiedlungen und Staatenbildungen jünger als die nördlichen, aber ihre Menschen gehören den älteren Einwanderergenerationen des Zwischenseengebietes an (vgl. S. 158). In allen Fällen wird der Grund für alle diese Wanderungen der Batuffihirten der Expansionstrieb wegen starker Volksvermehrung und damit im Zusammenhang die Suche nach neuen Weidegebieten für das Vieh gewesen sein und noch sein.

Sehr auffallend ist es, wie ganz anders sich die Bahima bei ihren Verbreitungen zu den von ihnen unterworfenen alteingesessenen Bantuvölkern verhalten haben als andere eroberte Wanderstämme Afrikas. Für afrikanische Auswanderer im allgemeinen nimmt v. Luschán an, daß, wenn sie fortzogen, um sich unter einem fremden Volk eine neue Heimat zu suchen, „es in der Regel ausgesucht kräftige, vielleicht überwiegend junge Leute sind. Sie brechen die Brücken hinter sich ab und befinden sich im neuen Land den alten Bewohnern gegenüber numerisch in der Minderheit. Gewöhnlich haben sie nur wenige oder gar keine Frauen mitgeführt. Infolgedessen nähern sie sich in ihren körperlichen Eigenschaften allmählich den neuen Nachbarn an. Die geistigen Eigenschaften werden aber von der neuen Umwelt nicht beeinflusst, sondern im Kampf derselben siegt immer die

bessere: also die bessere Sprache, die bessere Religion, die bessere Schrift usw. So haben sich z. B. die hamitischen Massai körperlich den Ostjudanesen und Niloten angeglichen, aber in der Sprache und geistigen Kultur sind sie hamitisch geblieben. Anders die Bahima. Diese waren von vornherein streng auf Reinhaltung ihres Blutes bedacht und haben fast niemals einheimisch Frauen in ihre Sippen aufgenommen (weil sie selbst genug hamitische Weiber aus der Urheimat mitgenommen hatten). Daher hat sich ihr alter Typus vielfach wunderbar rein erhalten. Viele sehen wie alte Ägypter aus; als wären alte Pharaonen aus ihren Gräbern auferstanden. Aber überall haben sie die Sprache ihrer Bantuuntertanen angenommen. Die alte Sprache scheint restlos verschwunden zu sein.“ (Nr. 40, Anhang II, S. 247 bis 251.)

Auf welchen Zugstraßen die Einwanderungen der Batuffi nach Ruanda, Arundi und Uha sich vollzogen haben, ist nicht mehr festzustellen. Sie aus den jetzigen stärksten Ansammlungen von Batuffi in verschiedenen Landschaften rekonstruieren zu wollen, wie es Czekanowski tut (Nr. 48, S. 123), scheint mir gewagt, da die Verteilung der Familien im Lande schon seit langer Zeit ganz abhängig davon ist,

wie und wo diese und jene Familie vom König mit Land belehnt wurde oder wird. Aus diesem Grunde kann auch die Verteilung und Verbreitung der verschiedenen Clans im Zwischenengebiet nur für die Wanderungen von Staat zu Staat, vom Herrschaftsbereich des einen Königs zu dem des andern Anhalte und Aufschlüsse geben, nicht aber für die freiwillige Ausbreitung in einem bestimmten Staat (Ruanda oder Urundi oder Uha), da innerhalb seiner Landesgrenzen der König willkürlich über die Verteilung der Clans resp. der zu einem Clan gehörenden Familien bestimmt. Im allgemeinen wird man annehmen können, daß die von Norden nach Süden vordringenden Wanderzüge sich auf Bahnen bewegt haben, wo sie die geringsten Widerstände bei den Menschen und in der natürlichen Landesbeschaffenheit fanden, und wo es für ihre Rinderherden, an deren Existenz sie als reine Hirtenvölker gebunden waren, genug Futter gab. Das werden zuerst die Landstriche östlich und westlich vom mittleren Ragera, also das östliche, niedere Ruanda, Kiffaka, Karagwe, Uhimba, Uffuwi, Ujungu, Nord-Uha gewesen sein, wo die Einwanderer offenes Land ohne schwierige Gebirge, leichte Übergänge über die Flüsse und allerwärts gute Weide für die Rinderherden fanden. Uha, obwohl weit südlich gelegen, dürfte in diesem Zug der frühen Bahimawanderungen schon mit am ersten von Batussi besetzt worden sein, weil es eben unschwer zu erreichen war.

Erst von dieser östlichen Achse aus werden die Batussi in Nordost-Südwest- und in Ost-West-Richtung, wie die wenigen Überlieferungen sagen, sich in die bergigen, von Bächen und Flüssen stark zerschnittenen Länder von Hoch-Ruanda und Hoch-Urundi vorgeschoben haben. Je weiter nach Westen, um so langsamer wird dies gegangen sein, weil dort noch weite Gebiete vom Urwald bestanden waren; aber mit ihrem Eindringen wird sich die Waldrodung durch die unterjochten ackerbauenden Bahutu doppelt schnell vollzogen haben, weil nun auch immer größere Weideflächen für die Herden der Eroberer geschaffen werden mußten. An Stelle des Waldes trat Grasland. Den Endverlauf dieses Prozesses, den Schlußakt des Waldverwüstungs-dramas, sieht man gegenwärtig auf dem Randgebirge von West-Ruanda und Nordwest-Urundi sich abspielen, wo die letzten Reste des herrlichen alten Urwaldes in wenigen Jahrzehnten verschwunden sein werden, wenn sie unsere Regierung nicht zu Reservaten erklärt und die Häuptlinge für den Waldschuß verantwortlich macht.

Von Zentral-Ruanda aus scheint die Expansion der Batussi erst vor wenigen Generationen nach Nord-Ruanda in das Gebiet der Virungavulkane und ein Stück darüber hinaus gelangt zu sein, und ebenso von West-Ruanda und Nordwest-Urundi aus über den Zentralafrikanischen Graben westwärts in die Grenzregionen der Kongokolonie. Noch im Mbogaland auf der Westseite des Semliki und an mehreren Stellen der Westküste des Albertsees gibt es Bahima (Nr. 17, Bd. II, S. 610); in den grasigen Baleggebirgen auf dem Südwestrand des Albertsees sind die Häuptlinge Bahima wie die Aristokratie in Anjoro und seinen südlichen Nachbarländern (Bright, Geogr. Journ. 1909, Bd. 34, S. 140). Aber diese Bahimageschlechter am Albertsee entstammen nicht der von Ruanda aus nach Norden und Nordwesten vordringenden Völkerwelle, sondern einer älteren Strömung, die direkt aus Nordosten und Osten dorthin gekommen ist.

In den oben bezeichneten Außensäumen ihres von Ruanda ausstrahlenden südlichen Verbreitungsgebietes sitzen dagegen die Bahima-Batussi nur vereinzelt oder

Sans Meyer, Die Barundi.

in verstreuten geschlossenen Dörfern als Viehzüchter neben der Menge der ackerbauenden Bantubevölkerung (Nr. 22, S. 456) und keineswegs als Herrscher oder als dominierende Adelskaste, sondern eigentlich als geduldete Fremdlinge, von deren Viehzucht die Ackerbauer mancherlei Nutzen haben. Für den Ruandakönig sind die Grenzgebiete seines Reiches ein Gegenstand beständiger Sorge, denn immer ist die dortige Bantubevölkerung auffällig gegen die Batussibeamten (Batwale) des Königs, und Mord und Totschlag ist an der Tagesordnung. Sowohl im Norden, im Gebiet der Virungavulkane, besonders in der Landschaft Mulera, als auch im Randgebirge des Westens sind die Batussi noch dünn gesät und steht die Herrschaft des Ruandakönigs Musinga noch auf schwachen Füßen.

Ähnlich ist es mit der Batussiherrschaft in den Grenzgebieten Urundi bestellt. In Nordwest-Urundi hat sich der Häuptling Kilima seit langen Jahren erfolgreich gegen die Ausbreitung der Batussi und gegen die Machtansprüche des Königs von Urundi, früher Kisabo, jetzt Mutaga, gewehrt. Kilima soll zwar königliches Blut in sich haben, denn er sei ein Sohn Ribanamafangos und damit ein Enkel des Urundikönigs Ntare III., aber seine Mutter war eine Bantufrau aus Anjambungu, westlich vom Ruffissigraben, und er selbst hat von ihr ganz den Bantutypus geerbt (vgl. unten S. 188 und Taf. 17). Bei der Thronfolge seines Onkels Kisabo nach Anjambungu vertrieben, wuchs er in Bantuansehauungen und in Bantuhaf gegen die Batussi und die Sippe des Urundikönigs auf, so daß er, als er erwachsen mit einem starken Banjambungugefolge nach dem heimatlichen Nordwest-Urundi zurückkehrte, dort im Grenzgebiet bei den Bahutu schnell Anhang gewann und in kurzem alle vorhandenen Batussi niedermachte, weshalb er den Namen „Batussischlächter“ bekam. Heute gibt es in seinem Land, das sich vom oberen Akanjaru (Urundi-Ruanda-Grenze) süd- und westwärts bis über den oberen Ruvuvu erstreckt, nur noch zwei oder drei Batussifamilien, die mit Kilima verschwägert sind; alle andern sind ausgerottet. (Briefliche Mitteilung des Hauptmanns v. Langenn.)

Wie in der für unsere Kenntnis historischen Zeit der Bahimageschichte, so wird sich wohl auch in den vorausgegangenen Zeiten die Ausbreitung der Bahima im Zwischenseengebiet teils friedlich, teils kriegerisch vollzogen haben; kriegerisch wahrscheinlich immer dann, wenn ein energischer Bahimafürst aus dem Bedürfnis dynastischer Machterweiterung seinen Anhängern und Lehnsleuten neuen Boden zu verschaffen bestrebt war. Eine wirkliche planvolle Eroberungspolitik trieben aber erst die großen, zu absoluten, despotischen Herrschern gewordenen Könige von Ruanda und Urundi.

An der Spitze des Herrschergeschlechtes, d. h. des Vaganwa-Clans, von Urundi steht nach der unten (S. 194) wiedergegebenen Tabelle v. d. Burgts (Tabelle M) der sagenhafte Ruhinda, ca. 1500 bis 1530. Ihm folgen in steter Wiederholung die Königsnamen Ntare (= Löwe), Mwesi (= der Leuchtende, Mond), Mutaga (= der Morgen, aufgehende Sonne), Mwambutsa (= Furt?). Nach Hauptmann v. Langenn ist die immer gleichbleibende Reihenfolge der Königsnamen: Mutaga, Mwambutsa, Ntare, Mwesi; aber von einem Dynastiegründer Ruhinda in Urundi weiß v. Langenn nichts. Beide Angaben decken sich bezüglich der Aufeinanderfolge der Könige, müssen aber, da sie innerhalb derselben mit verschiedenen Namen beginnen, auch verschiedene Lebens- und Regierungszeiten der einzelnen Könige annehmen. Für diese halte ich mich an v. d. Burgt, da er seine Genealogie mit vielen Details zu stützen weiß. Die von

Czekanowski für die Bahimastaaten Ankole, Kifiba, Karagwe, Ihángiro, Kjamtwara, Kjanja, Ost-Ussuwi, Ufindja aufgestellten genealogischen Tabellen (Nr. 48, S. 67—70) enthalten für Urundi nichts.

Alle von Czekanowski angeführten Stammbäume der Bahindaherrscher werden eröffnet von Ruhinda I., worauf in Ankole, Karagwe, Ihángiro, Ost-Ussuwi ein Ntare I. folgt. Die Namen Ruhinda und Ntare kommen dann in den Herrscherlisten von Ankole, Karagwe und Ihángiro noch öfters vor, nicht aber in den andern, in Ankole auch der Name Mutambusa, der zweifellos mit dem Mwambutsa der Barundi identisch ist, wenn er auch sehr wahrscheinlich einer anderen Persönlichkeit angehört (Nr. 27, S. 97); doch steht Ruhinda II. an der Spitze der Genealogie all der kleinen Herrschaften von Ufindja. Wenn nun der v. d. Burgtsche Stammbaum der Urundiherrscher ebenfalls mit Ruhinda anfängt, dessen Regierungsbeginn ins Jahr 1500 gesetzt wird, später aber der Name Ruhinda nicht wieder vorkommt, sondern nur Ntare, so dürfte dieser Ruhinda-Stammvater, von dem die Urunditradition nichts weiter anzugeben weiß, während die Existenz des Bahindageschlechts für Urundi entschieden bestritten wird, apokryph sein; vermutlich nur übertragen aus den Genealogien der Mehrzahl der Zwischenstaaten, wo wirklich die Bahindageschlechter herrschten und größtenteils noch herrschen (S. 159).

Über die Geschichte des historischen Ruhinda I., der von Uganda aus allmählich Ankole, Karagwe, Kjamtwara, Ihángiro, Ufindja eroberte und durch Heirat seiner Töchter und Söhne auch Ost-Ussuwi und Kiffaka in seinen Herrschaftsbereich zog, hat uns Vater van Thiel eingehend berichtet (Nr. 35, S. 497—520). Daß er sein Regiment bis nach Urundi ausgedehnt habe, wird nirgends bestätigt. Dagegen ist verbürgt, daß Ost-Urundi (Ujogoma) früher zu dem damals viel mächtigeren Nachbarreich Uha gehört hat, in dem es keine Bahindaherrscher gegeben hat. Nach Uha flohen gewöhnlich die von den Bahindaherrschern Ufindjas, Ost-Ussuwis und Karagwes beim Thronwechsel gefährdeten und verfolgten Familien der vom Thronerbe Ausgeschlossenen und fanden dort bei den Batuffiherrschern Schutz. Mehrmals fielen die Baha zugunsten ihrer Schützlinge in das Nachbarland ein und besiegten die Basindja, so daß die späteren Ubaherrscher oft Ansprüche auf Ufindja erhoben. Auch vom Urundikönig Ntare (II. oder III.) wird berichtet, daß er, im Kampf gegen die aus Nordosten eindringenden Bahondogo besiegt, sich nach Uha geflüchtet habe, wo er die Tochter des Königs Kihumbi geheiratet habe (s. S. 181). Uha war offenbar der Zufluchtsort für diejenigen Bahimafürsten und Bahimagroßen der Nachbarländer, die von ihren Feinden bedrängt waren; es war ein starkes, wahrscheinlich beträchtlich älteres Bahimareich als die meisten anderen des Zwischenengebietes und umfaßte nicht nur im Westen das später zu Urundi abgefallene große Ujogoma bis zum Ruwuvu, sondern auch im Osten die jetzigen Ussumbwastaaten bis zur Landschaft Msalala (Nr. 10, S. 124).

Von der auf den sagenhaften Ruhinda folgenden ersten und zweiten Dynastie Urundis, die nach v. d. Burgts Aufstellung das 16. und 17. Jahrhundert ausfüllen, ist wenig mehr als die Namen überliefert. Es sind in der ersten Dynastie 4 Könige: Ntare I., Mvesi I., Mutaga I., Mwambutsa I.; und in der zweiten Dynastie dieselben Namen, denen wir zur chronologischen Bestimmung die Zahl II beifügen. Die ersten Jahrhunderte scheinen ganz erfüllt gewesen zu sein von Fehden und Kämpfen im Innern und von Krieg nach außen; im Innern waren es vor allem die durch Blut-

rache in Permanenz erklärten Fehden der von alters her straff organisierten Bahutuclans gegeneinander, ferner die Kämpfe der sich ausbreitenden Batussi gegen die alte Clanorganisation der Bahutu, die in dem Maß geschwächt und zerlegt wurde, in dem sich die Macht der Batussihäuptlinge und die Staatsgewalt des Königtums befestigte, und endlich die Kämpfe der erstarkenden Batussihäuptlinge gegeneinander sowie der Mitglieder der Königsfamilie um die Erbfolge. Namentlich nach dem Tode Ntare I. (ca. 1550) soll der innere Erbfolgekrieg blutig und lang gewesen sein, bis Mwesi II. (Rufuku) obsiegte. Erst von Ntare III. (ca. 1720—1750) an fließen die geschichtlichen Quellen reichlicher. Von ihm ist überliefert, daß er die aus Osten in Urundi einfallenden Bahondogo (Abahondogo), die rothäutig gewesen seien und lange Fellgewänder, Bogen und Speere getragen haben (Nr. 48, S. 288), in mehrjährigem Krieg besiegt und samt ihrem Oberhäuptling Nsoro nordwärts nach Bugessera und Kiffaka verdrängt habe, wo noch heute Nachkommen des Nsoro als gewöhnliche Batussi leben. Van der Burgt meint, daß diese Abahondogo vielleicht Wataturu gewesen seien; ich möchte eher annehmen, daß es ebenfalls eine aus Nordosten kommende hamitische Völkerwoge war, also ebenfalls nomadische Bahima, auf welche die Angaben der Rothäutigkeit und der Fellkleidung schließen lassen. Einen vornehmen Batussiclan der Abahondogo gibt es noch heute in Urundi. Im Anfang waren ihnen die Barundi unterlegen, denn Ntare mußte vor ihnen nach Uha flüchten (s. S. 181). Schließlich aber überwältigten die Barundi ihre Feinde nahe beim Königsgehöft Imbuje am Westfnie des Muwarasi, und zur Erinnerung an dieses, das Schicksal Urundis entscheidende Ereignis ließ Ntare daselbst auf dem Berg Zwanga ein Siegesdenkmal in Gestalt einer ca. 1 km langen Doppelreihe von Steinhäufen errichten, die möglicherweise die Gebeine der gefallenen Barundi enthalten (s. S. 182).

Auf diese Ereignisse scheinen längere Kämpfe mit Uha um dessen große Westprovinz Ujogoma gefolgt zu sein, die mit der Einverleibung Ujogomas in das Urundireich endeten. Der Eroberer dürfte Ntare IV. (1830—1860) gewesen sein, der dort seinen Sohn Ruassa als Statthalter einsetzte. Vorausgegangen war ein Krieg gegen die mächtig aufstrebende Dynastie der Ruandaherrscher, deren Einfall der Urundikönig Mutaga III. (1780—1800) zurückschlug, wobei er aber selbst fiel. Seitdem ist der Atanjarufluß die von beiden Seiten respektierte Grenze. Uha jedoch versuchte unter seinem König Nkansa, Ende der 70er oder Anfang der 80er Jahre, das verlorene Ujogoma wiederzugewinnen. Nkansa rief den kriegerischen Arambohäuptling Mirambo zu Hilfe, aber auch dieser wurde von den Barundi am Muroleberg in Ujogoma in schwerer Niederlage geschlagen (1884). Und nicht besser erging es den von Mirambo unterstützten Watuta, jenem nördlichen Zweig der Sulustämme, die, von Mitte des 19. Jahrhunderts an vom Njassasee aus mit ihren Viehherden auf den grasigen Hochländern des östlichen Tanganikarandes nordwärts ziehend, alle Widerstände niederwarfen, die durchgezogenen Länder ausplünderten und bis nach Ufindja am Victoriasee vordrangen. Von Ugomba aus, wo sie sich nach Übereinkunft mit Mirambo festgesetzt hatten, dehnten sie ihre Raubzüge in die umliegenden Länder aus und machten unter anderm einen heftigen Vorstoß durch Uha nach Südost-Urundi, wurden aber vom Barundikönig Mwesi IV. (Kisabo) am oberen Mlagarassi zu Paaren getrieben (1885), so daß sie sich nie wieder in Urundi sehen ließen. Aber erst 1895 wurden sie von der deutschen Schutztruppe dauernd zur Ruhe gebracht und ihre Reste im Buschwald

von Runsebba (Uffumbwa) angesiedelt, wo sie jetzt, wie ich 1911 sah, friedliche Viehzüchter und Ackerbauer geworden sind.

Mwesi IV., mit dem Beinamen Rikabo (1860—1908), der Vater des jetzigen Urundikönigs Mutaga IV., ist der erste Urundiherrscher, von dem wir aus unserer Kolonialgeschichte Genaueres wissen. In seine halbundertjährige Regierungszeit fallen heftige innere Kämpfe gegen auffällige Unterherrscher und gegen falsche „Mwesi“, Kronprätendenten, die ihm mit starkem Anhang den „Thron“ streitig machten. Namentlich Bugufi, im äußersten Nordosten des Urundireiches, war stets ein Herd revolutionärer, gegen den Mwesi gerichteter Bewegungen, und noch heute sind die Häuptlinge von Bugufi unabhängig vom König, und diese Selbständigkeit ist auch von unserem Residenten anerkannt worden (s. S. 170). Außerdem hat sich Rikabo mehrere Male im Norden an der Grenze von Bugessera und am Akanjuru der eindringenden Ruandakrieger erwehren müssen; teils hat er selbst wiederholt die südlichen Grenzländer Ruandas bekriegt. Die jetzige Ruandadynastie des Musinga mißtraut daher den Barundiherrschern, mit denen sie immer in Feindschaft gestanden hat, sehr und begünstigt deshalb im stillen den im Nordwesten Urundis sitzenden Häuptling Kilima (S. 162), der sich von Rikabo und seinem Nachfolger unabhängig zu erhalten gewußt hat. Im Volk von Süd-Ruanda aber lebt der Glaube, daß eines Tages ein großer König aus Urundi in Ruanda einbrechen und das Land erobern werde. Auch mit dem Häuptling Kassussura von Uffuvi, der seine Herrschaft westwärts bis an den Ruwuvu ausgedehnt und sich das nördliche Ujogoma tributpflichtig gemacht hatte, hatte Rikabo eine Reihe von Kämpfen, die aber zuungunsten Urundis ausgingen.

Mit viel gefährlicheren Feinden hatte es Rikabo jedoch mehrmals an der Westgrenze Urundis zu tun: mit den Arabern. Von Abidji aus, wo sich der berühmte Sklavenhändler Numalisa festgesetzt hatte, drangen die mit Feuerwaffen ausgerüsteten Banden der Wangwana zum Nordende des Tanganika vor und fielen von dort in das nordwestliche Urundi ein, um Sklaven zu rauben. Die Grausamkeit ihrer Kriegsführung verbreitete lähmendes Entsetzen in der ganzen Grenzbevölkerung. Als sie sich aber weiter ins Land wagten, stellte ihnen Rikabo einen Hinterhalt und rief sie 1885/86 in mehreren überraschenden Überfällen fast ganz auf; einmal am mittleren Ruffissi, das andre Mal bei Ribira, westlich vom Königsitz Muwukuje. Der Eindruck auf die Araber war so tief, daß sie sich nie wieder an die Barundi wagten.

## 2. Kolonialpolitisches.

Anfang der 90er Jahre endlich beginnt Urundi in das Licht unserer Kolonialgeschichte einzutreten. Zuerst friedlich. Nachdem Burton und Speke bereits 1858 mit den westlichen Grenzbarundi in Berührung gekommen waren, Livingstone und Stanley 1871, letzterer allein wieder 1876 die Küstenbarundi des Tanganika kennengelernt hatte, und vom Beginn der 80er Jahre an die katholischen Weißen Väter verschiedene verunglückte Versuche zur Gründung von Missionsstationen an der westlichen Urundigrenze gemacht hatten, führte Oskar Baumann im Herbst 1892 als erster Europäer einen Zug durch das nördliche Urundi von Osten nach Westen aus, um es geographisch zu erforschen (s. S. 1). Die freundliche Aufnahme, die er namentlich bei der großen Menge der Bahutu fand, weil diese in ihm einen langersehnten Befreier vom Joch der Batuffi zu sehen glaubten — Baumann selbst

verkannte das Motiv —, veranlaßte die katholischen Missionare, von neuem die Errichtung von Missionsstationen in Urundi zu versuchen, und diesmal waren sie erfolgreicher. In den Jahren 1896—99 durchzogen sie das Land in vielen Richtungen und gründeten 1896 die Stationen Usumbura (später nach Marienheim verlegt), Mujaga und Magera, die heute ihre Hauptstützpunkte sind, ferner 1902 Marienheim, 1905 Marienseen, 1910 Bweru, 1912 Buhoro. Vor allem hat sich dabei der Vater van der Burgt, der nun in Europa lebende Nestor der Urundimission und gründlichste Kenner der Barundi, auch durch die geographische Erforschung des Landes verdient gemacht. Auch aus späteren Jahren verdanken wir v. d. Burgt viele wichtige Aufschlüsse über Urundi und sein Volk. Gleichzeitig mit der Festsetzung der Mission begannen die friedlichen Orientierungsreisen unserer Schuchtruppenoffiziere, wobei es freilich schon zu vereinzelt kleinen Plänkelleien mit Batuffshäuptlingen kam: 1895/96 reisten in Urundi Ramsay, v. Trotha; 1897 Ramsay, Langheld, Fonck; 1898 Randt, Bethe.

Dieses Vorgehen der Europäer in dem bis dahin gänzlich gegen äußere Einflüsse abgeschlossenen Urundireich hatte den Batuffshäuptlingen und dem alten König Kisabo bald die eigentlichen Absichten der Deutschen klargemacht; sie erkannten die Gefahr, die ihrer autokratischen Unabhängigkeit durch eine allmähliche deutsche Besetzung drohte. Daher machten sie im Mai 1899 einen offenen Angriff auf die im Zentrum des Landes befindliche Expedition Bethe, wurden jedoch von dieser geschlagen und gründlich bestraft (Deutsch. Kol.-Blatt 1899, S. 6—12). Die Feindseligkeiten setzten sich aber in den nächsten Jahren gegen die ins Land kommenden Expeditionen der Schuchtruppenoffiziere fort, und wer von den Barundi es mit den Deutschen hielt, wurde vom König Kisabo getötet, seine Habe geraubt, sein Hof niedergebrannt. Auch die Lage der Missionen wurde kritisch. Da entschloß sich das Gouvernment im Frühjahr 1903, einen entscheidenden Schlag gegen Kisabo zu führen. Von Usumbura aus drang ein starkes Kontingent der Schuchtruppe unter Hauptmann v. Beringe in Westurundi ein, schlug, mit Unterstützung des dem König feindlichen Häuptlings Kilima, Kisabos Anhänger in mehreren Gefechten, überrumpelte schließlich Kisabos Lager am Rihondoberg und zersprengte seine Kriegerschar vollständig. Der König selbst entkam, stellte sich aber bald in Itiganda zu Verhandlungen, die damit abschlossen, daß er sich der deutschen Oberhoheit unterwarf, Geiseln stellte, sich zu regelmäßigen Leistungen verpflichtete und dafür vom Gouvernment als Oberkönig über ganz Urundi anerkannt wurde (Nr. 21, S. 6—12).

Die Anerkennung Kisabos als Oberkönig von Urundi nach seiner Unterwerfung erschien dem damaligen Residenten Urundis, dem Hauptmann Werner von Grauert, als eine politische Notwendigkeit. Solange dem Residenten nur eine kleine Schuchtruppenmacht zu Gebote stand, war es unmöglich, das große Urundireich, das die schärfsten, einander widersprechenden Gegensätze von Königtum und halb oder ganz unabhängigen Batuffshäuptlingschaften, von dominierender, numerisch geringer Batuffsrasse und unterworfenen Bahutumasse in sich barg, auch nur einigermaßen zu beherrschen; es war um so weniger möglich, als die in Usumbura ihren Sitz habende Residentur bis 1908 auch noch das große Ruanda mit umfaßte. Deshalb glaubte man, am besten zu verfahren, wenn man die Verhältnisse Urundis möglichst denen von Ruanda nachahmte, wo es der Resident nur mit einem angestammten Oberhaupt zu tun hatte. In Ruanda haben es die Vorfahren des jetzigen Musinga, na-

mentlich sein Vater Luabugiri, verstanden, mit Gewalt und Klugheit sich die übrigen, früher selbständigen Häuptlinge im jetzigen Ruandareich botmäßig zu machen und das Ganze zu einem festgefügtten Lehnstaat mit despotisch-monarchischer Spitze zusammenzuschmieden. Daher konnte in Ruanda der Resident (als welcher seit der 1908 errichteten selbständigen Ruandaresidentur Dr. Randt amtiert) seine politischen Ziele, die hauptsächlich in der Anbahnung einer geordneten Verwaltung und in der Hebung des Handels und Verkehrs bestehen, dadurch verfolgen, daß er in kluger diplomatischer Behandlung auf die Person des Königs selbst einzuwirken sucht, aber andern gegenüber die Autorität des Königs durch das eigene Ansehen des Europäers und deutschen Oberbeamten stärkt; er spielt viel mehr die Rolle eines dem König attachierten Gesandten oder Botschafters einer befreundeten Großmacht als die eines fordernden oder vorschreibenden Verwaltungsbeamten. Das ist ja auch der Charakter der „Residenten“ in den englischen und den holländisch-indischen Kolonien. Diese Einrichtung setzt natürlich voraus, daß der König den Vorteil, der ihm durch die Anwesenheit und die Beratung des Residenten erwächst, erkennt und sich nicht ablehnend gegen die Ratschläge und Wünsche desselben verhält.

Urundi war unter den Vorgängern Rißabos und unter Rißabo selbst noch lange nicht zu der einheitlichen staatlichen Entwicklung fortgeschritten wie Ruanda. Das Königtum hatte sich noch lange nicht eine so weit überragende Stellung und Gewalt gegenüber allen Batuffihäuptlingen des Landes geschaffen wie in Ruanda, obgleich gerade Rißabo mit großer Energie und viel Erfolg ein langes tatenreiches Leben darauf verwendet hatte. In dieser politischen Zersplitterung konnte der Resident von Urundi nur dann auf das Ganze wirken und maßgebenden Einfluß zu gewinnen hoffen, wenn er, wie in Ruanda, nur mit einem Herrscher in dem großen Land zu verhandeln hatte und durch die Unterstützung dieses einen gegen die übrigen Häuptlinge die Oberherrschaft des Königs erweiterte und kräftigte.

Demgemäß erkannte damals der Resident v. Grawert den König Rißabo, dessen Vorfahren bereits seit vier Jahrhunderten die Alleinherrschaft über Urundi angestrebt hatten, als Oberkönig des Urundireiches an, nachdem er ihn mit Waffengewalt dem Willen des Residenten gefügig gemacht hatte. Rißabo siedelte sich in der Landschaft Rjensi bei Rißanda, zwei Tage östlich von Usumbura, unter der Aufsicht eines Militärpostens an, während der Resident seinen Sitz in der am Tanganikasee und damit am großen Verkehrsweg gelegenen Militärstation Usumbura beibehielt.

Rißabo war zweifellos einer der bedeutendsten Herrscher in der Geschichte der Barundi nicht nur, sondern Ost- und Zentralafrikas überhaupt (Taf. 13). Wenn ihm auch zu der geschichtlichen Größe eines Mrambo, eines Mtesa, eines Luabugiri oder Mujinga der feurige kriegerische Geist und der machtvolle, immer weitere Ziele umspannende, vor keiner Gewalttat zurückschreckende Wille fehlte, so stand er ihnen doch an Intelligenz, diplomatischer Klugheit, schneller Entschlossenheit und zäher Ausdauer nur wenig nach, und er übertraf sie vielleicht noch an Verschlagenheit und List. Wenn er der großen inneren Schwierigkeiten, die ihm namentlich seine stammverwandten Batuffigroßen bereiteten, nicht völlig Herr wurde, so lag es wohl vor allem daran, daß er in diesen Kämpfen nicht den höchsten Einsatz, seine und der Seinen ganze Existenz, wagte. Als er 1908 63jährig, also sehr hoch betagt für einen Neger, starb, hatten ihn die Stürme des Lebens arg mitgenommen. In seiner Jugend hatte er, angeblich beim Spiel, ein Auge verloren und später aus einem seiner vielen Kriegszüge

ein lahmes Bein davongetragen, so daß er in den späteren Jahren sich nur schwer bewegen konnte. Seine äußere Erscheinung war nichts weniger als königlich, um so weniger, als er sich wie jeder gemeine Murundi nur mit einem Umhang aus Rindenstoff ohne besondere Abzeichen kleidete. Vorzüglich hat er es verstanden, sich mit einem mystischen Schleier des Unbekannten zu umgeben, teils um sein halbgöttliches Ansehen bei den ungemein abergläubischen Eingeborenen zu erhöhen, teils um sich vor der Annäherung Fremder möglichst zu schützen.

Als Kisabo von unserer Schutztruppe 1903 überwunden worden war, schrieb der in Urundi missionierende Vater Sween's über ihn: „Kisabo führt schon seit 40 Jahren das Regiment. Seine Regierung ist bis in die jüngste Zeit bezeichnet durch Kriege, Räubereien und Brandschatzungen. Der Karawanenweg durch sein Gebiet war sehr unsicher. Seit Jahren hat kein Europäer den merkwürdigen Landesvater ausfindig machen können, weder Offiziere noch Reisende, noch auch die Missionare. Keiner seiner Untertanen wollte den Aufenthaltsort des Königs verraten; jedenfalls hatten die wenigsten gewöhnlichen Sterblichen Kisabos Angesicht geschaut. So wußte dieser seinen Verbleib völlig verborgen zu halten, und ein ganzes Gewebe von Legenden umhüllte den unsichtbaren Herrscher. Da noch kein Europäer ihn zu Gesicht bekommen hatte, begannen wir schon zu glauben, er existiere überhaupt nicht, und manche sprachen bereits vom „sagenhaften Kisabo“. Indessen zeugte alles, was in seinem Namen geschah, von einer Verschlagenheit, die auf einen raffinierten Bösewicht schließen ließ; es wurde eine Schandtat nach der andern begangen, und es war hohe Zeit, daß dem Unwesen ein Ende gesetzt wurde. Hauptmann von Beringe rastete nicht, bis er den gefürchteten Despoten, in dessen Namen und Auftrag alles geschah, lebendig in seinen Händen hatte. . . . So konnte denn das Land endlich zu Atem kommen. Jetzt ist, so hoffen wir, der Stolz der herrschenden Watussi gründlich gedemütigt. Die Wahutu, die die ursprüngliche Bevölkerung Urundis bilden, haben noch mehr Grund, ihren Be-

freiern dankbar zu sein, als alle anderen. Es läßt sich nicht beschreiben, wie ihre Unterdrücker sie bislang niedergehalten haben. . . .

„Kisabo ist wenig fürstlich gekleidet. Ein Stück Baumrinde, das so lange geklopft worden ist, bis man es biegen und falten kann, und stellenweise in eine Art Franzen ausläuft, bildet seinen Königsstaat, den er nach Art einer römischen Toga um die Schultern wirft. Aber die rechte Achsel fällt eine lange Quaste aus feinem Graße herab, und das königliche Gewand ist über und über mit oben befestigten, lose herabfallenden Bindfäden verziert. Mitten auf dem Kopf prangt ein kleines Büschel Haare; der übrige Teil des Schädels ist kahl. Gerade über dem Puls trägt Kisabo ein doppeltes Armband aus feinem Elfenbein, ein dickes und ein dünneres; beide werden mittels eines Stückes Kupferdraht, das um den Unterarm gewunden ist, wie mit einer Feder in dieser Höhe festgehalten. Diese ganze Ausstattung nebst der unvermeidlichen Lanze bildet die Nationaltracht der Warundi. . . .

„Wenn der König reist, wird er auf seinem höchst einfachen Tragstuhl getragen. Dieser ist aus einigen Balken zusammengezimmert, die durch Querbölzer verbunden sind; darüber wird ein Schaffell ausgebreitet, auf dem der Herrscher Platz nimmt. Ein großes Tuch entzieht sein Antlitz den Blicken der Leute und gewährt Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Seine Leibwache sind durchweg hochgewachsene Kerle mit entschlossenen Zügen, bewaffnet mit Lanzen, Pfeil und Bogen. Sein Gefolge macht einen durchaus kriegerischen Eindruck.“ (Nr. 23, 1904, S. 240 ff.)

Die nächsten fünf Jahre nach der Unterwerfung Kisabos (1903) waren ausgefüllt mit den Bemühungen des Residenten, der Oberherrschaft Kisabos in ganz Urundi Geltung zu verschaffen. Aber diese Aufgabe war viel schwerer, als es anfänglich geschienen hatte. Einige der bisher selbständig gewesenen Fürsten und der sich ziemlich unabhängig gemacht habenden Großhätwale wehrten sich energisch gegen die vom deutschen Residenten gebilligten Machtansprüche des Königs und leisteten zum Teil sehr zähen bewaffneten Widerstand; am zähesten der vermutlich halbblütige, tatkräftige Häuptling Kilima im nordwestlichen Grenzgebiet (s. S. 162), der sich von jeher der Ausbreitung der Watussi mit grausamer Gewalttätigkeit entgegengestellt hatte (Saf. 17). Wiederholt zog deshalb die Schutztruppe gegen ihn zu Feld und warf ihn schließlich nieder; er wurde nach Neu-Langenburg am Njassasee deportiert, wo

er einige Jahre unter Militäraufsicht in Verbannung gehalten wurde. In Urundi trat aber keine Ruhe und Ordnung ein. Um die Lage zu verwickeln, gesellten sich zu den Autoritätskämpfen des Kisabo noch zahlreiche heftige Fehden der Großbatwale gegeneinander, so z. B. des energischen Ruffabiko gegen seinen Bruder Musaffe in Ujogoma, und blutige Erbstreitigkeiten innerhalb derselben Sippe, und nur zu oft zeigte es sich, daß Kisabo und die Mitglieder der Königsippe, die Baganwa, mit der ihnen gewährten Unterstützung der Residentur schweren Mißbrauch trieben.

Durch alle diese Vorgänge schien die „Befriedung“ des Urundireiches noch in weite Ferne geschoben, als der Resident v. Grawert ein anderes militärisches Kommando übernahm und erst Hauptmann Fonck interimistisch, dann Hauptmann v. Goering definitiv Resident von Urundi wurde. In dieser Übergangszeit starb plötzlich im August 1908 der 63jährige König Kisabo. Ein schnelles Eingreifen des Residenten verhinderte, daß das sonst bei den Thronwechseln in Urundi übliche schreckliche Interregnum von Mord und Totschlag unter den an der Erbfolge interessierten Königsverwandten eintrat. In kurzem wurde einer der jüngsten Söhne Kisabos, Mwikidje, den Kisabo noch vor seinem Tod zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, als Mutaga (IV.) zum Umwami oder Mwami, zum König ausgerufen (siehe S. 183) und vom Residenten bestätigt. Mutaga war damals ca. 15jährig. Er ist der älteste Sohn von Kisabos Lieblingsfrau Ndirikumütima aus der Sippe der Banjakarama, während der von einer anderen Frau geborene, unter allen 42 Kindern Kisabos älteste Sohn den Namen Ntarugera, alias Seruschanja, führt. Diesen Seruschanja und einen andern Sohn Duumwe hatte Kisabo vor seinem Tode zu Vormündern des unmündigen Mutaga und zu Reichsverwesern ernannt. Diese beiden und die Mutter des Königs, die nach alter festgewurzelter Sitte der Barundi mitregiert und großen Einfluß ausübt, haben nun die Dauer der Vormundschaft weidlich ausgenützt, um sich und ihren Angehörigen nebst Freunden so viel Land- und Viehleben wie nur möglich zuzuschieben; und wenn sie ein noch besetztes Leben reizte, so machten sie es mit offener oder mit heimlicher Gewalt für sich selbst frei. Die Unruhe und Unordnung hörte deshalb im ganzen Reich nicht auf.

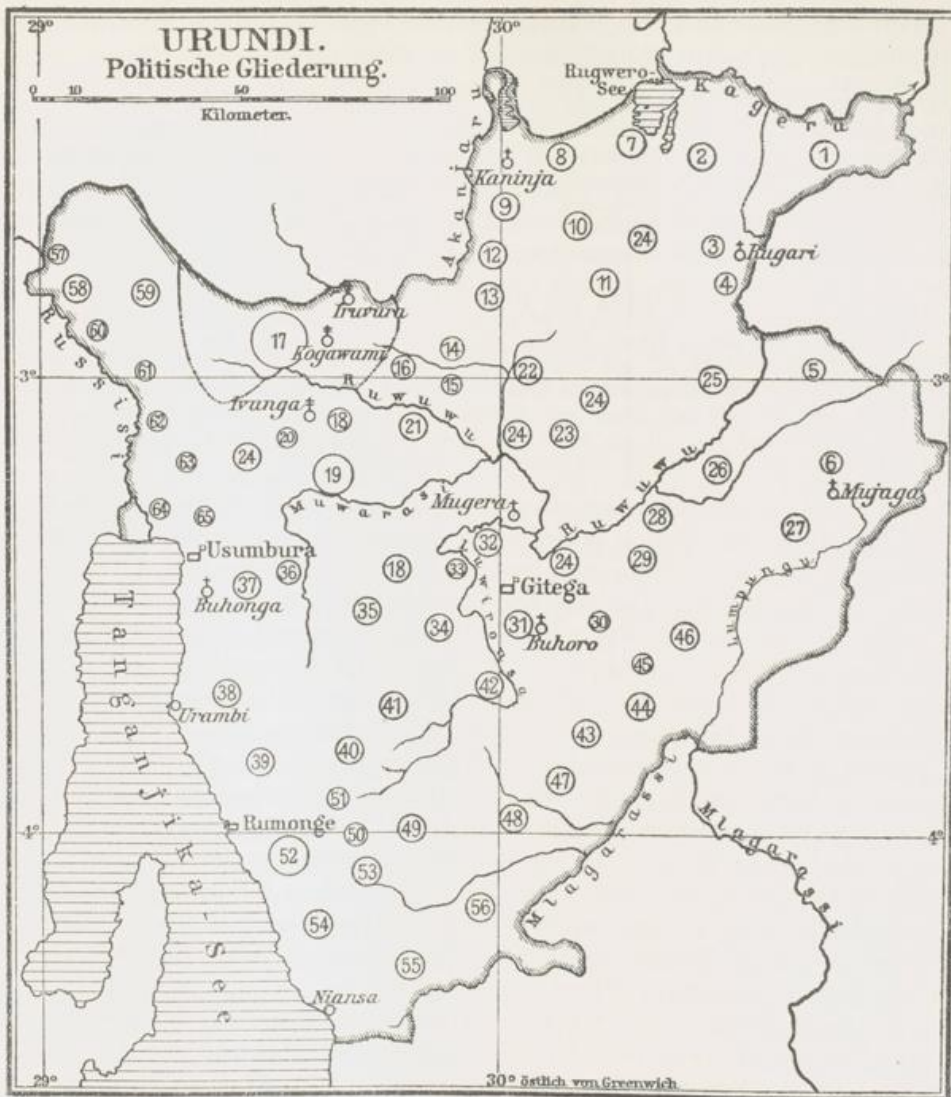
So ging es aber in Urundi bei jedem Thronwechsel zu, auch wenn der neue König nicht unmündig war und keine Vormundschaft bis zu seiner Großjährigkeit eingesetzt werden mußte, denn die Landesitte verbietet es, daß die Mutter des zukünftigen Königs aus demselben Clan wie die Mutter des bisherigen Königs ist. Dieses Gesetz hat ursprünglich wohl den Sinn, daß neben der Königsippe der Baganwa nicht noch eine der anderen vier, zur Lieferung der Königsmütter privilegierten und darin nacheinander abwechselnden Batussielans (Banjakarama, Benengwe, Barwanda, Bakundo) zu hoch emporkommen sollte; aber jetzt hat es die Wirkung, daß jedesmal nach dem Tode eines Königs die Sippe der Mutter des neuen Königs sich mit allen Mitteln Platz an der Sonne zu verschaffen und die Sippe der vorigen Königsmutter zu verdrängen sucht. Da nun die Mutter des jetzigen Königs Mutaga, die Ndirikumütima, eine Banjakarama ist, so sind gegenwärtig die Banjakarama obenauf und streben danach, sich neben und unter den überall im Land als königliche Statthalter sitzenden Baganwa, den Prinzen aus königlichem Stamm, in gute Lehnsposten einzuschieben und ihre Gefolgsleute unterzubringen. Daß dies alles aber nicht mehr, wie in den bisherigen Jahrhunderten, mit Gewalt und Totschlag vollführt werde, ist der energische Wille des deutschen Residenten, der alle wichtigen Streitigkeiten vor seine

richterliche Entscheidung zwingt. Daher lassen die Sippengenossen des neuen Königs heutzutage an Stelle von Gift und Speer, womit sie früher sich Land und Vieh und Macht verschafften, mehr und mehr die Verleumdung und die falsche Anklage vor Gericht im „großen Schauri“ treten; und der Resident, der in dem Gewirr von familiärer und politischer Intrige die richtige Entscheidung treffen soll, muß heute vor allem fragen, ob die Kläger etwa Banjafarama sind, um zu wissen, wie im Grund die Dinge liegen.

Zu diesen periodisch mit jeder Königswahl wiederkehrenden schweren Streitigkeiten kommen die ewigen Rivalitäten der engeren Familiengruppen der großen Königssippe, der Baganwa, unter sich. Fast von jedem der früheren Könige sind noch direkte Abkömmlinge am Leben, und ihre Zahl ist groß, denn jeder König hatte zahlreiche Frauen und von jeder Frau mehrere Kinder; Kisabo z. B. hatte 42, sein Vater 28. Im ganzen wird es etwa tausend solcher königlicher Prinzen geben, die als Großbatwale oder Statthalter das ganze Land wie mit einem Netz überziehen. Jede dieser prinzlichen Familien sieht in der andern einen Konkurrenten, und obgleich sie alle der Königssippe der Baganwa angehören, sind sie doch nichts weniger als einig und benutzen jede Gelegenheit, sich gegenseitig aus Besitz und Macht zu verdrängen. Diese zahllosen aus- und gegeneinander strebenden Interessen und Kräfte könnte nur ein König von ungewöhnlicher Energie und Umsicht niederhalten und zu gemeinsamem Dienst zwingen, wie es in Ruanda geschieht. Aber ein solcher Mann ist Mutaga nicht. Wenn es seinem willensstarken verschlagenen Vater Kisabo nicht möglich war, Ordnung im Reich zu schaffen trotz der vom Residenten geleisteten Hilfe, so vermag es Mutaga noch viel weniger.

In der Erkenntnis dieser Sachlage änderte die deutsche Regierung ihre Politik in Urundi grundsätzlich. Der Resident Hauptmann v. Goering verzichtete darauf, sich auf die Macht des einen Königs zu stützen, wie es in Ruanda mit gutem Erfolg geschieht, und verfuhr fortan nach dem Grundsatz „divide et impera“. Dieser Wechsel in der Orientierung der Politik hat sich bewährt; sie wird vom jetzigen (1913) Residenten, Hauptmann von Langenn-Steinkeller, energisch fortgesetzt. Unsere Regierung hat eine Reihe der Großhäuptlinge, die sich bisher den Oberherrschansprüchen des Königs widersetzen, als unabhängig anerkannt und kann nun den einen gegen den andern ausspielen, braucht dem König keine militärische Hilfe mehr zu leisten und vermag den König und seine Sippe besser im Zaum zu halten als vorher, ohne dazu einer größeren Truppenmacht zu bedürfen, die eben nicht vorhanden ist. Als selbständige „Großbatwale“ gelten jetzt amtlich: Luffengo (in Bugufi), Luffokossa (Rusokosa), Bansabugabo, Tchoja, Muhini, Wisirakusura, Kilima. Den letzteren, den man aus der Verbannung von Neu-Langenburg zurückgeholt und in sein Heimatgebiet an der Nordwestgrenze Urundis mit allen Rechten eines selbständigen Häuptlings wiedereingesetzt hat, hat man dadurch zu einem festen Anhänger der gegenwärtigen deutschen Regierung gewonnen, der aus eigenstem Interesse den Mwami Mutaga und seinen Anhang im Schach halten mithilft. Von den anderen vorgenannten selbständigen Großbatwale sind auch Luffokossa und Bansabugabo grimmige Feinde Mutagas, während Luffengo, Tchoja und Wisirakusura sich dem Mutaga nicht fügen wollen, weil sie von dem Mutaga (III.) der vorigen Dynastie abstammen, also sich für gleichwertig dem jetzigen König Mutaga (IV.) halten.

Auf der beigefügten Übersichtskarte von Urundi, die ich der Güte des Residenten Hauptmann v. Langenn verdanke, ist die Verteilung der Gebiete der



Die Sitze der Groß-Batwale und Hauptlehnsteute in Urundi.

Nach den Aufnahmen von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller, Oberleutnant Wintgens und andern Offizieren der Schutztruppe.

(Kleiner Kreis mit einfachem Kreuz = katholische Mission; mit doppeltem Kreuz = evangelische Mission; Viereck mit Fähnchen = Neglerungsstation.)

Groß-Batwale aus dem Königsgeschlecht der Baganwa.

- |                      |                 |                                      |                                  |
|----------------------|-----------------|--------------------------------------|----------------------------------|
| 1. Luffengo (Bugufi) | 9. Wisirafusura | 17. Kilima mit seinem Sohn Kasliwami | 24. Ntarugera, alias Serufchanya |
| 2. Luffokoffa        | 10. Rutuna      | 18. Duumwe                           | 25. Ramuaga                      |
| 3. Banafabugabo      | 11. Sangarwama  | 19. Mutaga                           | 26. Kanjandaha                   |
| 4. Luvamba           | 12. Mlagara     | 20. Magitaki                         | 27. Kiraraganja                  |
| 5. Kinsu             | 13. Bischinga   | 21. Tshuri                           | 28. Kiranmjaga                   |
| 6. Senjamurungu      | 14. Sibiriti    | 22. Rabondo                          | 29. Ntamagarra                   |
| 7. Tschoja           | 15. Matohemago  | 23. Bjitoto                          | 30. Njamussiffi                  |
| 8. Mubini            | 16. Wangula     |                                      |                                  |

## Groß-Batwale aus dem Königsgeschlecht der Baganwa. (Fortsetzung.)

31. Rugema	40. Biladjuguma	49. Kaschenza	58. Matafambwe
32. Kaninga	41. Bitandagira	50. Mussesso	59. Katofe
33. Bigemi	42. Massangu	51. Sekhimb	60. Kana
34. Ngumidje	43. Tetrufe	52. Ndugu	61. Muniamfimba
35. Karavona	44. Mfuturi	53. Binga	62. Mtscherenge
36. Njanama	45. Luamahafi	54. Sararaue	63. Massabo
37. Karavona	46. Wisimana	55. Rukwirwa	64. Matwaluso
38. Muengeso	47. Bitira	56. Ndandi	65. Luassamanga
39. Ndauschirua	48. Kanugwe	57. Wasassa	

## Bemerkung zur Liste der Groß-Batwale.

Nr. 19 ist der jetzige König Mutaga IV. Nr. 1, 7, 8, 9, 55 sind Abstammlinge des früheren Königs Mutaga II., des Urur-Großvaters von Mutaga IV. Nr. 11, 22, 24, 31, 34, 39 sind Söhne des vorigen Königs Mwesi Kisabo, des Vaters von Mutaga IV. Nr. 14, 15, 20, 33, 36, 52, 54 sind Enkel des Mwesi Kisabo. Nr. 13, 16, 18, 35, 37 sind echte Brüder von Mutaga III. Nr. 2, 3, 17 sind Feinde des Mutaga. Nr. 57—65 sind Batwale im Ruffissi-Tal und mit der Königsfamilie nicht verwandt.

hauptsächlich Batwale über ganz Urundi eingetragen. Die Kreise bezeichnen die Lage und Begrenzung der Gebiete natürlich nur schematisch, aber die Größe der Kreise entspricht annähernd der Bedeutung ihrer Inhaber. Es erhellt aus diesem Situationsplan, daß Mutaga mit seiner nächsten Verwandtschaft, d. h. mit seinen Brüdern, Stiefbrüdern und Neffen, das mittlere westliche Drittel des Landes zwischen dem Ruwuvu und dem Luwironfa sowie das ganze östliche Randgebirge des Tanganikasees innehat. Das sind die nach Bodenbeschaffenheit, Bewässerung, Klima und Wachstum besten Teile Urundis. Die entfernter verwandten Mitglieder der Königsfamilie und die von ihr abhängigen kleineren Batwale anderer Sippen nehmen die minder wertvollen Landstriche im Süden und Osten Urundis ein, während die unabhängigen Häuptlinge im Nordwesten und Nordosten sitzen. In den Niederungen des Ruffissitales endlich sitzen Batwale, die mit der Königsfamilie gar nicht verwandt, aber größtenteils Batussi sind. Auch unter den Groß-Batwale der andern Landschaften Urundis gibt es einige gewöhnliche Batussi und sogar „geadelte“, vom König zu Batussi beförderte Bahutu, aber sie sind Ausnahmen in der großen Gruppe der Groß-Batwale königlichen Blutes, der Baganwa.

An dieser Verteilung der fast ganz der königlichen Baganwasippe angehörenden Groß-Batwale über das Reich etwas Wesentliches zu ändern, hat die deutsche Regierung weder einen zwingenden Grund noch die nötige Macht. Da der König Mutaga aber ein junger, jetzt (1912) etwa zwanzigjähriger und willensschwacher Mann ist, steht er ganz unter dem Einfluß einiger seiner in der Nähe wohnenden älteren Brüder, die mit ihrem Anhang die eigentlichen Herrscher Urundis sind. Daher hält sich der Resident mit seinen Verwaltungsmaßnahmen nicht an den König, sondern direkt an die einflussreichsten Groß-Batwale, um die Ordnung im Land aufrechtzuerhalten, und fährt recht gut dabei. Nur die in den entfernten Provinzen Süd- und Südost-Urundis sitzenden Baganwa-Batwale entziehen sich dem direkten Einfluß des Residenten wie der Autorität des schwachen Königs und glauben genug zu tun, wenn sie von Zeit zu Zeit Tribut und Naturalien an den König schicken.

Um seinen Anordnungen mehr Nachdruck zu geben und den Verkehr mit den Barundi zu erleichtern, hat der Resident v. Langenn 1912 einen wichtigen Schritt getan. Er hat den Sitz der Regierung, der bisher in Usumbura an der äußersten

Westgrenze des großen Reiches gewesen war, vier Tagereisen weit ins Innere verlegt, eine halbe Tagereise südlich der Missionsstation Magera. Der neue Platz heißt Gitega. Er liegt im Herzen von Urundi und bietet die Möglichkeit, von hier aus mit allen Groß-Batwale direkt in Verbindung zu treten und mit dem Truppenkontingent schnell zur Hand zu sein, wenn und wo es nottut. Da von Usumbura bis Gitega ein guter Weg gebaut ist, können Europäer die Strecke in drei bis vier Tagen zurücklegen, flinke Postboten sogar in zwei Tagen durchlaufen. Usumbura am Tanganikasee wird immer der Stützpunkt und der Verkehrsanschluß für die Station Gitega bleiben, da es der nächste, beste Anlaufplatz der Dampfer ist und nun auch mit dem Endpunkt Rigoma der Zentralbahn am Tanganika in schneller, regelmäßiger Dampferverbindung steht. Nach Osten wird von Zentral-Urundi aus der Verkehr stets schwieriger und langwieriger sein, auch wenn einmal eine Eisenbahn das Südnie des Ragera erreicht haben sollte, aber die östlichen und nordöstlichen Landschaften Urundis werden bald in den Wirkungskreis einer solchen Nordbahn einbezogen werden.

Die Lage Gitegas in Urundi hat, rein räumlich betrachtet, viel Ähnlichkeit mit jener der Regierungsstation Rigali in Ruanda. Auch dort sitzt der Resident nahezu in der Mitte des Landes und nicht zu weit vom Wohnplatz des Königs entfernt, auch dort hat er einen starken Stützpunkt (in Bukoba) am großen See und den Anschluß an den gesicherten durchgehenden Verkehr zu Wasser und weiterhin zur Bahn.

Die Verlegung der Residentur ins Landesinnere hat schon mehrere nützliche Folgen gezeitigt. Abgesehen davon, daß, wie gewöhnlich, mehrere Araber und Inder ihre Kramläden (duka) bei der Station errichtet haben, ist auch schon (1913) eine Niederlassung der Internationalen Handelsgesellschaft (Sitz Hamburg) in Gitega gegründet worden und haben sich einige Europäer unter dem Schutz der Boma angesiedelt. Nahebei ist nach dem Muster von Usumbura ein Markt eingerichtet worden, der von den Barundi zum Austausch ihrer Produkte stark besucht wird und viel zur Einführung und Verbreitung des Geldverkehrs beiträgt. Auch die Gerichtstage des Residenten werden hier im Innern viel eifriger und regelmäßiger von Bahutu, Batussi und selbst Baganwa besucht als im entlegeneren Usumbura, wo die Bergbewohner obendrein sehr ungern weilten, weil sie im Niederklima Fieber bekamen. Meist sind es Vieh-, Land- und Erbschaftsstreitigkeiten, die der Resident zu schlichten hat, und das Vertrauen zu seinen richterlichen Entscheidungen nimmt sichtlich zu und festigt seine Stellung auch in anderer Beziehung. Die Batwale stellen gegen Entgelt die nötigen Leute zur Ausführung öffentlicher Arbeiten, wie Straßenbau, Abholzung im Seegebiet für die Sanierung gegen die Schlafkrankheit, und zum Trägerdienst der Regierungskarawanen. Die Gegenwart des Residenten im Innern und die stete sichtliche Bereitschaft der Schutztruppe wirkt dämpfend auf die Streitlust der Batwale und auf die Neigung der kleineren und kleinsten Machthaber zu Übergriffen, der sie früher oft und gerne nachgaben. Sogenannte Wanderposten der Schutztruppe, die einmal da, einmal dort sich für einige Wochen niederlassen und einen widerhaarigen Mutwale bestrafen (meist durch Viehwegnahme) oder sein Tun genau kontrollieren, tragen ebenfalls zur Sicherung bei, wenn sie von einem verständigen deutschen Unteroffizier geführt werden, was meist geschieht. Den als selbständig anerkannten Häuptlingen im Nordosten und Nordwesten ist der Anlaß zu territorialen Streitigkeiten mit ihren Nachbarn und mit der Partei des Königs genommen, nachdem durch mehrere Expeditionen der Residentur

die Grenzen ihrer Länder unter Mitwirkung der Beteiligten festgelegt worden sind. Natürlich ist ihr Verhalten zur Residentur von Urundi auch durch die Nähe des in Ussuri von der Residentur Bukoba errichteten starken Militärpostens beeinflusst.

Von den selbständigen Häuptlingen, wie vom König und seinen Batwale aus der Baganwasippe, verlangt die Residentur vorläufig weiter nichts, als daß sie unter sich und nach außen hin Frieden halten, sich den obersten richterlichen Entscheidungen des Residenten fügen, die durchziehenden Karawanen in Ruhe lassen, den Karawanen gegen Entgelt Nahrungsmittel liefern, am Wegebau und anderen öffentlichen Arbeiten mitwirken u. dgl. Von Steuerauflagen hat die Regierung in richtiger Erwägung ihrer geringen Machtmittel und des in den meisten Gebieten Urundis noch gänzlich mangelnden Geldverkehrs bisher Abstand genommen. Nur im Ort Usumbura sind Gewerbesteuern bei den Händlern eingeführt, während Zölle in unserm der Kongokolonie zugewandten westlichen Grenzgebiet gar nicht erhoben werden. Geringe Steuerleistungen, seien es Hütten- oder Kopfsteuern, könnten zwar schon jetzt im Urundi-Küstenland des Tanganika und im Ruffissital eingeführt werden, weil hier der Geldverkehr schon allgemein ist; aber der immer noch andauernde, durch die furchtbare Schlafkrankheitsseuche verursachte wirtschaftliche Tiefstand dieser Gebiete und ihrer Bevölkerung wird die Regierung wohl noch auf längere Zeit davon absehen lassen.

Wenn mit der Festsetzung der deutschen Regierung in Zentral-Urundi selbst und mit der seit mehreren Jahren verfolgten Politik der Anfang zur „friedlichen Durchdringung“ und kolonialen Entwicklung Urundis gemacht ist, so sind dies doch eben nur Anfänge. Bei der Abgelegenheit und Unwegsamkeit des großen Landes und bei dem primitiven Kulturstand, der geringen Zugänglichkeit, der leichten Erregbarkeit und dem starken Unabhängigkeitsgefühl der Barundi — die viel lebhafteren Geistes und viel freier gesinnt sind als die despotisch disziplinierten Banjaruanda — wird es noch Jahre dauern, bis die Regierung eine wirkliche, wenn auch noch so einfache Verwaltung Urundis einrichten kann. Darin deckt sich meine Meinung mit der aller guten Kenner des Landes. Selbst nachdem die Zentralbahn vollendet ist und von dorther der kulturelle Einfluß auf Urundi sowie unsere Machtentfaltung in Urundi noch viel größer werden wird als jetzt, wird eine weise Politik noch auf Jahre hinaus keine tiefgreifenden Änderungen vornehmen. Namentlich wird sie noch lange Zeit darauf bedacht sein, mit und durch die Häuptlinge und großen Batwale zu regieren, da diese auf alle ihre Hinterassen den entscheidenden Einfluß haben, obwohl das Verhältnis der Bahutu zu ihren Batwale keineswegs so unterwürfig ist wie in Ruanda. Nicht das muß das Ziel des nächsten Jahrzehntes sein, die Herrschaft der Bahima über die Bahutu zu brechen, denn dazu haben wir nicht die nötige Macht, sondern die herrschende Klasse an unsern Verwaltungsmaßnahmen materiell zu interessieren, wie es im Bukobabezirk mit Erfolg geschieht und in Ruanda beabsichtigt ist. Es heißt, daß die Regierung beabsichtige, in der Oberleitung Urundis an Stelle der bisherigen Militärs künftig Zivilbeamte zu setzen und die Residentur in ein Bezirksamt umzuwandeln. Ich würde einen solchen Versuch für außerordentlich verfrüht halten und kann nur üble Folgen davon erwarten. Die Entwicklung in Urundi ist noch lange nicht so weit wie in Ruanda, wo die inneren und äußeren Verhältnisse die Einrichtung einer organisierten Zivilverwaltung viel eher erlauben, sondern bedarf noch sehr der festen Hand, der schnellen Entschließung, des

scharfen Blicks und des kriegerischen Ansehens eines an leitender Stelle stehenden Soldaten; aber eines erfahrenen, des Landes und des Volkes kundigen Soldaten, dessen Posten nicht bloß als ein kurzfristiges „Kommando“ betrachtet wird, sondern als ein Stück Lebensaufgabe.

Zwei Dinge verlangen in der künftigen Verwaltungspolitik Urundis die sorglichste Beachtung: die Öffnung des Landes für den Handel und die Arbeiteranwerbung für andere Länder der Kolonie. Diese beiden Forderungen werden schon lange von vielen und einflussreichen Interessenten erhoben, aber beide darf die Regierung nur unter den schärfsten Kautelen zugestehen, wenn das Land nicht schweren Schaden nehmen soll. Bis 1908 war das Land für den Außenhandel ganz verschlossen, da früher die Könige niemand hereinließen, um fremde Einflüsse abzuhalten, und dann die deutsche Regierung den Fremdhandel und die Fremdenansiedlung untersagte, weil sie nach den anderwärts gemachten Erfahrungen von der Tätigkeit der Fremden starke Beunruhigung des Volkes in dem ohnehin schwer zu ordnenden Land befürchten mußte. Ebenso war es von der Residentur in Ruanda gehalten worden. Seit 1908 hält nun zwar die Regierung das Verbot, das Land zu betreten, für die gefährlichsten Elemente wie Araber und Inder aufrecht und erlaubte nur die Errichtung einiger Kramläden unter den Augen des Residenten selbst, aber sie gestattete, daß Wajuaheli und andere Neger als Wanderhändler das Land durchziehen und Hausierhandel treiben (kutschurusa). Die Folge war, daß zahlreiche indische und arabische Händler sich an der Außenperipherie Urundis in Uffuwi, Ufámíro, Uba, Uanjamwesi, Udjidji in kleinen Gruppen ansiedelten und von da aus Urundi mit einem ganzen Heer von eingeborenen Agenten überschwemmen, die vor allem Viehhäute, daneben auch gelegentlich andere Landesprodukte, wie z. B. Wachs, gegen Stoffe und Perlen einhandeln und sie ihren an den Grenzen sitzbleibenden Herren zuführen, von wo aus sie teils nach Bukoba an den Victoriasee, teils jetzt nach der Zentralbahn gehen. Dieser Hausierhandel der eingeborenen Agenten hat sich bereits zu einer wahren Landplage ausgewachsen. Es sind meist schlimme Kerle, die bei ihrem Handel die Barundi betrügen, die Häuptlinge und Batwale durch Warenvorschüsse von sich abhängig machen, die Weiber belästigen, Gonorrhöe, Lues und andere bis dahin den Barundi ferngebliebene Krankheiten verbreiten, Vieh und Feldfrüchte stehlen und allerlei anderen Unfug treiben. Nicht selten greift da der gereizte Murundi zu seinem Speer; und wird in dem Streit einer der schwarzen Händler oder einer seiner Träger und Boys, die gewöhnlich ebensolches Gefindel sind, totgeschlagen, so muß die Schutztruppe mit einer Strafexpedition einschreiten, wobei wohl auch Unschuldige mit den Schuldigen leiden müssen. Die Schutztruppe muß draconisch bestrafen, um aufständische Bewegungen zu verhindern, aber der Grund des Übels, das schlimme Gebaren der schwarzen Händler, wirkt weiter.

Und was ist der wirtschaftliche Erfolg dieser Öffnung des Landes für den Verkehr, dieser „Belebung des Handels“? Wird durch die gesteigerte Nachfrage die Produktionskraft der Barundi erhöht? Wird die Viehzucht intensiver betrieben, um dem Handel die vor allem begehrten Häute und Felle reichlicher liefern zu können? Nein, im Gegenteil! Der von den Indern, Arabern, Wajuaheli und Wanjamwesi mit oft sehr bedenklichen Mitteln betriebene Häutehandel hat die Barundi in vielen Gegenden des Landes bereits zu einer wahren Raubwirtschaft unter ihren Viehbeständen verführt. Wenn es so weitergeht wie jetzt, wird in wenigen Jahren der

Viehstand Urundis (und Ruandas), der bisherige Stolz des Landes, aufs schwerste geschädigt sein. Was darüber der beste Kenner des Landes, v. d. Burgt, in der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung, 1913, Nr. 84, geschrieben hat, ist im höchsten Grade lehrreich und beherzigenswert. Und meine im Lande gemachten Beobachtungen und Erfahrungen decken sich durchaus mit seinen Ausführungen. Am meisten sind von dem Raubhandel die Ziegenbestände betroffen, denn Ziegen werden von der großen Menge der Bahutu und Batwa gezüchtet und von vielen gegessen, während die Rinder den Baganwa und Batussi, die kein Ziegenfleisch essen, gehören, von ihnen als Kapital angesehen und zugleich aus religiösen Gründen so hoch geschätzt werden, daß nur die alten und kranken Tiere und die sterilen Kühe geschlachtet oder verkauft werden können (s. S. 46). Aber während man bis 1908 mit dem Schlachten der Rinder äußerst sparsam verfuhr und die Tiere nur zum Zweck festlichen Fleischgenusses oder zu Opfern tötete, wird jetzt unter allen möglichen Vorwänden in großem Maß geschlachtet, um die Häute an die Händler zu liefern, und vielleicht noch mörderischer wird mit den Ziegenbeständen aufgeräumt. Vor 1908 gab es mehrere Millionen Ziegen in Urundi, heute wird man kaum 1 Million zählen können; vor 1908 wurden die Rinder auf mindestens  $\frac{1}{2}$  Million geschätzt, jetzt ist der Rindviehbestand innerhalb 5 Jahren unter  $\frac{1}{4}$  Million herabgesunken (v. d. Burgt, a. a. O.). Lebendes Rindvieh kann glücklicherweise nicht oder doch nur bis in die nächsten Hochlandsgegenden ausgeführt werden, weil schon bald außerhalb Urundis die Verbreitungsgebiete der Tsetse beginnen, deren Stich die Rinder tötet (s. S. 41); aber Ziegen vertragen den Tsetsestich und werden deshalb lebend von den Händlern so weit ausgeführt, wie es sich lohnt.

Die aus diesen Mißständen erwachsende Gefahr für das ganze Wirtschaftsleben der Barundi ist ungeheuer groß. Sie muß die Regierung zwingen, sobald wie nur möglich die Grenzen des Landes wieder für den Wanderhandel der von den an den Grenzen sitzenden Indern, Arabern, Wasuabeli ausgesandten schwarzen Agenten zu sperren und die Batwale der Grenzdistrikte für die strikte Befolgung des Verbots verantwortlich zu machen. Gleichzeitig muß für die Einfuhr neuer Rinder-, Ziegen- und Schafrassen aus andern Ländern gesorgt werden, um durch Kreuzung das Blut des einheimischen Viehs aufzufrischen, das durch die lange Inzucht entartet ist. Denn erst, wenn sich der Viehstand wieder gekräftigt haben wird, ist die Zeit für geordneten Vieh- und Häuteexport unter europäischer Kontrolle gekommen. Reinesfalls aber sollten in den Motiven, die in amtlichen und nichtamtlichen Schriften für die Notwendigkeit und Rentabilität einer Urundi-Ruanda-Bahn aufgezählt werden, die angeblich „nach vielen Hunderttausenden zählenden Viehherden jener Länder“ genannt werden, die „der Ausnützung harren“.

Ebenso entschieden ist gegen ein anderes Argument Stellung zu nehmen, das in amtlichen und anderen Äußerungen für die Wünschbarkeit einer Ruanda-Urundi-Bahn stark betont wurde. Man hat diese volkreichen Hochländer des Zwischenseengebietes ausersuchen, für die in den dünnbevölkerten küstennahen Gebieten gelegenen Plantagen die nötigen Arbeiter zu liefern. Aus den „großen Arbeiterreservoirs“ Ruandas und Urundis soll den notleidenden Pflanzungen der Europäer im Küstengebiet, in Usambara, Uuguru, am Kilimandjaro usw. die überall mangelnde Arbeitskraft zugeführt werden. Man braucht die Lage der Dinge nicht vom Standpunkt der Missionare zu betrachten, und man braucht kein grundsätzlicher Gegner der kapitalistischen Nutzung der Arbeitskraft der Eingeborenen zu sein, um sich mit aller Ent-

schiedenheit gegen die Arbeiterausfuhr aus Urundi und Ruanda zu wenden. Diese Völker sind Bergvölker, die das Klima der tieferen, wärmeren Lagen, wo Plantagenprodukte gedeihen können, absolut nicht vertragen. Auch ist der Murundi und Munjaruanda an eine bestimmte Nahrung, in der die Milch eine große Rolle spielt, gewöhnt und hält an ihr auch aus religiösen Gründen fest (s. S. 103). Alle bisherigen Erfahrungen lehren, daß die Versetzung dieser Menschen aus ihren heimatlichen Hochländern nach anderen Gebieten sie in kurzem krank macht und bald ganz eingehen läßt. Auch erklären keineswegs sentimentale Kenner des Volkes, daß dabei die psychische Depression, das Heimweh, wie beim Tiroler, stark mitwirke. Es wäre meines Erachtens geradezu ein Frevel an dem Besten und Wertvollsten, was wir in unserer Kolonie haben, an der Volkskraft unserer Eingeborenen, wenn man jenen Wünschen gewisser Interessentenkreise nachgeben wollte. Die Hochlandsbewohner zur Lohnarbeit in die Tiefländer versetzen, wäre gleichbedeutend mit Massenmord, der sich an der Kolonie selbst am schwersten rächen würde. Es ist in dieser Hinsicht bereits schwer gescheitert worden, indem man durch die organisierte Arbeiteranwerbung großen Gebieten unserer Kolonie, namentlich dem vormals von einer ziemlich dichten, arbeitswilligen Bevölkerung bewohnten Unjamwesi und Assumbwa, für Plantagen, Bahnbau und andere europäische Unternehmungen so viele Männer entzogen hat, daß weite Landstriche völlig verödet sind, in anderen eine greuliche Sittenlosigkeit eingerissen ist, Syphilis und Kinderlosigkeit erschreckend um sich greifen, die Dörfer und Felder verfallen. Was ich und andere Beobachter in diesen Gebieten gesehen und zum Teil auch öffentlich mitgeteilt haben, bewegt mich, dringendst vor jedem Versuch zu warnen, die Arbeiteranwerbung auch auf die bisher noch in ihrer Volkskraft ungeschwächten Länder Urundi und Ruanda auszudehnen.

Sorgen wir für Ruhe und Ordnung in Urundi, helfen wir mit zur methodischen Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht, sorgen wir für gute Verkehrswege, setzen wir arbeitsame deutsche Kolonisten in die kühlen Bergländer des Westens, soweit dort noch Platz ist, fördern wir die Tätigkeit eines geregelten, von deutschen Firmen ausgehenden und kontrollierten Handels und halten wir für jeden Fall unser Pulver trocken und unsere Truppe schlagfertig, so haben wir für die nächsten Jahrzehnte ein Arbeits- und Regierungsprogramm, dessen Durchführung für Urundi, die Barundi und uns selbst erfreuliche wirtschaftliche, kulturelle und politische Folgen haben wird.

## Zwölftes Kapitel

### Bemerkungen zur genealogischen Tabelle (s. Anhang I) der Barundifürsten

Von Pater J. M. M. van der Burgt

1. Ich war 1905—1908 in Nord-Urundi (Missionsstation Marienseen, Kaninja) sehr befreundet mit dem Großhauptling (umuganwa) Muhini. Von ihm erfuhr ich alles, was mich interessierte. Besonders 1908, wenige Monate vor dem Tod des Königs Kisabo (Oktober 1908), als noch niemand vermuten konnte, daß der König, obwohl alt, so bald sterben würde, erzählte mir Muhini eine Menge Einzelheiten von der Barundidynastie, der Geschichte des Landes, von den beim Tod und Begräbnis des Königs üblichen Gebräuchen, von den Grundsätzen der Erbfolge, von der Wahl und Einsetzung des Königs usw.

Den größten Teil der Namen in der nachstehenden genealogischen Tabelle verdanke ich ebenfalls dem Muhini. Die Tabelle kann im ganzen als genau bezeichnet werden, obwohl im einzelnen Irrtümer nicht ausgeschlossen sind; sie ersetzt die Tabelle in meinem Buch „Un grand peuple de l'Afrique équatoriale“, 1903. Damals hatte noch kein Europäer den Sultan Kisabo gesehen und gesprochen, vielleicht nicht einmal einen richtigen Muganwa (Mitglied des Königsgeschlechtes). Ich selbst war schon im Juli 1896 in nähere Berührung mit den Söhnen Kengerefas (Ruffabito und Serjamurungu) gekommen, aber es war nicht möglich, damals etwas Vollständiges und Genaueres aus ihnen über die Dynastie, die Geschichte des Landes, die Gebräuche usw. herauszubekommen. Später auf der Missionsstation Magera (1899) bekam man höchstens Batuffi zu sehen, besonders Wenengwe (s. S. 182), aber nur wenige Großhauptlinge, die eine führende Rolle spielten. Diese großen Herren werden in ihrem Stolz und ihrem Mißtrauen nicht leicht intim und lassen sich schwer ausfragen, und doch kann man fast nur von ihnen etwas Genaueres über Staats- und Familienangelegenheiten erfahren. Der gewöhnliche Murundi, sei er Mutuffi oder Muhutu, weiß wenig oder gar nichts oder bringt nur Verworrenes, Unkontrollierbares zutage. Es ist bekannt, daß fast alle Neger sehr schwer dazu zu haben sind, die Namen der Verstorbenen zu nennen, aus Aberglaube oder Furcht vor den Geistern der Verstorbenen. Um so erstaunlicher ist es, daß Muhini zum Beispiel alle Namen der verstorbenen Fürsten ohne weiteres ausplauderte.

Das will aber nicht sagen, daß meine Liste vollständig und in allen Details genau ist. Zwar stehen darauf einige hundert Namen von Waganwa und Wamifasi bzw.

Benemwesi, also von königlichen Prinzen und Prinzessinnen, aber vielleicht nicht ein Zehntel der Gesamtzahl, denn die Gesamtheit dieser größeren und kleineren Baganwa bedeckt wie ein Netz ganz Urundi. Der größte Teil von ihnen sitzt in Nord-, Nordost- und Zentral-Urundi, während sie im Süden und westlich des großen Tanganika-Randgebirges minder zahlreich sind oder ganz fehlen. Dort gibt es nur Batussihäuptlinge, besonders der vier großen adligen Familien oder Sippen (s. unten). So ist z. B. auf der Regierungsstation Usumbura der bekannte Häuptling Kijogoma ein Manjakarama. Meine Liste ist aber doch wertvoll, besonders was Nord-Urundi betrifft, wo Mubinis Ahnen saßen und seine Verwandtschaft noch wohnt. Jetzt gilt es, die Liste zu vervollständigen, was hauptsächlich durch die Missionare geschehen kann, da diese länger im Lande sind, an verschiedenen Orten sich aufhalten, die Sprache beherrschen und auch das Vertrauen der Häuptlinge in höherem Maße besitzen als andere.

Ein großer Teil der Kinder des Sultans Kisabo, besonders der ältesten, haben jetzt schon Enkelkinder (Seruschanja) oder Großkel (Seberiti); daher könnten schon jetzt Hunderte von Namen aus Nordwest-Urundi eingetragen werden. Mubini nannte mir stets ohne Zögern auch die Namen und Zahl der Töchter, Frauen und anderer weiblicher Verwandter, wie er sie auch gelegentlich gern vorstellte. Aber unter gewöhnlichen Umständen ist es sehr schwer, Genaueres über die Frauen zu erfahren. So hörte ich erst 1905 von Mubini, daß zwei seiner Schwestern mit meinem alten Freund Ruffabiko (1896) und später mit dessen Bruder Serjamurungu verheiratet waren. Man hat es also hier mit einer hochinteressanten Königsfamilie zu tun, die enorm zahlreich und fein gegliedert ist und sich jahrhundertlang durch die eigentümliche, streng durchgeführte Endogamie (s. S. 101, 182) sehr rein erhalten hat.

Viele Europäer, auch Offiziere, verwechseln noch immer die Batussi mit den Baganwa (abaganwa), was aber grundverschiedene Dinge sind. Mubini z. B. würde es als eine Beleidigung aufgefaßt haben, wenn seine Leute ihn einen Mutussi genannt hätten; er ist ein Mугanwa, ein Prinz aus königlichem Blut. Diese Baganwa gelten fast als geheiligte Personen; sie zu töten, zu schlagen oder auch nur zu beleidigen, ist ein Sakrilegium und wird niemals vergessen. Unter den Batussihäuptlingen gibt es zwar auch größere mit viel Einfluß, aber sie nehmen doch stets eine untergeordnete Stellung ein, selbst wenn sie zu einer der vier oder fünf privilegierten adligen Sippen gehören, z. B. den Wenengwe oder den Manjakarama. Es wäre von großem Wert, wenn solche Baganwa sich zum Christentum bekehrten. Bis jetzt ist nur ein einziger Christ, namens Buridzje in Kaninja, der mir 1905 wie ein gewöhnlicher Mubutujunge beim Bau der Missionsstation half.

Interessant wäre es auch, genealogische Tabellen von den Batussisippen anzufertigen, speziell den vier oder fünf großen privilegierten. Ich gebe nur eine einzige, von Suris Kindern.

Schließlich gebe ich auch noch die Namen von Ruffengos Ahnen (in Bugusi). Da dort möglicherweise bald der Pfiff der Lokomotive erschallen wird, wäre es wertvoll, dies Land zu studieren, ehe es zu spät ist. Pater Grün soll dort in Ruffengos Gebiet sehr alte bearbeitete Steinobjekte gefunden haben, wie auch in Karagwe; er glaubt an semitische Herkunft. Der Sage nach haben sich dort in Nordost-Urundi, Kiffaka, Karagwe usw. vor 3—400 Jahren heftige Kriege abgepielt, z. B. zwischen dem legendenhaften Nforo, den Wahondogo und dem Ruhinda oder Ntare. Vielleicht

handelt es sich da um die Kämpfe einheimischer Fürsten (Nsoro) mit den aus Norden eindringenden Bahinda-Batussi-Eroberern. Mit diesen könnten die genannten Funde möglicherweise zusammenhängen.

2. Chronologie. In meiner Tabelle der Arundisultane von Ruhinda an bis Mutaga IV. habe ich Zahlen angegeben, die nur rechnerisch ermittelt sind. Beim Mangel fester Überlieferung ist es unmöglich, etwas Bestimmtes darüber zu erfahren. Ich habe diese Einteilung gemacht, um an das aus der übrigen Geschichte ziemlich feststehende Jahr 1500 heranzukommen. Statt drei Reihen von vier Königen, wie in meinem Buch „Un grand peuple de l'Afrique équatoriale“, habe ich jetzt vier solcher Reihen aufgestellt. Da die Arundisultane sehr jung und unverheiratet ihr Amt antreten, so kann man eine lange Regierungszeit als das Normale annehmen, aber Mubini sagte mir, daß es auch Awami (Sultane) gegeben habe, welche nur kurz regierten. Der letzte, im Oktober 1908 gestorbene Mwesi Kisabo hat jedenfalls sehr lange, ca. 60 Jahre regiert. Er war noch ein Kind, das auf dem Rücken getragen wurde, als sein Vater starb; geboren ist er um 1840. Da um diese Zeit (1840 bis 1850) die Araber nach Tabora und Udjidji kamen, ist es wahrscheinlich, daß sie nach diesem damals zur Regierung gelangten jungen Mwesi das Land mit dem allgemeinen Namen Unjamwesi bezeichneten.

Kisabos Vater, Ntare IV., soll etwas älter gewesen sein, als er an die Regierung kam, und noch nicht alt, als er starb. Dagegen soll Mwambutsa III., der Vater von Ntare IV., sehr alt gestorben sein; dessen Vater Mutaga III. (oder II.?) jedoch noch jung im Krieg gegen Ruanda. Er hatte nur drei Söhne und keine Tochter.

Die Sultane von Urundi führen nur vier, immer in derselben Reihenfolge wiederkehrende Namen: Ntare, Mwesi, Mutaga, Mwambutsa. Dies ist auch anderswo in Negerdynastien üblich, z. B. in Uha, wo ebenfalls vier Namen immer wiederkehren, während es in Usámbiro deren nur zwei sind. 1896/97 nannte man mir in Usumbura irrtümlich den Mwambutsa vor dem Mutaga. Dasselbst behauptete der Häuptling Nijogoma, daß Mwambutsa (Ruhinda?) der Gründer der Dynastie gewesen sei.

Was passiert, wenn ein Awami sehr jung ohne männliche Nachkommen stirbt, ist mir nicht bekannt; wahrscheinlich wird dann ein noch unverheirateter Bruder des Verstorbenen gewählt und führt dessen Namen, wie es z. B. in Usámbiro Brauch ist.

3. Geschichtliches. Wie schon erwähnt, ist es schlechterdings unmöglich, viel wirklich Bestimmtes über die Geschichte ausfindig zu machen. Nach dem Tod des Ntare I. kam es zu großem Streit über die Erbfolge. Ntares Nachfolger war Mwesi II., der auch Rufuku genannt wurde. Allgemein wird ausgesagt, daß unter Ntare IV. (Kisabos Vater) das Land ruhig und glücklich gewesen sei, ohne Krieg, feindliche Einfälle, Krankheiten, wie solche z. B. unter Kisabos langer Regierung häufig waren (Rinderpest, Sandflöhe, Pocken, Heuschrecken usw.). Doch wird behauptet, daß Ntare IV. vergiftet worden sei. Es sieht fest, daß in früheren Jahrhunderten das Land und seine Bevölkerung nur selten längere Zeit zur Ruhe kam wegen der ewigen Familienfehden und Streitigkeiten um die Erbfolge oder wegen der Kriege der Sultane und Großhäuptlinge untereinander. Diese Fehden dauerten bisweilen Jahrzehnte oder ein Menschenalter lang, wie unter dem König Kisabo. Kriege wie die des 1908 gestorbenen Kisabo mit dem Pseudo-Mwesi Kilima, mit seinen Brüdern und Neffen, oder die des Großhäuptlings Ruffabito mit seinem Bruder Musasse in Ujogoma, sind sicherlich keine Ausnahme in der Geschichte Urundis

gewesen, sondern vielmehr das Normale; wie bei uns im Mittelalter. Weiß Gott, wie viele Leute dabei zugrunde gegangen sind. Daß unter solchen schwierigen Umständen die Bevölkerung, auch die des Sultansgeschlechtes, für afrikanische Verhältnisse in Urundi und Ruanda so zahlreich ist, das spricht deutlich für die erstaunliche Lebenskraft und für den Kinderreichtum dieses starken Volkes. Es ist nicht zu verwundern, daß andere afrikanische Volksstämme aus solchen Gründen gänzlich in Verfall geraten sind, z. B. die 20 Sultanate des Waffumbwastammes. Was Vater van Thiel von der Bahindadynastie in Busindja geschrieben hat (Anthropos 1911, S. 497—520) ist ja nur ein Beispiel. Darum muß man es als einen großen Segen betrachten, daß die deutsche Regierung in dieser Beziehung Ordnung und Frieden schafft und derartige Fehden und Kriege, wie sie unter Kisabo üblich waren, allmählich unmöglich macht.

Früher war es in Urundi, wie fast überall in Ostafrika, die Regel, daß der neue Sultan seine nächsten Verwandten, besonders die älteren Brüder, durch Meuchelmord, Gift oder Krieg aus dem Wege schaffte. Wenn 1908 bei Kisabos Tod die deutsche Truppe nicht schnell zur Hand gewesen wäre, wäre sicherlich der kleine Mutaga (der jetzige Sultan) nicht unbehelligt von seinen Verwandten geblieben, und es hätte jahrelange kriegerische Streitigkeiten zwischen Seruschanja, Kilima, Kanogumo, Ruffokosa u. a. gegeben.

Von äußeren Kriegen ist in den Überlieferungen wenig die Rede, doch scheint Urundi nicht immer so groß gewesen zu sein wie heute. Die große Landschaft Ujogoma gehörte zu Nkansas Zeit noch zu Nord-Uha (Ujungu) und scheint vom Urundikönig Ntare IV. (1830—60) erobert und seinem Sohn Kuassa zugewiesen worden zu sein. Kisabo aber hatte viel mit Angreifern, die von außen kamen, zu tun, z. B. mit den Wangoni im Osten, die er bei Murole schlug, und mit den Arabern (Rumalisa) im Westen. Mutaga III. (1780—1800) starb jung im Krieg gegen Ruanda. Es war ein Verteidigungskrieg, denn der Nkanjarufluß scheint immer die Grenze gegen Ruanda gewesen zu sein. Die Kuandasultane der jüngeren Dynastie haben immer Eroberungsgelüste bei den Urundiherrschern vorausgesetzt und gefürchtet. Dort gibt es eine Sage, daß einmal ein großer König aus Urundi kommen werde, der ganz Ruanda erobern werde.

Ntare III. (oder II.?) soll Urundi nach Nordosten hin vergrößert haben und die Wahondogo unter Nsoro (Sohn des Sewuteje) endlich besiegt und nach Ruanda (Bugessera, Kiffala) gedrängt haben. Dort in Ruanda leben noch Abkömmlinge des Nsoro als gewöhnliche Batussi. Der Krieg muß heiß gewesen sein, denn die Alten reden viel von jenen Wahondogo. Im Anfang war das Kriegsglück offenbar auf seiten der letzteren, denn Ntare mußte nach Uha flüchten, wo er die Nionawa, Tochter des Kihumbi (des Vaters von Ruhaga und Großvaters von Nkanfa) heiratete. Er wollte zwar Nsuruwakugwa, eine Schwester des Ruhaga, zur Frau haben. Dies wurde ihm aber verweigert, und aus Rache dafür soll er den Ruhaga getötet haben. Einen Monat später sei er zur Strafe für die Missetat an den Pocken gestorben. Die Ergamie (s. S. 101) hat aber nichts daran ändern können, daß später unter Nkanfa (1880?) Ujogoma für Uha verloren ging. Der schließliche Sieg des Ntare über die Wahondogo ist im Lande durch ein Denkmal verewigt, das für Mittelfrika sehr ungewöhnlich ist. Ende 1904 fand ich wenige Kilometer nördlich vom Sultanskrat Mbuje am Berg Zwanga hinauf eine doppelte Reihe von Steinhaufen

in regelmäßigen Abständen, wie eine „Siegesallee“ von Kilometerlänge. Möglicherweise sind unter den Steinhaufen gefallene Krieger begraben, vielleicht enthalten sie Knochen, Schmuckgegenstände, Waffen.

Ich sprach von Beziehungen Urundis zu Uha. Uha scheint bezüglich seiner Geschichte, Ethnologie usw. ein sehr altes Land zu sein. Auch jetzt noch stehen die Ruanda- und Urundisultane in Beziehung zu den Uha-Zauberern und Hohenpriestern und schicken von Zeit zu Zeit Deputationen dorthin. Schon 1892 sagte mir der Vater Capus: „Dort in Uha (Ruguru) gibt es eine zentrale Akademie für Zauberer (Wafumu).“ Das Wort Akademie klingt ja etwas feierlich, aber sicherlich ist dort ein Zentrum von Großwafumu und Geheimbänden, z. B. der Watschwesi, wie es ein zweites solches Zentrum in Kihija in Usufuma gibt. Viele Wafumu aus Anjamwesi, Assumbwa, Usámbiro, Assuwi usw. gehen nach Uha, um dort zu studieren, und holen sich dort ihre Weisheit und ihre Komplottgelüste. Denn der Anflug des Kisege in Süd-Uha (1909—10) ist zweifellos aus jenem Nest entsprungen.

Der Mwesi Kisabo wurde in Mugerera in Mittel-Urundi, 3 Stunden südlich von der St.-Antonius-Mission, geboren. Deswegen kam es ihm und seinen Zauberern sehr ungelegen, daß gerade dort am 11. Februar 1899 die ersten Europäer (katholische Missionare) sich festsetzten. Der Mugeraberg gilt als ein heiliger Berg; sein Imana (Gruppe von alten heiligen Bäumen) ist berühmt. Kisabo durfte bei Lebzeiten den Boden dieses Berges nicht betreten. Kisabos Mutter ist in Wukeje begraben, und auch Mwambutsa, Kisabos Großvater, liegt dort begraben. Dort in Nordwest-Urundi, östlich des Gebirgshanges, gibt es eine besonders große Menge solcher Imanas oder Iwigabiros, d. h. geheiligter Plätze, die einst wohl Sultanskräuter gewesen sind.

4. Die hohen Adelsgeschlechter der Batussi. Unter den zahlreichen Batussigeschlechtern Urundis gibt es nur vier (oder sechs?), welche das ausschließliche Recht und die Ehre haben, dem regierenden Sultan (umwami) die ebenbürtigen Ehefrauen zu liefern; mit andern Worten: aus diesen vier Geschlechtern (umurjango) wählt sich der Sultan seine Ehefrauen und niemals unter den Töchtern der Bagamwa. Der oben erwähnte Fall, wo ein Sultan Ntare sich eine Prinzessin aus Uha (Kihumbis Tochter) holte, ist meines Wissens eine Ausnahme; es war wahrscheinlich nur eine politische, nicht ebenbürtige Ehe. Diese Regel scheint auch für die Söhne des Sultans zu gelten, wird aber nicht so streng durchgeführt. Die Töchter des regierenden Sultans werden jedoch niemals an Bagamwasöhne verheiratet, aber stets an Batussi der vier privilegierten Geschlechter. Andererseits verheiraten die Bagamwa ihre Töchter meistens an andere Bagamwa. Aus demselben Grund der Reinhaltung des Blutes gibt es andere Negerdynastien, z. B. Msalala in Anjamwesi, wo nicht ein Sohn des verstorbenen Sultans regiert, sondern ein Sohn von einer der Schwestern seines Vaters oder auch seine eigene Schwester. So wird von Luabugiri, dem Vater Musingas in Ruanda, behauptet, daß er seine eigene Schwester oder gar seine Tochter zur Frau gehabt habe. Dies aber sei in den Augen der Bevölkerung verpönt gewesen. Die meisten Sultane prunken damit, Königstöchter aus weiter Ferne zu Frauen zu haben. So hatte z. B. der berühmte Sika von Anjanjembe (Tabora) eine Häuptlingstochter aus Usámbiro zur Frau; Mhimu in Ngaja (Msalala) eine Tochter des Sultans der Wangoni, wie auch Mirambo.

Die vier privilegierten, sozusagen hoffähigen Batussigeschlechter sind: die Wafundo, die Warwanda, die Wenengwe und die Wanjakarama, vielleicht

auch die Wasigawa. Ob der Urvater der Warwanda (Wawanda, Wabanda?) aus Ruanda stammte, bleibe dahingestellt. Der Urvater der Wakundo hieß Rufundo und war von mütterlicher Seite der Urvater des 1. Ntare; vermutlich stammte er aus Riffaka. Auch Kuruna, einer der Ahnen Schojas, war ein Wenerukundo. Die Wanjakarama nennen Senjakarama, der in Rugasi, Kungare, begraben ist, ihren Urahnen; und endlich die Wenengwe den Kenengwe. Manche behaupten, es gebe noch ein fünftes privilegiertes Geschlecht (umurjango), die Wasigawa, die wenigstens früher dem Sultan Ehefrauen lieferten (kuschingira). Dieses Geschlecht ist noch in Riffaka und auch in Uha häufig. So soll die Mutter des 1. Ntare, die aus Riffaka stammte, eine Musigawa mit Namen Nakasumba-Kaukomera gewesen sein. Endlich ist noch die Rede von einem sechsten privilegierten Geschlecht, den Waterwa (Waturwa), dessen Urahne Ruterwa gewesen ist. Zu diesem Geschlecht der Waterwa gehörte Tschandore, dessen Vater Birengesi war.

Die Wenengwe-Batuffi sind besonders zahlreich in Mittelurundi (Mugera) und waren seit fast einem Jahrhundert sehr rührig. Sie haben eine Menge führender Stellungen als Batwale inne. Dagegen traten die andern genannten Geschlechter, besonders die Wakundo und Wawanda, immer mehr in den Hintergrund, was übrigens nicht zu verwundern ist, da die Mütter der zwei letzten Könige (Ntare IV. und Mwezi Kisabo) Wenengwe waren. Mit den Wenengwe haben aber auch die Wanjakarama in der letzten Zeit mehr Einfluß gewonnen. Unter den 11 Frauen Kisabos zählte man fünf Wenengwe, vier Wanjakarama, eine Rufundo und eine Wawanda.

5. Thronfolge und Sultanswahl. Die Mutter des jetzigen Umwami Mutaga, also die Ninamutaga, ist eine Tochter des Sekawonji. Sie wurde geboren im Kral Katabo zu Musiramwanda (Provinz Bunoge, Nordost-Urundi); sie heißt Ndirikumütima und gehört zu den Wanjakarama-Batuffi. Ihre älteste Schwester war die erste Frau des Mubini. Sie soll noch jung und insobe (hübsch) sein und dazu sehr intelligent und energisch. Eines Tages ging die Prinzessin auf Besuch nach Wufese zu einer ihrer Verwandten, nämlich der Mutter des Seruschanja, des ältesten lebenden geliebten Sohnes von Kisabo. Diese Verwandte, Umwamitafi, war auch eine Wanjakarama. Dort lernte der alte Sultan Kisabo die Prinzessin kennen, und nach dem Tod von Seruschanzas Mutter nahm er sie zu seiner Favoritfrau. In wenigen Jahren schenkte sie ihm 13 Kinder, von denen 1908 noch acht am Leben waren, sechs Knaben und zwei Mädchen. Der älteste der Knaben, Mwikidje oder Mwikidje, der jetzige Mutaga, war 1908 kaum mehr als 15 Jahre alt. In der ersten Zeit ihrer Ehe wohnte die Frau in dem Sultanskral Mutukura, aber bald darauf siedelte sie nach Ndago in Nordwest-Urundi über, wo auch die meisten ihrer Kinder, u. a. der Kronprinz Mwikidje, geboren sind. Alle Barundi sagen und glauben, daß der Mwikidje bei seiner Geburt als Zeichen seiner künftigen Herrschaft in seiner kleinen Hand die Samen von allen Getreiden und Pflanzenarten Urundis mit zur Welt gebracht habe. Als er von der Brust entwöhnt und mit zwei Jahren ein Mutshuku war, hat die Ndirikumütima ihren Erstling eines Tages feierlich dem Seruschanja und andern offiziellen Personen gezeigt, und so galt er von diesem Tag an als der zukünftige Umwami, jedoch ohne Wissen der andern Brüder. Von diesem Tage an ist er dann jahrelang in Mvirimwa südlich von Rigando bei vertrauten Batuffi verborgen geblieben, angeblich um ihn vor der Binjorokrankheit (Frambösie?) zu

schützen, in Wirklichkeit aber, um sein Leben gegen die Eifersucht seiner zahlreichen Brüder und Anverwandten zu sichern. Zur Zeit des Krieges des Hauptmanns v. Beringe gegen Kifabo (1903), als der letztere wie ein Flüchtling in seinem Land umherstreifte und die Mutter wie auch die anderen Reichsgroßen glaubten, daß es mit dem alten Mvesi zu Ende sei, ist der vorher bestimmte Kronprinz etwa neunjährig aus Mvirimwa zurückgeholt worden, um für alle Fälle bereit zu sein.

Was gehört nun dazu, um Sultan von Urundi zu werden? Wie erwähnt, fabelt die Menge davon, daß der künftige Thronfolger mit allerhand Samen von Landesfrüchten in seinen Händen geboren wird. Auch in anderen Negerstaaten besteht dieser Glaube. Eine zweite Bedingung ist die, daß er noch nicht verheiratet ist, und die dritte, daß seine Mutter noch lebt, denn ein Sprichwort sagt: „Ein Waisenkind regiert nicht“. Diesmal mußte aber auch noch die Mutter eine Munjakarama sein. Wie gesagt, waren die Mütter der zwei letzten Könige Wenengwe, und wahrscheinlich gibt es hier eine bestimmte Regel für den Wechsel der privilegierten Familien, so daß schon hierdurch die meisten noch lebenden Söhne Kifabos von der Herrschaft ausgeschlossen waren, weil die Söhne schon verheiratet waren oder ihre Mütter nicht mehr lebten. Jedenfalls sagte mir Mubini schon 1905, daß nur die Kinder der Mdirikumútima in Betracht kämen, und daß unter diesen der Mwitidzje der Prädestinierte und Auserwählte (kutora, kutorwa) sei.

Es ist zu bemerken, daß in Urundi die Thronfolge zwar erblich ist, aber doch auch eine Wahl stattfindet. Man spricht immer von kutora (wählen). Gewöhnlich wartet man einen Monat nach dem Tod des Sultans ab. 1908 bei Kifabos Tod war aber Eile nötig. Der alte Kifabo starb nach einem Besuch der Militärstation Usumbura unweit von diesem Platz plötzlich auf dem Rückweg nach Wukeje. Dieses Mal verlief der große Wahlakt glatt. Wenn aber die Deutschen mit ihrem Militär nicht im Land gewesen wären, wäre es sicher zu einer großen Streiterei gekommen, wie nach dem Tod Ntare's IV., und es hätten wohl besonders der Häuptling Kilima und die Baganwa im Osten ihre Stimme erhoben.

Der Wahlakt scheint keine bloße Formalität zu sein. In früheren Jahren sagte man mir, daß der Vater selbst seinen Nachfolger bezeichne, aber solcher Bezeichnung wird bei der Wahl häufig nicht Rechnung getragen. Daß auch die Mutter resp. die Mütter mitreden, versteht sich von selbst, obwohl sie nicht bei der Wahl gegenwärtig sind. Sicherlich spielen auch die alten Bahima-Bafumu, die Zauberer, eine große Rolle bei dieser Gelegenheit.

Wenn der Wahltag, der durch Opfer an die Geister (keterekera) festgestellt ist, gekommen ist, werden am frühen Morgen die Rinder aus dem Kral des Königs zur Tränke getrieben. Dies besorgen diesmal nur die Wahlmänner, nicht die gewöhnlichen Hirten; es sind alte vertraute Batussi, die Räte des verstorbenen Sultans, zusammen mit einer entsprechenden Anzahl von Bafumu (Zauberern). Auch der älteste Sohn des verstorbenen Umwami (diesmal Seruschanja) ist dabei, sonst niemand. Die Rinderherde ist eine auserwählte, denn es gibt sogenannte heilige Herden in Urundi. Beim Tränken der Tiere vollzieht sich nun die Wahl. Wie diese aber im einzelnen geschieht, ob aus dem Benehmen der Tiere bestimmte Weisungen abgeleitet werden, die zur Entscheidung des Wahlaktes führen oder ob andre Zeichen gedeutet werden, ist mir unbekannt und wird wohl noch für lange unbekannt bleiben. Denn der Vorgang wird mit großem Geheimnis umgeben. Die Batussi, die Baganwa und die ganze königliche

Familie üben ja einen wahren Rinderkultus aus. So ist auch das Zurtränketreiben der Rinder stets ein feierlicher Akt für die Batussi. Nachdem die Herde vom Wahlakt gekommen ist und die Röhre gemolken worden sind, fragt die versammelte Menge neugierig, wer der Erkorene sei, und feierlich antworten die Wahlmänner: „Umwami wimje, n'intuse“ (d. h. der König herrscht, es ist N. N.). Nun geht der Jubel los. Die sogenannte Strohuldigung (kukura ubwatsi) beginnt. Berge von trockenem Gras häufen sich an; man klatscht in die Hände (kukoma maschi), man beschmiert sich die Gesichter mit Kasserde (ingwa), die Trommeln werden gerührt, und laut wird der Name des neuen Herrschers ausgerufen, indem man schreit: „Umwami arataschje, arasje“, d. h. der König hat sich verabschiedet, er ist zurückgekommen. Man tanzt wie toll, und das ganze Hofpersonal nimmt an dem Tanz teil; man bringt zahllose Dankopfer dar, verschenkt Bier in Menge und schlachtet viele Ochsen an diesem Tag und in der nächsten Zeit.

Nur die Mutter des neuen Sultans ist anwesend, und auch ihr wird viel Ehre erwiesen. Die anderen Sultansfrauen dürfen nicht dabei sein, und möglichst werden auch die andern jungen Prinzen beiseite gehalten. Die ältern Sultansweiber läßt man leben, aber die jüngern, von denen man annimmt, daß sie sich noch einmal verheiraten könnten, werden getötet, wenigstens geschah dies früher nach der alten Sitte. Solange der Sultan noch jung ist, hat die Königsmutter einen großen Einfluß auf die Geschäfte, auch auf die politischen, und spielt eine fast ebenso große Rolle wie der Regent (damals Seruschanja). Bald nach der Wahl sucht man dem Umwami eine Frau aus den Töchtern einer der vier privilegierten Sippen aus. Beim jetzigen König Mutaga scheint die Sippe der Wenengwe in den Hintergrund treten zu müssen und die Wanjakarama, die Wakundo und die andern mehr in den Vordergrund zu treten. Früher war es eine der ersten und vornehmsten Beschäftigungen des neuen Königs, richtiger gesagt der Königsmutter, des Regenten und seiner Familie, die Wagome, d. h. die Aufständischen (meist Familienmitglieder), zu beseitigen. Künftig wird das nicht mehr möglich sein.

6. Tod und Bestattung des Königs, Trauergebräuche. Nach dem Tod eines Königs wird der Leichnam, so wie er ist, in den Kral (lugo) getragen, wo die Leute, besonders die Weiber, zusammenkommen, um ihn zu beweinen (kugandara). Dann werden die privilegierten Leichenträger (wanjange) bestellt, die zugleich die Wächter der Grabstätten der Urundsultane sind. Sie bilden einen eigenen Stand, sind Bahutu, keine Batussi, und wohnen in ihrem Dorf Wunjange südlich des Imangaberges. Dorthin wird nun der Leichnam in einem Trauerzug getragen, aber nur wenige Vertraute des Königs, darunter auch einige Dienerinnen (intschoreke), begleiten den Zug. Wunjange ist eine geheim gehaltene Örtlichkeit, die kein Murundi betreten darf. Dort angekommen, fangen die Wanjange an, den Leichnam zu präparieren, denn von einem eigentlichen Begraben kann nicht die Rede sein. Nachdem die Leiche von allem Schmutz, Amuletten usw. befreit ist, wird sie gewaschen und reichlich mit Butter eingesalbt. Diese Butter ist mit wohlriechenden Kräutern (imbasi), mit roter Erde (akahama) u. a. vermischt. Darauf wird der Leichnam in zahlreiche Häute, unter andern in solche der Moorantilope (insobe) und in Fikusrindenstoffe eingewickelt und auf ein hölzernes Gerüst, das aus dem Holz des Murinsi-Baumes hergestellt ist, gelegt (kutarura). Zwei Monate lang wird unter dem Gerüst ein leichtes Rauchfeuer unterhalten und der Körper mehrmals umgedreht. Nach nicht

langer Zeit kommt, wie alle Barundi glauben, ein dicker großer Wurm zum Vorschein (umusimu wa sultani), der nun durch die Wanjange mit Milch gefüttert und gepflegt wird (kurarira), bis er sich in einen Löwen oder eine Python-  
schlange verwandelt. Wenn nach langer Zeit das Gerüst vermodert zusammenbricht, wird eine Hütte über die Trümmer gebaut, aber nichts wird berührt, alles, auch die Knochen, bleiben an ihrer Stelle liegen, selbst der neue Sultan darf nichts wegnehmen. Der Ort Wanjange ist die einzige Bestattungsstelle der Könige von Urundi, obwohl man sagt, daß Mwambutsa III. anderswo „begraben“ sei. Der sorgsam geheimegehaltene Platz ist auch ein Freiplatz, d. h., wenn es vorkäme, daß zufällig ein zum Tode verurteilter Missetäter sich dorthin flüchten würde, dürfte er dort nicht belästigt werden. Möglicherweise wird er in den Bund der Wanjange aufgenommen. Bei der genannten Leichenhütte (ikigabiro) werden von nun an dauernd Opfer gebracht.

Die dienenden Frauen und Mädchen (intschoreke), die den Leichenzug begleitet haben, kehren nach zwei Tagen zurück, aber ein Mädchen, das vom Chef der Wanjange auserwählt worden ist, bleibt dort und wird die Frau des Wanjangechefs, welcher fortan den Namen Mwesi annimmt; ihre Kinder werden Awene Mwesi wu Wanjange genannt. (Bis zum Tode Kisabos gab es dort also einen überlebenden Ntare.) Alles, was das erwähnte Mädchen an Vieh, Hausgeräten usw. besitzt, wird dorthin geschafft. Stirbt sie, so wird sie nicht durch eine andere Person ersetzt.

In Wanjange gibt es noch einen zweiten Wanjangechef, der den Namen Mwesi w'inkoma oder Njamateke führt. Dieser Chef hat die Obhut der heiligen alten Getreide- und Fruchtstamen (imbuto ja masaka). Dieser Behüter der Getreidefrüchte wird beim Tod des Sultans getötet. Sonst werden, wie mir Muhini berichtete, bei Gelegenheit der Bestattung des Sultans keine jungen Mädchen oder andere jungen Leute mehr getötet oder geopfert, aber man wählt unter den Großen des Landes einen umuherekesi, welcher getötet wird, um den verstorbenen Sultan ins Jenseits zu begleiten (kuherekesa), und zwar wird diese Rolle als eine besondere Ehre angesehen.

Wie erwähnt, leben auf diese Weise durch Stellvertreter die Königsnamen Ntare, Mwesi, Mutaga, Mwambutsa fort, und die Barundi hegen keine Scheu, diese Namen auszusprechen, während sie sonst ängstlich vermeiden, die Namen der Toten, unter andern der Eltern, zu nennen; vielleicht werden die Barundisultane noch als lebend betrachtet. Jedenfalls ist diese Ausnahme von der Regel bemerkenswert. Im übrigen wird die Scheu vor den Verstorbenen so weit getrieben, daß sogar Berge und andere Gegenstände, die den gleichen Namen wie der Verstorbene haben, diesen ändern. Einer der Söhne Kisabos heißt z. B. Mafjuguru, d. h. Speer. Nach seinem Tod benennt man nun einen Speer nicht mehr mit dem Wort mafjuguru, sondern mit itschumu. Der älteste Sohn Kisabos hieß Namagongo. Nach seinem Tod wurde der große Bergsturz in Nord-Urundi nicht mehr Magongo, sondern Mukidja genannt. Ich möchte nebenbei bemerken, daß meiner Ansicht nach ein großer Teil der ostafrikanischen Bantunamen für Länder, Provinzen usw. von Personennamen herrührt. So spricht man z. B. in Anjamwesi immer von Ukundi, Upera, Usämbiro usw., was früher einfach die Namen der Könige waren, die in der betreffenden Landschaft herrschten.

Die Trauergebräuche der Barundi beim Tod der Könige sind sehr mannigfaltig. Ich kann nur von einem Teil Mitteilung machen. Die tiefe Trauer dauert

nur einen Monat für die gesamte Bevölkerung, ausgenommen die Batwa, die keine Verpflichtung zum Trauern haben, weil sie keine Abantu (Menschen) sind. In der Umgegend der Sultanstrale dauert die Trauer fast ein Jahr. Während des vollen Monats der tiefen Trauer darf kein Murundi sein Feld bestellen, ackern, säen oder pflanzen. Jedes Geräusch wird vermieden oder bei Arbeiten, die nicht ohne Geräusch ausgeführt werden können, wenigstens sehr gemildert. Die Schmiede dürfen nicht schmieden, das Klopfen der Baumrinden zum Herstellen der Rindentleider ist verboten, oder man darf das Zeug nur auf einem Holzbloß oder auf dem harten Boden ganz leise klopfen. So muß auch beim Mehlmahlen der Weiber der Mahlstein statt auf eine steinerne Unterlage nur auf den Boden gelegt werden. Das Getreide darf nicht in Mörsern gestampft werden, sondern man darf die Körner nur leise auf dem harten Erdboden ausklopfen. Beim Bau einer Hütte dürfen die Löcher im Boden, in welche die Hüttenstützen gesteckt werden, nicht wie sonst mit einem eisernen Speerende ausgegraben werden, sondern nur mit einer Feldhacke, was weniger Geräusch macht. Das Buttermachen durch Schütteln in großen Kalebassen ist nicht erlaubt. Der geräuschvolle große Religionsakt des kubandwa darf während der Trauerzeit nicht ausgeübt werden. Getanzt darf nicht werden, aber es ist erlaubt, die inkindi, d. h. die als Tanzschmuck gebrauchten weißgegerbten Häute, zu tragen. Statt der üblichen schwarzen Rindenstoffe werden rotbraune, nicht geschwärzte, getragen, wenn man solche hat. Die Haarfrisuren (massunsu, urugori usw.) werden abrasiert, die Weiber verhüllen ihre kupfernen und eisernen Armbänder und Beinringe mit altem Rindenzug usw.

Ein eigentümlicher Trauerbrauch ist der, daß bei den Rindern die männlichen Tiere von den weiblichen getrennt gehalten werden, dergleichen beim Kleinvieh, selbst beim Geflügel. Noch mehr: auch die Menschen sollen während der Trauerzeit einen Monat lang Abstinenz üben (warariama hasi); man glaubt sogar, daß der neue Sultan sterbe, wenn in dieser Zeit ein Kind gezeugt werde. Ein solches Kind komme zur Welt mit den Füßen voran und mit Zähnen an der Nase. Ein derartiges Monstrum (ikimuga) wird sofort im Fluß ertränkt.

Im allgemeinen verursachen nach dem Glauben aller Barundi Zuwiderhandlungen gegen diese Trauergebräuche allerlei großes Unglück. Die Übertreter werden zwar nicht getötet, aber ihre Handlungsweise wird als schwere Pietätlosigkeit oder gar als Majestätsbeleidigung angesehen. Wenn Bahutu z. B. ertappt werden, daß sie in dieser Zeit doch ihr Feld bestellen, werden ihre Hacken durch den Mutwale beschlagnahmt. Endlich behaupten die Barundi, daß in dem Trauermonat ein großer Hund oder anderes Angeheuer (ikisuka) vom Königstral aus nächtlich das ganze Land durchstreift und die unverheirateten Frauen und Mädchen belästigt. Die Ärmsten müssen in dieser Zeit eine Menge zweifelhafter Wiße hören.

7. Die heilige Trommel, das Paladium des Reiches. Die für heilig gehaltene Trommel des Sultans heißt akarjenda; sie stammt aus Magera in Mittel-Urundi, wie auch die karinga genannte Trommel der Kuandasultane und ebenso die der früheren Sultane von Kiffaka. Diese heilige Trommel wird nie geschlagen, sondern bleibt stets verhüllt in eine Menge Rindenzug und Matten. An dem Tag, wo der Sultan für ganz Urundi die Erlaubnis gibt zum Aussäen des Sorghumgetreides (masakka), wird die Trommel etwas von ihrer Hülle befreit. Die akarjenda-Trommel empfängt fast göttliche Verehrung (kusenga); der Sultan in Person

bringt ihr eine Menge Rinder zum Geschenk. Zum Marmischlagen gibt es noch eine zweite Trommel, rukinso genannt. Drei „Bestalinnen“ sind angewiesen, die akarjenda-Trommel zu behüten und ihr die pflichtmäßigen Opfer zu bringen. Eine solche Bestalin wird umuka w' akarjenda, d. h. Frau des akarjenda genannt. Die erste im Rang, eine Mutussikasi, wohnte damals in Kagongo bei Ndaga unweit des alten Krals des einstigen Sultans Ntare; sie gehörte der Batussifamilie der Warima an. Die zweite hat ihren Sitz in Wukeje, die dritte in Itara. Die letztere war eine Muhutu aus dem Geschlecht der Wawaga. Diese drei Bestalinnen werden durch die Ältesten ihrer Familie ausgewählt. Sie müssen Jungfrauen (inkumi) sein und bleiben. Sie werden streng überwacht und, wenn es vorkommt, daß sie ihre Keuschheit verletzen, getötet.

Bei der Gelegenheit, als Muhini mir manches über die akarjenda-Trommel erzählte, kam auch die Sprache auf Riangombe, einen der Hauptgötter der Barundi (S. 120, 122, 126). Dieser Riangombe, wie auch der zweite Gott Kiranga, soll ein Mensch, ein gewöhnlicher Sterblicher gewesen sein. Dagegen wird Imana, der oberste Gott, als die Weltseele, die gebärende, befruchtende, lebenspendende Urkraft, eine Art Pandämonium, gedacht. Riangombe soll in Murinfi begraben sein. Der Name des geweihten Murinfiholzes in den Königskralen war wahrscheinlich früher der Name für einen Ort oder eine Landschaft. Mpumuti hat Riangombe getötet, aber Ruhanga hat seinen Vater Riangombe gerächt und den Mpumuti erschlagen. Die Sage geht, daß Riangombe eines Tages auf der Rhinozerosjagd durch Mpumuti, der die Gestalt eines solchen Tieres angenommen hatte, ermordet wurde. Darauf hätten seine sämtlichen Kinder Selbstmord begangen, ausgenommen Ruhanga, welcher die Tochter Mpumutis zur Frau nahm.

8. Der Arundipräsident Kilima. In der genealogischen Tabelle habe ich den Häuptling Kilima, der dem rechtmäßigen Anwami Kisabo und auch der deutschen Regierung so viel zu schaffen gemacht und das Land immer in Unruhe gehalten hat, besonders aufgeführt. Von diesem Kilima, der auch Kirinwa (der Gefürchtete), Witabo oder Kirimamjambi genannt wurde, wird behauptet, er sei ein richtiger Muganwa, ein Sohn des Masango oder Ribanamafango (eines Sohnes des Ntare), der durch seinen Bruder Kisabo getötet worden sei. Andere behaupten, er sei identisch mit Ribanamafango. Kilima hat einen großen Anhang, der an seinen berechtigten Anspruch auf „die Krone“ Arundis glaubt, aber nur in der äußersten Nordwestecke Arundis, auf der Westseite der Ribiraberge zum Ruffissifluß hin und in geringerem Maß auch unter den Nachkommen Ndivjarjes in Ost-Arundi, Bweru. Daß der alte Kisabo den Kilima stets für einen Eindringling erklärte, ihn einen Inwubu (Milpferd), einen Muhutu, sogar einen Mutwa nannte, könnte aus Neid oder Politik erklärt werden, aber die richtigen Baganwa, z. B. Muhini und Tschoja, der sicherlich kein Freund Kisabos war, haben mir stets bestimmt versichert, daß er ein Pseudo-Anwami, ein Pseudo-Muganwa sei. Sein Ahne (Vater?) soll Makasa, ein Sohn des Ntatschawukura, ein Mutwa des Ruandasultans Luabugiri gewesen sein. Nach anderen Aussagen folgen die Ahnen Kilimas aufwärts in nachstehender Reihe aufeinander: Ruabika (sein Vater), Materana, Makombe. Wahrscheinlich ist er einfach ein Munjambungu aus der großen Landschaft Anjambungu westlich des Ruffissiflusses und soll durch Rutaganda, den Sultan von Anjambungu, aus politischen Gründen gegen Arundi ausgespielt worden sein. Kilimas Mutter war eine

Munjambungu und seine erste Frau (Njavisaga) eine Muwira aus der Landschaft Uwira. Als seine Söhne werden u. a. genannt Kagijebuami, Kuassa u. a.

Kilima macht persönlich einen guten Eindruck, und es ist nicht zu leugnen, daß er von Anfang an (1896—1898) der deutschen Regierung und den Europäern überhaupt viel freundlicher gesinnt war als Kisabo und die alte konservative Batuffipartei, welche früher und heute noch alle Europäer am liebsten aus dem schönen Land Urundi hinausgeworfen hätte. Aber das war von seiten Kilimas größtenteils nur Politik; er wäre gern mit Hilfe der Deutschen in den Besitz von ganz Urundi gekommen. Jetzt ist Kisabo tot und sein Nachfolger Mutaga noch jung, aber es wird immer aufreizend auf die Sultansfamilie wirken und noch manche Wirren hervorrufen, wenn man den Kilima in der Nordwestecke dicht bei den uralten Königsheiligtümern (ivigabiro) und heiligen Bäumen (imana), die besonders zahlreich in Wufeje sind, wohnen läßt. Wenn man den Kilima beibehalten will, so wäre es klug, seinen Bezirk auf den Teil Urundis westlich vom Riviragebirge bis nach Usumbura, dem Russiffifluß und der Ruandagrenze hin zu beschränken.

# Anhang I.

## Genealogische Tabellen der Sarumbfürsten.

Von Vater S. M. M. van der Burgt.

### Sabelle A.

#### Kinder des Sitare IV.

1. Sitjabarte, f. Sabelle B	2. Sitasta	3. Situstomono	4. Sitweel IV. ober Sitabo, f. Sabelle C	5. Situnlantama	6. Siturweda	7. Situbla	8. Sitadax	9. Sitatonga	10. Sitbanomafanga ober Sitmanlampi,	11. Sitanoagamo, Sitabden
	2. Sengerefa ober Sitango	3. Situnlantama	4. Sitamunlafa	5. Sitidamba	6. Sitambo	7. Sitamencinjwaga	8. Sitlamurimo u. a.			1. Sitatweel, Sitabe 2. Sitadofje, Sitn. 3. Sitabla, Sitn. 4. Sitangere, Sitn. u. a.
1. Sitwenge	Sribden des ersten Sitbes			Sribden des zweiten Sitbes						
	1. Situfabito, † 1897	2. Geniamurungu	3. Situffera, † 1897 u. a.	1. Situnlafa †	2. Sanlanbaba	3. Sitantamagarra	4. Situgwa u. a.			

### Anhang I

### Sabelle B.

#### Kinder des Sitjabarte

1. Sitandaboff	2. Sitnufango	3. Genonant	4. Sitongore	5. Situbjitrana	6. Sitimana	7. Sitwehree	8. Sitimpanta	9. Sitandagura
1. Sitarentun- bule †	1. Sata ober Situffa	2. Situffola	1. Sitnongore	2. Situbjitrana	3. Sitimana	4. Sitwehree	5. Sitimpanta	6. Sitandagura
2. Sitantlaga †	1. Situnlaga ober Sit- ronlaga	2. Situnlaga	1. Sitnongore	2. Situbjitrana	3. Sitimana	4. Sitwehree	5. Sitimpanta	6. Sitandagura
3. Sitifofu- ru †	3. Situnwuro	3. Situnlaga	2. Sitnongore, Sitn. 3. Sitnongore, Sitn. 4. Sitnongore, Sitn. 5. Sitnongore, Sitn. 6. Sitnongore, Sitn. 7. Sitnongore, Sitn. 8. Sitnongore, Sitn. 9. Sitnongore, Sitn.	3. Situbjitrana	4. Sitimana	5. Sitwehree	6. Sitimpanta	7. Sitandagura
			1. Sitnongore	2. Situbjitrana	3. Sitimana	4. Sitwehree	5. Sitimpanta	6. Sitandagura
1. Sitnonguro († 1906 durch ein Qerbrechen)	2. Sitnonguro (jung gestorben)	3. Sitnonguro (jung; Qater u. Sitn- ter hie Sitnonguro)	4. Sitnongore (durch Sitnongore gestorben)	5. Sitnongore	6. Sitnongore	7. Sitnongore	8. Sitnongore	9. Sitnongore
		1. Sitnonguro	1. Sitnongore	2. Sitnongore	3. Sitnongore	4. Sitnongore	5. Sitnongore	6. Sitnongore
1. Sitbanomafanga	2. Sitnonguro	3. Sitnongore	4. Sitnongore	5. Sitnongore	6. Sitnongore	7. Sitnongore	8. Sitnongore	9. Sitnongore







Tabelle D.

Kinder des Mutaga III. (oder II?)

		1. Nbenjingingo								2. Nwamburfa	3. Nribabwa	4. Njanguge, u. a.	
		1. Muffine				2. Senjamboti u. a.				Ntare IV.	1. Nkufufa	Zwillinge	
										(Kisabo) IV.	2. Nufuma		
1. Mufere, alle Kinder tot mit Ausnahme des Senabigi	2. Katamba	3. Magororwa + alle Kinder tot, ohne Enkel u. u hinterlassen	4. Nugece 1. Senjafafana, Knabe 2. Njanduta, Knabe	5. Oajo f. Blatt J	6. Nuffera	7. Ndbisagira 1. Njafabene 2. Njabusura 3. Nuffa 4. Njarindi 5. Nufamiro	8. Nigema 1. Senaganbo 2. Nnamina 3. Nufeba 4. Njungege 5. Senigari 6. Sembortwa 7. Sembutu	9. Stanjanifo 1. Kirimanfira + 2. Naramula +	10. Ninsjori Mozuri +				
			11. Nubamirifa 1. Nwambafe 2. Nrasjagarote 3. Njagagarra 4. Njorifumbura	12. Semifira 1. Niterimania 2. Nififuramira	13. Nuffenfero 1. Njagambwa 2. Njwuvva 3. Njwafefi 4. Njwafifa	14. Nimate- rege, M.	15. Nafden- gera, M.	16. Nuffana- wagari, M.	17. Ninama- toni, Mutter des Nutwa	18. Nwabwa- toni, Mutter des Nitari			
1. Nitatunganje oder Nufififa	2. Nifchanja	3. Nifchan- ganbo +, f. Blatt H	4. Semufanda +, f. Blatt G	5. Nwungu +, gefallen in Nuanda 1. Nafumwa 2. Nitatungira +	6. Sewitarra + 1. Nrafako 2. Nafjabe	7. Njagandabuje, f. Blatt F	8. Nufagarra 1. Nampi 2. Nrasjara- gaso, M. 3. Nnaremba, M. +	9. Sewamenjo Nfumbidije und zwei Töchter	10. Niffiga, f. Blatt F	11. Njufififa, M. 1. Nafiganja, M. 2. Serwenda, M.			
		12. Nantamagi, M. +	13. Njandefa, M. +	14. Njafmorete, M. +	15. Njamufifa, M. + 19. Njafamintere, M. +	16. Nwifa, M. +	17. Nuffaninjange, M. +	18. Nwaboma, M. +					
1. Samawujaga	2. Nubini, f. Blatt E	3. Nefafingwa ober Nefanjerere, + ohne Kinder	4. Nubufufe, Tochter, verheiratet mit Serjorwoja	5. Nwabofumbamaga, Tochter, verheiratet mit Njagari	6. Nufifimewige, Tochter Njafchifa, Tochter beide verheiratet mit Nuffabifo und nach seinem Tode mit Nuffabifos Bruder Serja- murungo in Njogoma								
		Kinder der ersten Frau			Kinder der zweiten Frau			der dritten Frau					
		1. Nafafigana	2. Serufwa	3. Nafana	4. Senjowufchufu	5. Sewifegu	6. Niffigarro	7. Nibungu	8. Ngonfi				
		1 Sohn, 2 Töchter ++											

Quibang I

Kinder des Mubini:

1. Mujoivera
2. Ntware
3. Ntiraufjesina
4. Ntuntu
5. Rimana
6. Nturalenjanja u. a.
7. Rabiou, M., die älteste; noch nicht verheir. (1908)
8. Mageja, M.
9. Mubimpumbu, M. u. a.

Mubinis Frauen:

1. Ninatama, † in Monge, Mutter des Mujoivera, also eines Neffen des Königs Mutaga
2. Nirebe
3. Ntwagisa, Schwester des Ehoja
4. Ntufjangombe, Schwester des Ehoja
5. Ntwagamva
6. Ntwavunjegere
7. Ntwakure
8. Ntatamo, Schwester der Ehoja

Kinder des Rugandabuje:

1. Waranfata
2. Ntakagije
3. Ntitaruriko
4. Sewagwati
5. Ruganja
6. Ntibege
7. Ntgeragefe
8. Ekanbari
9. Ntwembe
10. Ntwenjeri
11. Ruganga
12. Kafana, M.
13. Ntwondere, M.
14. Ntwambarirwa, M.
15. Ntwamagana, M.

Kinder des Riffiga:

1. Ntwosomutare
2. Waranfira
3. Ntwagga
4. Ntwanjanja
5. Ntwosona
6. Ntwaga
7. Ntwangaji
8. Ntwamusa, M.
9. Ntwamwaga, M.
10. Ntwanjanja, M.
11. Ntwamirinda, M.
12. Ntwosofasi, M.
13. Ntwaganira, M.

Kinder des Sewufunda (eine seiner Frauen: Ninabore; ihr Vater: Nussengo; ihr Bruder: Ntwimurindimi, Vater des Ruassa)

1. Nungaga †, Vater des Ntunjanjuro	2. Nenjoo	3. Ntwiveto †, eine f. Frauen heißt Ntweschengwa, Mutter von 3 Kindern	4. Ntwabagama †	5. Ntwavirere	6. Ntwakagije	7. Ntwakafje, M.	8. Ntwussebe, M.	9. Ntwawerwa, M.	10. Ntwaschatarubi, M.	11. Ntwamiffschiru, M.
			Mutter Nussengo			Von einer anderen Frau				
1. Eesamaja	2. Ntwanjanjuro	3. Ntwaburantschuji	4. Ntwambananga	5. Ntwafuru	6. Ntwakafje	7. Ntwakagije	8. Ntwakafje	9. Ntwakafje	10. Ntwakafje	11. Ntwakafje
1. Ntwajogari	2. Ntwabirije	3. Ntwananga	4. Ntwanani, M.	5. Ntwamiriri	6. Ntwagudana	7. Ntwanjanjuro	8. Ntwabogore, M.			
1. Ntwajogari	2. Ntwawassa	3. Ntwamiriri	4. Ntwamiriri	5. Ntwamiriri	6. Ntwamiriri	7. Ntwamiriri	8. Ntwamiriri	9. Ntwamiriri	10. Ntwamiriri	11. Ntwamiriri
			Mädchen							

\* Nussengo, welche nach dem Tode des Ntwabagama sich mit Nenjoo verheiratete.

Kinder des Ntwischangando.

Söhne:	Mädchen:
1. Imbojiba	1. Ntwaburente
2. Ntwanjanjuro	2. Ntwamafare
3. Ntwaboma	3. Ntwafiriri
4. Ntwagomefe	4. Ntwafina
5. Ntwamabanga	5. Ntwafassa
6. Ntwawassoba	6. Ntwamamama
7. Ntwanina	7. Ntwawesebe
8. Ntwassa	8. Ntwafisabo
9. Ntwabangura	9. Ntwafanantje u. a.
10. Ntwabije	
11. Ntwafata	
12. Ntwafantuje u. a.	

Ntwischangandos Frauen:

1. Ntwabafirirama
2. Ntwabirirana\*
3. Ntwafina
4. Ntwafese
5. Ntwafanfjanji
6. Ntwafanfije
7. Ntwafibera
8. Ntwafabagaje

\* Diese Frauen sind fast alle Ntwabafirirama, eine alte Ntwafamille (eine: Ehoja), abtammend von Ntwana, siehe Seite 2.  
 \* Diese Ntwabirirana, Mutter des Ntwaboma, war eine Ntwabirirama, Tochter des alten Ntwamiriri (in Ntwanjanja), welcher den Ntwaboma (Ntwaboma) gefasst hat und mit diesem in den Krieg gegen Ntwanda zog.

Kinder des Wajo

1. Ntwafirafirura	2. Ntwabogora	3. Ntwamamba †	4. Ntwabandango, Tochter u. a.
Ntwagura			
1. Ntwafanawabi	2. Ntwafirabija	3. Ntwabatu u. a. (zahlreich)	

onga 7. Ruhangula

la

2. 7. Waschjamunda, M. 8. Toji, M.

1. Rutwa 7. Munjiganiko 8. Ruwoganje 9. Serwenda 10. Ruwano † 11. Songojinta †

12. refwa, M., Frau des Saran- 16. Natamo, M. 17. Irivagisa, M. 18. Mutujangombe, M.  
13. Sohn des Luabugiri, Vater Königs Mufinga von Ruanda Frauen des Mubini

14. wa, Frau des Senjavutschutu 4. Njampafasi 5. Mutwischu 6. Munjavirovi 7. Murenfi  
19. ianda 10. Wenfescha, M. 11. Mpajana 12. Rufutsa 13. Bitanga 15. Wajira, M. u. a.

#### Tabelle M.

#### Stammtafel der Könige (awami) von Urundi.

1500—1530 Ruhinda

1530—1550 Ntare I.

1550—1580 Mwezi I.

1580—1600 Mutaga I.

1600—1620 Mwambutsa I.

1620—1650 Ntare II.

1650—1680 Mwezi II.

1680—1700 Mutaga II.

1700—1720 Mwambutsa II.

1720—1750 Ntare III., f. Blatt K

1750—1780 Mwezi III.

1780—1800 Mutaga III., f. Blatt D (Mubini's Stamm)

1800—1830 Mwambutsa III. (gest. im Krieg gegen Ruanda)

1830—1860 Ntare IV., f. Blatt A

1860—1908 Mwezi (Rifabo) IV., f. Blatt C

1908— Mutaga IV.

Tabelle K.

Kinder des Ntare III.

1. Nuvuna	2. Kabuje	3. Rutundo	4. Mavugifiro	5. Mwezi III.	6. Riff
1. Sankunda	2. Rutafama	3. Wansafase, M.			
1. Mutondo	2. Bijogoma	3. Wirwanji	4. Ngamuffaji, M.	5. Tombajimuhari	
1. Nuidje	2. Kiviri	3. Muffambere	4. Rugororola	5. Mwiša	6. Nangwizje, M.
1. Schoja <sup>1)</sup>	2. Rugassafuhunga †	3. Rubinjura †	4. Njamveša †	5. Funguranji †	6
	12. Nuvuna †	13. Mbomba †	14. Muvenganera, M. †, die älteste, gest. in Rarehe; Frau des Sewafunda	15. Muga <sup>1)</sup> des.	
1. Kafeje, Frau des Rufangirankoko	2. Semujange, Frau des Kataffigana	3. Mutorutu			
3 Kinder	8. Muffoni	9. Mutajimafigi, Frau d. Kominji in N			

<sup>1)</sup> Schoja behauptet, von Ntare III. (durch Nuvuna) abzustammen.

Tabelle L.

## Kinder des Großhüptlings Suri

(wird auch „Mugamba“ genannt, aber nur honoris causa, gehört in das adlige Satuffigeflecht der Banjafarama):

	1. Sewuhume	
	2. Ntafanga	
Mutter: {	3. Njafatugu, seine Frau: Warigomerwa	{ 1. Nafararire
Njongere {	4. Warigono	{ 2. Muwigiri
	5. Katwa	{ 3. Setiviriso
	6. Semuha †: 1 Kind	
	7. Warandereke †, Frau des Kassaji; neu verheiratet mit Nuffengo	
	8. Namavumba, Frau des Sfetoborwa †, Sohn Kisabos	
	9. Warantschongo, Frau des Ntanokare	
	10. Vigoro	
	11. Ruhimpundu, Frau des Musafje (Nuffabitos Bruder)	
	12. Mutfiri	
	13. Namwikima, M.	
	14. Inawufere	
	u. a.	

Tabelle N.

## Geschlecht des Nuffengo, Sultan (umwami) von Bugufi, Nordostsee Arundis.

1. Wodzja<sup>1)</sup>
2. Schawafanga
3. Witowahara
4. Waramba
5. Mpandana
6. Nuvubi
7. Nuffengo

<sup>1)</sup> Dieser Wodzja, Begründer der Dynastie, soll ein gewöhnlicher Nubutu gewesen sein, welcher aber nach der Sage dem Ntare I. (oder II.) das Leben rettete und dafür eine Trommel (ingoma), Mubawura genannt, und den Sultantitel (umwami) und das Land Bugufi (und Rawaga?), zurzeit noch ganz bewaldet und unbewohnt, als Domäne empfing. Seitdem ist Bugufi doch immer etwas abhängig; die Suzeränität von Arundi ist geblieben.

## Anhang II

### Literaturverzeichnis

1. J. S. Speke, *Journal of the discovery of the source of the Nile*. London 1863. Deutsch, Leipzig 1864. Bd. II.
2. H. M. Stanley, *Through the dark continent*. London 1878. Bd. I.
3. C. F. Wilson and R. W. Felkin, *Uganda and the Egyptian Soudan*. London 1882. 2 Bde.
- 3a. Ph. Paulitschke, *Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somali, Galla und Harari*. Leipzig 1886.
4. Oskar Baumann, *Durch Massailand zur Nilquelle*. Berlin 1894. S. 78—84, 215—225.
5. F. Stuhlmann, *Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika*. Berlin 1894.
6. G. F. Scott Elliot, *A naturalist in Mid-Africa*. London 1896. S. 255—274.
7. S. Ramsay, *Uha, Urundi, Ruanda*. — *Mitt. a. d. d. Schutzgebieten* 1897, S. 177—181.
8. Oberst v. Trottha, *Meine Bereisung von Deutsch-Ostafrika*. Berlin 1897. Verlag von B. Brill. S. 60—77.
9. C. F. S. Vandeleur, *Two Years travel in Uganda, Unyoro and on the upper Nile*. — *Geograph. Journal* 1897, IX, S. 377.
10. Pater Capus, *Eine Missionsreise nach Uha und Urundi*. — *Peterm. Mitt.* 1898, S. 121, 182. (Mit Karte.)
11. S. Ramsay, *Über die Expedition nach Ruanda und zum Rufwasee*. — *Zeitschr. d. Ges. f. Erdk.* Berlin 1898, Bd. 25, S. 302—323.
12. Hauptmann Bette, *Bericht über einen Zug nach Ruanda*. — *D. Kol.-Bl.* 1899, S. 6—12.
13. Hauptmann H. Föndt, *Über Waffen, Geräte, Trachten usw. in Urundi und Ruanda; mit 9 Bildertafeln*. — *Mitt. a. d. d. Schutzgebieten* 1900, S. 128—131.
14. *Missionsberichte in „Kreuz und Schwert“*, Jahrg. 1900/01, S. 48, 177, 8, 214, 218; 1902/03, S. 211, 231; 1903/04, S. 38, 168, 199.
- 14a. Pater J. M. M. van der Burgt, *Urundi*. — *Zeitschrift „De Katholik“*, Amsterdam 1901.
15. J. E. S. Moore, *To the Mountains of the Moon*. London 1901.
16. *Missionsberichte in „Gott will es“*, Jahrg. 1901, S. 161; 1906, S. 159.
17. S. S. Johnston, *The Uganda Protectorate*. London 1902. 2 Bde.
18. Pater J. M. M. van der Burgt, *Eléments d'une Grammaire Kirundi*. — *Mitt. d. Seminars für oriental. Sprachen*. Berlin 1902, Jahrg. V, 3. Abteil., S. 1—108.
19. Pater J. M. M. van der Burgt, *Dictionnaire Français-Kirundi*. Bois le Duc 1903.
20. Pater J. M. M. van der Burgt, *Un grand peuple de l'Afrique équatoriale (Auszug aus dem Dictionnaire Français-Kirundi)*. Bois le Duc 1903.
21. Hauptmann v. Beringe, *Bericht über eine Expedition nach Urundi*. — *Deutsch. Kol.-Blatt* 1904, S. 6—12.
22. Richard Randt, *Caput Nili*. Berlin 1904. S. 245—248, 253—255, 324—326, 339—340, 361—363, 389.
23. *Missionsberichte in „Afrikabote“* Jahrg. 1904/05, S. 35, 6, 166, 173, 238—245 (mit Bildern); 19. Jahrg. 1912/13, S. 305—310; Jahrg. 1913/14, S. 105—113, 121—125.
24. Pater S. N. P. van Thiel, *Le sorcier dans l'Afrique équatoriale*. *Anthropos* I, 1906.
25. Paul Fuchs und A. Hauter, *Wirtschaftliche Eisenbahn-Erkundungen im mittleren und nördlichen Deutsch-Ostafrika*. — *Beihefte zum Tropenpflanzer*, Berlin 1907, S. 108—122.

Sans Meyer, *Die Sarundi*.

26. Major Meldon, Notes on the Bahima of Ankole. — Journal of the African Society. London 1907. Bd. XXII.
27. F. Roscoe, The Bahima a Cow Tribe of Ankole. — Journ. Royal Anthropol. Institute. London 1907, Bd. 37.
28. Pater Loupias, Tradition des Batutsi sur la création du monde. Anthropos III, 1908.
- 28a. F. Stuhlmann, Beiträge zur Kulturgeschichte von Ostafrika. Berlin 1909.
29. Pater F. Ménard (der „Weißen Väter“), Dictionnaire Français-Kirundi et Kirundi-Français. Roulers (Belgien) 1909. (Groß Wörterbuch für Missionsbedarf.)
- 29a. Derselbe: Grammaire Kirundi. Maison Carrée, Alger 1909.
- 29b. Derselbe: Conversation Français-Kirundi. Maison Carrée, Alger 1910.
30. S. G. Frazer, Totemism and Exogamy. 4 Bde. London 1910. (Besonders Bd. II.)
31. Herm. Rehse, Rißba, Land und Leute. Stuttgart 1910.
- 31a. Jan Czekański, Verwandtschaftsbeziehungen der zentralafrikanischen Pygmäen. — Korresp. Bl. d. Deut. Ges. für Anthropol., Ethnol. u. Urgesch. Berlin 1910, S. 101—109.
32. P. W. Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte. Stuttgart 1910.
- 32a. F. Stuhlmann, Handwerk und Industrie in Ostafrika. — Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Bd. I. Hamburg 1910.
33. Hauptmann M. Weiß, Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1910.
34. Bernh. Struck, Bemerkungen über die Mbandwa des Zwischenseengebietes. — Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin 1911, S. 516—521.
35. Pater S. R. D. van Ehiel, Businga unter der Dynastie der Bahinda. — Anthropos, Wien 1911, S. 510ff.
36. A. Big, Beitrag zur Ethnologie des Zwischenseengebietes von Deutsch-Ostafrika. — Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin 1911, S. 502—515.
37. E. Zimmermann, Wirtschaftliche Erkundungsreise in Urundi. — Verb. d. Kol. Wirtschaftl. Komitees 1911, Nr. 2.
38. Jan Czekański, Ethnographie des Nil-Kongo-Zwischengebietes; Begleitworte zur ethnographischen Übersichtskarte 1 : 1500000. — Peterm. G. Mitt. 1912, Januarheft.
39. E. Johanssen, Ruanda. Bethel bei Bielefeld 1912.
40. E. Meinhof, Die Sprache der Hamiten. Hamburg 1912. (Dazu Anhang II: F. v. Luschan, Hamitische Typen.)
41. E. Meinhof, Afrikanische Religionen. Berlin 1912.
42. R. Pösch, Zwergvölker und Zwergwuchs. — Mitt. d. k. l. Geograph. Ges. zu Wien 1912, Heft 5 u. 6.
43. W. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig 1912.
- 43a. Pater Dufavs, Deutsch-Kinjaruanda-Wörterbuch. Trier 1913.
44. Pater A. Arnoux, Le Culte de la Société secrète des Imandwa au Ruanda. — Anthropos, Wien 1912/13.
45. Pater J. P. Gahldinger, Kiranga, der Allverderber; und andere Aufsätze. — Afrikabote 1912/13, S. 359—363; 1913/14, S. 45—50, 75—86, 309—317.
46. Pater J. P. Gahldinger, Tod und jenseitiges Leben in der Vorstellung der Barundi. — Afrikabote 1913 4, 20. Jahrg., S. 12—19.
- 46a. Pater J. M. M. van der Burgt, Die Urundi-Eisenbahn. — Deutsch-Ostafrik. Ztg. 1913, Nr. 82, 83, 84.
47. Bischof Lechaptois, Aux rives du Tanganika. Alger 1913.
- 47a. R. Roehl, Die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Ruandas. — Kolon. Rundschau, Berlin, 1914, S. 270—287, 321—337.
48. Jan Czekański, Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet, Erster Band, Ethnographie: Zwischenseengebiet Mpororo, Ruanda. Leipzig 1916(?). — Wissensch. Ergebnisse der Deutschen Zentralafrika-Expedition 1907/08, Bd. VI, Erster Teil.
49. B. Antermann, Verbreitung und Formen des Totemismus in Afrika. — Zeitschr. f. Ethnologie, 47. Jahrg., Berlin 1915, S. 114—180, mit Karte.
50. Missionsberichte in den Annalen der Afrikanischen Mission. Dudenbosch, Holland 1896—1916. (Besonders die ausführlichen Berichte des Pater van der Burgt im Anfange der Urundi-Mission [1896], über sechs Jahrgänge laufend, und aus den letzten Jahren die Briefe des Pater Dr. Zuure.) Jg. 13, 1896/97: S. 215—226, 250—265, 269—281, 283 bis 291, 302—311, 325—326, 334—341; Jg. 14, 1897/98: S. 10—19, 32—37, 38—46, 61—67, 69—79, 93—97, 107—115, 127—131, 138—147, 206—215, 234—243, 260 bis 272, 301—305, 325—330, 337—341, 362—369; Jg. 15, 1898/99: 9—19, 20—28, 48 bis 54, 64—74, 79—86, 95—104, 130—139, 166—176, 217—220, 231—239, 269—275,

288–293, 322–327, 332–338, 348–351, 359–364; **Zg.** 16, 1899/1900: 5–9, 19–27, 33–38, 46–52, 78–86, 101–108, 113–119, 134–136, 142–149, 164–177, 201 bis 207, 237–241, 267–272, 282–284, 298–308, 323–339, 352–359, 365–370; **Zg.** 17, 1900/01: 24–28, 52–56, 62–71, 77–81, 122–126, 144–150, 164–175, 193–194, 200–206, 224–229, 231–242, 269–278, 301–313, 340–347; **Zg.** 18, 1901/02: 30 bis 32, 53–56, 71–74, 151–157, 172–174, 191–194, 233–236; **Zg.** 19, 1902/03: 39, 76–80, 97–100, 113–119, 138–140, 202–206; **Zg.** 20, 1903/04: 4–10, 28–32, 124 bis 127, 219; **Zg.** 21, 1904/05: 131–136, 150–157, 210–219, 230–233; **Zg.** 22, 1905/06: 63–67, 73–80, 128–131, 164–166, 183–186, 203–208, 224–228, 228 bis 232; **Zg.** 23, 1906/07: 7–11, 22–25, 43–46, 61–68, 68–70, 216–223; **Zg.** 24, 1907/08: 21–23; **Zg.** 25, 1908/09: 90–94, 119–125, 135–142, 238–240; **Zg.** 26, 1909/10: 6, 15, 22, 90, 106–108, 184–190; **Zg.** 27, 1910/11: 20, 147–150, 162; **Zg.** 28, 1911/12: 187–194, 212–217, 228–231; **Zg.** 29, 1912/13: 12–16, 48–56, 75–80, 96–100, 157–163, 168–171, 172–175, 183–186, 198–200, 210–216, 230 bis 233, 245–248; **Zg.** 30, 1913/14: 19–21, 23–27, 28–30, 52–54, 70–74, 91–94, 133–136, 167–172, 226–228; **Zg.** 31, 1914/15: 28–31, 48–50, 67–69, 87–92, 113–116, 129–133.

51. Missionsberichte (vereinzelte) in Missions d'Afrique des Pères Blancs, Paris, rue cassette 127. Von 1896 bis 1916.

Notiz: Vielfache andere Literaturangaben sind im Text des Buches zerstreut.

## Namen- und Sachregister

- Ababandwa, religiöse Brüderschaft 119. 124. 129.  
 Abandwa, Medizinmänner 124.  
 Abasumu, Ärzte 129.  
 Abagamwa, Königsstippe 159. 179, s. Baganwa.  
 Abahondogo, s. Bahondogo.  
 Abarofi, Segen 133.  
 Abasimu, böse Geister 119.  
 Aberglauben 137 ff.  
 bei Ackerbau 57.  
 " Mahlzeiten 137.  
 " Viehzucht 46.  
 " Wasserverbrauch 138.  
 im Familienleben 138.  
 Abortus 109.  
 Ackerbau 48 ff.  
 Ackergeräte 49.  
 Arbeitsgebiet des Mannes u. der Frau 49.  
 Beete 54.  
 Bewässerung, künstliche 55.  
 Düngung 54.  
 Entwicklung des 177.  
 Felder 54.  
 Feldschutz 56.  
 Grabstock 49.  
 Hackbau 49.  
 Ackerbau  
 Hacke 49.  
 Hackfrüchte 49.  
 Hackmesser 49.  
 Jahreszeiten 55.  
 Religiöse Gebräuche 57.  
 Säen 54.  
 Terrassenfelder 54.  
 Adel 94. 182 ff.  
 Adlerlaß als Heilmittel 141.  
 — der Kinder 45.  
 Adjektiva 147.  
 Adoption 97.  
 Äquatorialklima 4.  
 Ahnengeist 136.  
 Ahnentier 102.  
 Akarjenda, heilige Trommel 187.  
 Alkohol 95.  
 Alkohol 60 ff.  
 Bananenbier 60.  
 Bananenmost 61.  
 Birsebier 61.  
 Honigbier 61.  
 Altersklassen 113.  
 Altkirundi 70. 124. 148.  
 Almwirtschaft 21.  
 Amboß 85.  
 Amulette 130. 132 ff.  
 Angel 37.  
 Angelfischerei 38 ff.  
 Angina 142.  
 Animismus 103. 117.  
 Anker 73.  
 Anfermann 104.  
 Anthropologie 7.  
 Aphrodisiaca 109.  
 Araber 151. 165. 181.  
 Arbeiteranwerbung 175. 177.  
 Arbeiterreservoir 176.  
 Arbeitsgefänge 70.  
 Armringe, als Schutz gegen Bogensehne 8. 27. 34. 82.  
 Arundinaria alpina 5.  
 Ärzte 129.  
 Atogyl 144.  
 Aufbahrung des Königs 115. 185.  
 Aufgaben der Kolonialverwaltung 176 ff.  
 Aufzucht der Kinder 112.  
 Außenhandel 175.  
 Babito 156. 158, s. Bawitu.  
 Baden 28.  
 Bäder als Heilmittel 141.  
 Baganda, Madistämme 155. 158.  
 Baganwa, Königsstippe in Arundi 88. 91. 101. 159. 169. 170. 179.  
 13\*

- Bahima 153 ff. 160 ff., f. a.  
 Batuffi.  
   Ausbreitung 157.  
   Einwanderung 157.  
   Expansionstrieb 160.  
   Dynastie 156.  
   Geistige Eigenschaften 14.  
   Geschichte 162.  
   Götter 122.  
   Hirtenvolk 158.  
   Körperbeschaffenheit 14.  
   Rind 40.  
   Wanderungen 160.  
 Bahinda 158 ff.  
 Bahiru, Zentral-Bantu 153.  
 Bahre, Beförderungsmittel 172.  
 Bahutu 6. 51. 53.  
   Bedürfnis der Untervord-  
   nung 16.  
   Beweglichkeit des Gei-  
   stes 13.  
   Freiheit 13.  
   Geistige Eigenschaften 13.  
   Körperbeschaffenheit 9.  
   Prahlen 13.  
   Tiefstand 16.  
 Bakiga, Zentral-Bantu 9.  
 Ballspiel 64.  
 Bambus 5.  
 Banane 50.  
   Bier 60.  
   Kultur 50.  
   Most 61.  
   Pflanzungen 50.  
 Banjambo, Zentral-Bantu 153.  
 Banjeginja, Herrscherge-  
   schlecht in Ruanda 159.  
 Bantudialekt 7. 147.  
 Bantumerkmale 152.  
 Bantusprache 147.  
 Bantuvölker 152.  
 Barundi 6 ff.  
   Bevölkerungsdichtigkeit 18.  
   Geistige Eigenschaften 12 ff.  
   Geschichte 7. 151 ff.  
   Körperbeschaffenheit 7 ff.  
   Zahl 17.  
 Batate 52.  
 Batshwesi 124. 147. 155.  
 Batuffi 6. 151. 153. 155. 179 ff.,  
   f. a. Bahima.  
   Faulheit 15.  
   Freiheit 14.  
   Geistige Eigenschaften 14 ff.  
   Genussleben 15.  
   Geschichte 153.  
 Batuffi, Herrenrasse 14.  
   Intelligenz 14.  
   Körperbeschaffenheit 8.  
   Lügen 15.  
   Müßiggang 15.  
   Politischer Sinn 16.  
   Rassenstolz 14.  
   Zauberer 16. 132.  
 Batwa, Pygmäen 6. 151.  
   152.  
   Biertrinker 62.  
   Geistige Eigenschaften 12.  
   Götter 123.  
   Jäger 36.  
   Körperbeschaffenheit 10.  
   Ledearbeiter 83.  
   Varias 7. 13. 94.  
   Schärfe der Sinne 12.  
   Schmiede 35. 83.  
   Soziale Stellung 94.  
   Sprache 148.  
   Töpferei 77.  
 Batwale, Beamte 88. 170.  
 Bauart der Hütten 21.  
 Baumann, Oskar 1. 21. 151.  
   165.  
 Baumwollstoffe 30. 77.  
 Beamte 88. 90.  
 Beete 54.  
 Begräbnis 113 ff.  
   Aufbahrung des Königs 115. 185.  
   Grabbeigaben 114.  
   Hockerstellung 113.  
   Leichenträger 185.  
   Stellung der Witwe 114.  
   Totenschmaus 115.  
   Trauerfarbe 114.  
   Trauergebräuel 114. 185.  
 Begrüßungsformel 46.  
 Beil 49.  
 Beringe, v. 1. 166.  
 Beschneidung, unbekannt 113.  
 Befessenheit 123.  
 Besitzverhältnisse 56. 171.  
 Bestattung des Königs 185 ff.  
 Betelkauen 62.  
 Bethel 1. 166.  
 Bettstelle 22.  
 Beulen, eiternde 142.  
 Bevölkerung Urundis 6 ff., f.  
   Barundi, Batwa, Bahutu,  
   Batuffi.  
 Bewässerung, künstliche 55.  
 Bienen 39 ff.  
 Bienenforbhütte 21. 158.  
 Bienenstöcke 39 ff.  
 Bienenzucht 40.  
 Bier 60.  
   bei religiösen Festen 129.  
   -brauen 60.  
 Bier, Opfer 118.  
   -trinken 60.  
 Bindetechnik der Flechtereier 79.  
 Blasebalg 84.  
 Blutmischung 9.  
 Blutrache 93. 97. 105.  
 Bogen 34.  
   Armringe als Schutz 34.  
   Köcher 34.  
   Pfeil 34.  
 Bohnen 51.  
 Boot 72.  
   Anker 73.  
   Einbaum 71. 72. 73. 82.  
   Rindentanu 73.  
   Ruder 73.  
   Schnitten der Boote 82.  
   Staatboot 73.  
 Borana-Galla 153.  
 Brachycephalie 10.  
 Brandmalerei 91.  
 Bräuche 137. 157 ff.  
   Akkolade 95.  
   Begräbnis 113 ff.  
   Grasbuldigung 95.  
   Grufiformen 95.  
   Trauer 114. 185.  
 Brauneisenstein 83.  
 Brautwerber 106.  
 Brauverfahren 61.  
 Brennmaterial 24.  
 Brettspiel 65.  
 Bruchstufe, tektonische 2.  
 Brücken 71. 72.  
 Brüderschaften 124. 129.  
 Buckelrinder 41.  
 Burgt, van der, Vater 1. 103.  
   113. 120. 124. 149. 151.  
   159. 162. 178.  
 Burton 151.  
 Butter 45.  
   kosmetisches Mittel 28.  
   -milch 45.  
 Charakter der Barundi 12 ff.  
 Chirurgie 140.  
 Chronologie der Könige 180 ff.  
 Clan 98 ff.  
   Abzeichen 35.  
   -älteste 90. 100. 104.  
   der Baganwa 88. 91. 101.  
   159. 169. 170.  
   Blutrache 105.  
   Erogamie 100. 101.  
   Gliederung 99.  
   Kommunismus 104.  
   Namen 99.  
   Organisation 89. 100.  
   Tabellen 99.  
   Totem 102.

- Czekanowski 10. 148. 155. 156.  
 160. 163.  
 Dach der Hütte 21.  
 Dämonenglaube 117.  
 Dampfbäder 141.  
 Deformation der Zähne 30. 113.  
 Degeneration der Rinder 44.  
 Dickmilch 45.  
 Diebstahl 93.  
 Dienerschaft 96.  
 Dolichocephalie 8.  
 Dorf 19. 23.  
   -plan 20.  
   -umzäunung 23.  
 Drahtziehen 85.  
 Drehscheibe 78.  
 Dreieinigkeits 121.  
 Dünger 54.  
 Dynastie in Urundi 88. 101. 162.  
 Dysenterie 143.  
**E**  
 Ehe 106 ff.  
   Brautwerber 106.  
   -bruch 101. 107.  
   -hindernisse 107.  
   Erogamie 100.  
   Endogamie 100. 153.  
   Gruppenehe 100.  
   Jungfräulichkeit der  
   Braut 107.  
   Kaufpreis für die Braut  
   106.  
   Leviratshe 108.  
   Mitgift 106.  
   Monogamie 108.  
   Patriarchat 107.  
   Polyandrie 109.  
   Polygamie 108.  
   -scheidung 107.  
   Schwesternheirat 102.  
   157. 182.  
   Witwe 108.  
 Eid 98.  
 Eier 47.  
 Eigentumsverhältnisse 41 ff.  
   56. 93. 171.  
 Einbaum 71. 72. 73. 82.  
 Eingeweidewürmer 143.  
 Einzelgänge 65.  
 Einzelsiedelung 19.  
 Eisenbahn, Zentral- 173 f.  
   Urundi-Nuanda- 176.  
 Eisenindustrie 83 ff.  
 Elefantenjagd 36.  
 Eleusine 52.  
 Elftase, religiöse 123.  
 Emin Pascha 110. 115. 142.  
   154.  
 Endogamie 100. 153.  
 Erbfolge 92.  
 Erbleben 89.  
 Erbsen 51.  
 Erdnüsse 52.  
 Euphorbienbecken 93.  
 Erogamie 100. 153.  
**F**  
 Fallen für Tiere 37.  
 Fallgruben 36.  
 Familienfehden 180.  
 Familienleben 138.  
 Färbemethode für Rinden-  
   stoff 31.  
 Fauna Urundis 6.  
 Feigheit der Bahutu 13.  
   — — Batuffi 14.  
 Feile 84.  
 Felder 19. 54.  
 Fellbearbeitung 83.  
 Fellkleidung 30. 32.  
 Fetischismus 117.  
 Fettschwanzschaf 47.  
 Feuerstelle 24.  
 Ficusarten 24. 31.  
 Fingerrechnen 146.  
 Fischfang 37 ff.  
   Angel 37.  
   Angelfischerei 38.  
   Sarpunen 39.  
   Neße 37.  
   Reusen 39.  
   Schleppnetz 38.  
 Fischhandel 38.  
 Flechtereie 79.  
   Bindetechnik 79.  
   Matten 79.  
   Nähtechnik 80.  
   Spiraltechnik 80.  
   Webetechnik 79.  
 Flechtmatten der Hütten 21.  
 Fleisch, Zubereitung 25.  
 Fleischgenuß 45, 46, 103.  
 Flora Urundis 4 ff.  
 Floß 72.  
 Flöte 68.  
 Flugdrachen, Kinderspielzeug  
   64.  
 Fonck 1. 166.  
 Frau 106.  
   soziale Stellung 108.  
 Friedensschluß 87.  
 Fruchtabtreiben 100.  
**G**  
 Galla 8. 154. 158.  
 Gallaexpansion 154.  
 Gasldinger 127. 130. 132.  
 Gebetshilfe 127.  
 Gebräuche, abergläubische  
   137 ff., s. a. Bräuche.  
 Geburt 110.  
   Kaiserschnitt 110. 140.  
   142.  
   Namengebung 111.  
   Zwillinge 110.  
 Gefäße 25. 44. 78.  
 Gefäßblasebalg 84.  
 Gefechtsispiele 63.  
 Gefolgschaft 97.  
 Geheimbund 119. 122. 124 ff.  
   129.  
 Geheimnisse, religiöse 126.  
 Gehöft 19.  
 Geister 119.  
 Geisterhütten 22. 127. 135.  
 Geisterwelt 120.  
 Geistige Eigenschaften der Ba-  
   hutu 13.  
   — — — Batwa 12.  
   — — — Batuffi 14.  
   Höflichkeit 96.  
   Klatschsucht 45.  
   Kriegerischer Geist 86.  
 Geld 76 ff.  
   Baumwollstoffe 77.  
   Seller 76.  
   Rupie 76.  
   Perlschnüre 76.  
 Gemeinden 104.  
 Gemeinderat 90.  
 Genußleben 15.  
 Genußmittel 58.  
   Alkohol 60 ff.  
   Betelkauen, unbekannt 62.  
   Kassischrauben, unbe-  
   kannt 62.  
   Tabak 52 ff. 58.  
 Geologie Urundis 2.  
 Gefang 68. 70. 127.  
 Geschenk 96.  
 Geschichte der Barundi 7.  
   151 ff. 180.  
 Geschlechter, vornehme 99. 182.  
 Geschlechtsreife 112 ff.  
 Gesellschaft, Gliederung 94.  
   96 ff.  
   Haushörige 96.  
   Knechte 97.  
   Mägde 97.  
 Gesichtsform der Batuffi 8.  
   — — Batwa 10.  
 Gewichte 77.  
 Wohnheitsrecht 92.  
 Gifte, als Heilmittel 141.  
   Pfeilgifte 34.  
   -probe 98. 133.  
 Gitega, Station 74. 173.  
 Glasieren der Töpfe 78.  
 Glossina morsitans 144.  
   — palpalis 12. 144.  
 Goering v. 169. 170.  
 Gonorrhöe 143.  
 Götter 117. 119 ff.  
   -bilder, fehlende 137.  
   Imana 41. 46. 120.  
   Kiranga 121. 188.

- Götter, Namen 120.  
   Riangombe 46. 122. 188.  
 Gottesurteil 98. 133.  
 Götzen, Graf von 14. 21.  
 Gouverneure 88. 90.  
 Grab 114, f. Begräbnis.  
 Graben, zentralafrikanischer 2.  
 Grabstock 49.  
 Grabhuldigung 95.  
 Grasland 4.  
 Grawert v., 1. 166. 167.  
 Grenzfläche 87.  
 Grenzen Urundi 2.  
 — Verwaltungsbezirke 89.  
 Groß-Batwale 88. 170. 171.  
 Großhäuptlinge 178.  
 Großhornrinder 40. 158.  
 Gruß 46.  
   -formen 95.  
   Rindergruß 47.  
 Grün, Vater 179.  
 Grundbantu 6.  
 Gruppenehe 100.  
 Gruppentänze 65.
- Haar** der Bahutu 9.  
 — — Batuffi 9.  
 — — Batwa 11.  
   Epilieren 28.  
   Rasieren 28.  
 Hackbau 49.  
 Hacke 49. 81.  
 Hackfrüchte 49.  
 Hain, heiliger 118, 137.  
 Halschmuck 27.  
 Hammelfleisch 26. 46.  
 Hammer 85.  
 Hamiten 6. 153.  
   Sprachreste 149.  
 Handel 74 ff. 175.  
   Fischhandel 38.  
   Geld 76 ff.  
   Hausierhandel 175.  
   Märkte 74.  
   Rindshäute 44. 46. 75.  
   175.  
   Salz 74.  
   Wachs 75. 175.  
 Handgelenk 8.  
 Armring 27. 82.  
 Händler 175.  
 Handwerk 77 ff.  
   Batwaschmiede 35.  
   Brauerfahren 61.  
   Drabtziehen 85.  
   Eisenindustrie 83.  
   Flechtereie 79.  
   Fellbearbeitung 83.  
   Holzschnitzerei 80.  
   Hauswerk 77.
- Handwerk, Lederbearbeitung 83.  
   Lohnwerk 77.  
   Schmiede 33. 84.  
   Töpferei 78.  
   Weberei 80.  
 Handwerkszeug 81.  
 Harpune 39.  
 Haschischrauchen, unbekannt 62.  
 Haumesser 49.  
 Häuptlinge 170. 178.  
   weibliche 108.  
 Haushörige 96.  
 Hausierhandel 175.  
 Haustiere 40 ff.  
   Huhn 47.  
   Hund 48.  
   Rind 40 ff.  
   Schaf 47.  
   Ziege 47.  
 Hauswert 77.  
 Hautfarbe der Bahutu 9.  
 — — Batuffi 9.  
 — — Batwa 11.  
 Hecke 93.  
 Heilige Bäume 120.  
 — Haine 118. 137.  
 — Herden 184.  
 — Speere 127. 134.  
 — Stiere 121.  
 — Trommel 187.  
 Heirat 106 ff. 157. 182. 185.  
 Heller 76.  
 Herd 24.  
 Herden 42.  
 Heroen 119.  
 Heroenkult 116.  
 Herrenkaste der Batuffi 14.  
 Herrschergeschlecht 88. 162. 171.  
 Heuschrecken, Nahrungsmittel 39.  
 Hexerei 133.  
 Hirsebieb 61.  
 Hirtengott 122.  
 Hirtengruß 95.  
 Hirtenvölker, Bahima 158.  
 Hochweideland 4.  
 Hochstellung 113. 115.  
 Hofbeamte 88.  
 Höflichkeit 96.  
 Hohlmaße 77.  
 Hölle 122.  
 Holzgefäße 25.  
 Holzmörser 25.  
 Holzschnitzerei 80.  
 Honig 40.  
 Honigbieb 61.  
 Hörige 96.  
 Hörner der Rinder 43.
- Hottentotten 158.  
 Houy 2. 7.  
 Huhn 47.  
 Hühnerfleisch 46. 47.  
 Hund 48. 158.  
 Hütte 19. 21 ff.  
   Bauart 21.  
   Bienenkorbförmig 21. 158.  
   Dach 21.  
   Feuerstelle 24.  
   Geisterhütte 22. 127. 135.  
   Herd 24.  
   Opferhütte 135.  
   Rundhütte 7.  
   Für 19.  
   Vorratschütte 22. 56.  
 Hydrographie von Urundi 4.  
 Hymnen 127.
- Igitara, Bergland 153.  
 Imana 41. 46. 120. 137. 188.  
 Imandwa 123.  
 Inder 173.  
 Intelligenz der Batuffi 14.  
 Intrige, politische 170.  
 Islam 139.  
 Iwiranga, Priester 123.  
 Iwanga, Berg 164. 181.
- Jagd** 26. 36.  
   Elefantenjagd 36.  
   Fallen 37.  
   Fallgruben 36.  
   Fischfang 37 ff.  
   Hunde 36. 48.  
   Leimrute 37.  
   Schlinge 37.  
   Treibjagd 36. 48.  
   Vogeljagd 37.  
 Jahreszeiten 145.  
 — bei Ackerbau 55.  
 Johanne 105.  
 Johnston 155. 157.  
 Jungfräulichkeit 107.
- Kagera, Fluß 4.  
 Kagora, Gott 120.  
 Kaiserschnitt 110. 140. 142.  
 Kalb 44.  
 Kamm 28.  
 Randt 1. 5. 12. 14. 16. 66. 166. 167.  
 Kapformation 2.  
 Kaufpreis für Braut 106.  
 Kauterisation 141.  
 Keulen 35.  
 Kilima, Häuptling 162. 168. 170. 188. 189.  
 Rind 110.

- Kindererziehung 112.  
 Kinderreichtum 19. 181.  
 Kinderspiele 63 f.  
 Kindsmord 111.  
 Kiranga 111.121.127.128.188.  
 Kirundisprache 70. 124. 128.  
 147. 148.  
 Kisabo, König 1. 32. 165. 166.  
 167. 180. 183. 188.  
 Kitara, Bergland 153.  
 Kleidung 30 ff.  
   Baumwollstoffe 30.  
   Felle 30, 32.  
   Kopfbedeckung 32.  
   Lendenschurz 30.  
   Rindensstoff 30.  
   Tanzkostüme 67.  
 Klientel 97.  
 Klima von Urundi 4.  
 Klimawechsel 143.  
 Klüftiere 141.  
 Knechte 97.  
 Kneiperei 61.  
 Kochen 25.  
 Köcher 34.  
 Kochgeschirr 25.  
 Kolonialgeschichtliches 165.  
 Kolonisten, deutsche 177.  
 Kommunismus 104.  
 König 88 ff.  
   Bestattung 115. 185.  
   Chronologie 180 ff.  
   Heirat 101. 185.  
   Menschenopfer 116.  
   Thronfolge 91. 169. 183.  
   Titel 88.  
   Tragfessel 168.  
   Trauergebräuche 185 f.  
 Königsmutter 169. 185.  
 Königstippe 88. 101. 171.  
 Königstrommel 70. 187.  
 Königswahl 184.  
 Konkubinat 109.  
 Kopfbedeckung 32.  
 Körbe 79.  
 Körperbeschaffenheit der Ba-  
 rundi 7.  
 Körpergröße 8. 9. 10.  
 Körperhaltung der Barundi  
 33.  
 Körperschmuck 27.  
 Körperveranstaltungen 30.  
 Kosmetische Mittel 28.  
 Kostüme zum Tanzen 67.  
 Kral 23.  
 Krankheiten 140. 142 ff.  
 Kreisel, Kinderspielzeug 64.  
 Krieg 86.  
   Friedensschluß 87.  
   Führung 86.  
 Kriegshorn 68.  
 Kriegslehen 89.  
 Kriegsschmuck 35.  
 Kriegstänze 35. 66.  
 Kriegsüberlieferung 181.  
 Kronprinz 91. 183.  
 Kubandwa, religiöser Bund  
 122. 123. 124. 125.  
 Kuburin, zum Ausspülen der  
 Milchgefäße 45.  
 Kultgemeinde 124.  
 Kulthandlungen 134.  
 Kulturarbeit der Mission 139.  
 Kulturgewächse 50 ff.  
   Banane 50.  
   Bataten 52.  
   Bohne 51.  
   Erbsen 51.  
   Erdnuß 52.  
   Eleusine 52.  
   Kürbis 53.  
   Mais 52.  
   Maniok 52.  
   Ölpalme 53.  
   Pfeilwurz 52.  
   Sorghum 52. 61.  
   Tabak 52.  
   Yams 52.  
 Kultus 123 ff.  
   Bier 129.  
   Medizinmänner 124.  
   129.  
   Priester 123.  
   Totem 102.  
   Zauberer 129.  
 Kunst 81.  
   Brandmalerei 81.  
   Figuren 81.  
   Holzschnitzerei 80.  
   Ornamente 29. 78. 81.  
 Kupfer 85.  
 Kürbis 53.  
 Kuß 112.  
 Lagerstatt 22.  
 Landlehen 89.  
 Langenn-Steinkeller v., VII. 1.  
 98. 99. 159. 162. 170. 172.  
 Langheld 1. 166.  
 Langschädel 9.  
 Lederbearbeitung 83.  
 Lehnswesen 89. 171.  
   Erbleben 89.  
   Kriegslehen 89.  
   Landlehen 89.  
   Lehnsbereich 90.  
   Lehnsteute 98. 171.  
   Viehleben 89.  
 Leibwache 87.  
 Leichenträger 185.  
 Leimrute 37.  
 Lendenschurz 30.  
 Lepra 142.  
 Leviratshe 92. 108.  
 Linienornamente 29. 78.  
 Livingstone 151.  
 Lohnwert 77.  
 Lösegeld 97.  
 Loupias 122. 153.  
 Lügen, der Batuffi 15.  
 Lufchan v. 9. 158. 160.  
 Lurusvieh 44.  
 Luzifer der Barundi 121.  
 Madistämme 155. 158.  
 Mägde 97.  
 Magische Kräfte 129. 132.  
 140.  
 Mahlzeiten 25. 26.  
 Mais 52.  
 Malaria 143.  
 Maniok 52.  
 Manismus 117.  
 Marienheim 139. 166.  
 Märkte 74 ff.  
 Massai 101. 108. 113. 154.  
 Massentänze 65.  
 Matten 79.  
 Medien 123.  
 Medizin 132. 140 ff.  
   Aderlaß 141.  
   Atogyl 144.  
   Bäder 141.  
   Chirurgie 140.  
   Gifte 141.  
   Kaiserschnitt 110.140.142.  
   Kauterisation 141.  
   Klüftiere 141.  
   Schöpfen 141.  
 Medizinmänner 124. 129.  
 131. 134. 140.  
 Meinhof 100. 117. 158.  
 Melken 44.  
 Menschenopfer 116. 186.  
 Messer 81.  
   Saumesser 49.  
   Schwertmesser 34.  
 Messing 85.  
 Milch 25. 44.  
   Buttermilch 45.  
   Dickmilch 45.  
   Gefäße 44.  
 Mirambo, Säuwling 164.  
 Mishernten 19. 56.  
 Mission 1. 138. 139. 165.  
 Mitgift 106.  
 Mlagaraffi, Fluß 4.  
 Mondjahr 145.  
 Monogamie 108.  
 Monotheismus, angeblicher,  
 121.  
 Mpara, Priestergehilfen 125.  
 Mugascha, Gott 120.

- Mugera, Missionsstation 1. 139. 166.  
 Mugeraberg 182.  
 Mubini, Großhäuptling 178.  
 Mujaga, Missionsstation 1. 139. 166.  
 Musik 67 ff.  
   Instrumente 67. 68.  
   Orchester 70.  
   Querpfeife 68.  
   Raffelbretter 68.  
   Raffeltürbisse 69.  
   Schalenzither 67. 158.  
   Trommel 69.  
 Musinga, König 13. 165.  
 Mutaga, König 162. 169. 180. 183.  
 Mwambutsa 162. 180.  
 Mwesi 145. 162. 165. 180. 186.  
 Mwikidje 169. 183.
- Nahrungsmittel** 25.  
   Butter 45.  
   Eier 47.  
   Fische 37 ff.  
   Hammelfleisch 46.  
   Heuschrecken 39.  
   Honig 40.  
   Hühnerfleisch 46. 47.  
   Milch 25. 44 ff.  
   Rindfleisch 45.  
   Rindsblood 45.  
   Termiten 39.  
   Ugalibrei 52.  
   Wild 36.  
   Ziegenfleisch 46.  
 Nähtechnik der Flechtere 80.  
 Namen 98. 111.  
 Namenänderung 186.  
 Namengebung 111.  
 Narbentätowierung 29.  
 Nasenklemmer, der Schnupfer 59.  
 Ndirikumutima 183.  
 Negercharakter 14.  
 Neze 80.  
   Fischerei 37.  
   Tragneze 80.  
 Neudettelsbacher Mission 139.  
 Nilotenstämme 156.  
 Niloto-Hamiten 154.  
   Maffai 154.  
   Sprache 149.  
 Niragongo, Geist 122.  
 Notzeiten 19.  
 Ntare, König 162. 164. 180.
- Oberpriester 88. 125.  
 Oberzauberer 131.  
 Ölpalme 53.
- Opfer 119. 121. 135. 136. 184.  
   Bieropfer 118.  
   Huhnopfer 45.  
   Hütte 135. 136.  
   Rindopfer 126.  
 Orakel 47.  
 Orchester 70.  
 Ornamente 78. 81.
- Palmöl 53. 74.  
 Papyrusdickichte 5. 54. 71.  
 Paradies 122. 153.  
 Parias (Batwa) 7. 13. 94.  
 Patriarchat 100. 107.  
 Paulitschle 154.  
 Perle 76.  
 Perlschnüre 76.  
 Pfählung 97.  
 Pfeffer 54.  
 Pfeil 34.  
   Aderlaß der Rinder 45.  
   Fiederung 33. 34.  
   Gifte 34. 141.  
   Spitze 34.  
 Pfeilwurz 52.  
 Phaseolus vulgaris 51.  
 Pisum sativum 51.  
 Plateauland 4. 17.  
 Pocken 19. 142.  
 Politischer Sinn der Batuffi 16.  
 Polyandrie 109.  
 Polygamie 108.  
 Priester 88. 123. 125. 134.  
 Prinz 179.  
 Prinzessin 179.  
 Prodentie 9.  
 Prognathie 9.  
 Prostitution 101. 109.  
 Provinzgouverneure 90.  
 Pubertätsfeste 113.  
 Puppen 64.  
 Pygmäen 10. 11. 152, f. a. Batwa.  
 Pythonschlange 115. 136. 186.
- Quarzitgebiete 17.  
 Quarzit-Schieferplateau 2.  
 Querpfeife 68.
- Ramsay 1. 166.  
 Rangabzeichen 28.  
 Rastieren 28.  
 Raffeltürbisse 69.  
 Raffelstäbe 68. 134.  
 Rassenstolz der Batuffi 14. 101. 160.  
 Raubwirtschaft 26. 175.  
 Rauchen 53. 58.  
 Rechnen 146.  
 Rechtsbegriffe 93.
- Rechtspflege 92 ff.  
 Adoption 97.  
 Blutrache 93. 97. 104.  
 Diebstahl 93.  
 Ehebruch 101. 107.  
 Ehescheidung 107.  
 Eid 98.  
 Eigentum 93.  
 Erbfolge 92.  
 Gewohnheitsrecht 92.  
 Gottesurteil 98. 113.  
 Kindsmord 111.  
 Körperstrafen 94.  
 Leviratshe 92.  
 Lösegeld 97.  
 Patriarchat 100. 107.  
 Richter 94.  
 Selbsthilfe 105.  
 Stellung der Witwe 92. 108.  
 Strafen 97.  
 Totschlag 105.
- Regenmenge von Arundi 4.  
 Regierungsbeamte 88.  
 Reifenwerfen 64.  
 Reihenfolge der Könige 162. 180.
- Religion 117 ff.  
 Aberglaube 137.  
 Ahnengeist 136.  
 Amulette 130. 132.  
 Animismus 102.  
 Gebetshilfe 127.  
 Gebräuche 57, f. a. Bräuche.  
 Geheimbund 119. 124.  
 Geisterhütte 22. 127. 135.  
 Gefänge 70. 127.  
 Götter 119.  
 Gottesurteil 98. 113.  
 Heroen 119.  
 Hererei 133.  
 Hölle 122.  
 Kulthandlungen 134.  
 Kultus 123.  
 Medizinmänner 124. 129. 140.  
 Menschenopfer 116.  
 Monotheismus, angeblicher, 121.  
 Opfer 119. 121. 135.  
 Opferhütte 135.  
 Paradies 122. 153.  
 Priester 88. 123. 134.  
 Scheu vor Verstorbenen 186.  
 Seelensitz 118.  
 Seelentiere 102.  
 Seelenwanderung 102. 118.  
 Seelenwurm 115. 186.

- Religion, Totemismus 102 ff.  
 Trommel, heilige 69. 187.  
 Unsterblichkeit der Seele  
 102. 118.  
 Wahrsager 133.  
 Welterschöpfer 120.  
 Zauberer 31. 129.  
 Zaubermittel 132.  
 Zaubererschule 131.
- Resident 166. 167. 173.  
 Reusen 39.  
 Rhythmus bei Arbeit 70.  
 Riangombe 46. 120. 122. 126.  
 188.
- Richter 94.  
 Ritiranga, Gott 121.
- Rinder 40 ff.  
 Aderlaß 45.  
 Bahimarind 40.  
 Besitz 42.  
 Blut 45.  
 Degeneration 44.  
 Einfuhr 176.  
 Fleisch 45.  
 Großhornrind 41. 158.  
 Häute 44. 46. 75.  
 Heilige 44. 184.  
 Hirtengruß 47.  
 Hörner 43.  
 Opfer 126.  
 Pest 19. 43.  
 Rassen 176.  
 Schutzherr 41. 122.  
 Stammapital 41.  
 Unterernährung 43.  
 Verehrung 41. 103. 184.  
 Zebu 41.  
 Zuchtstiere 43.
- Rindenkau 73.  
 Rindenzeug 30 ff.  
 Bearbeitung 31.  
 Färbmethode 31.  
 Kleidung 24. 30.
- Noehl 149.  
 Ruanda, Dynastie 165.  
 Ruder 73.  
 Rugaba, Gott 120.  
 Rubinda, Herrscher 159. 162.  
 Rumalisa 165. 181.  
 Rumpffläche, geologische 4.  
 Rupie 76.  
 Ruffabiko 179.  
 Ruffsiniederung 6.
- Sackblasebalg 84.  
 Säge 81.  
 Salz, Handelsware 74.  
 Sämschleder 83.  
 Sandfloh 142.  
 Säugtiere Urundi 6.
- Saugrohr beim Biertrinken  
 62.
- Schädel 8.  
 brachycephal 10.  
 der Bahutu 9.  
 " Batuffi 8.  
 " Batwa 10.  
 dolichocephal 8.
- Schaf 47.  
 Schalenblasebalg 84.  
 Schalenzither 67. 158.  
 Scheidung der Ehe 107.  
 Schiefer, kristalline 2.  
 Schilde 35. 81.  
 Schlafkrankheit 12. 144.  
 Schlagkeulen 35.  
 Schlauchblasebalg 84.  
 Schleppe 38.  
 Schlingtechnik der Flechtereier 88.  
 Schmiede 33. 83.  
 Batwa 35.  
 Schmiedewerkzeuge 84 ff.  
 Schmuck 27 ff.  
 Armring 34.  
 Haartracht 28.  
 Halsschmuck 27.  
 Holzring am Handgelenk  
 8. 27. 34. 82.  
 Körperschmuck 27.  
 Kriegsschmuck 35.  
 Rangabzeichen 28.  
 Tätowierung 28 ff.  
 Schmuck, Verunstaltungen 30.  
 Ziernarben 29.  
 Zuspitzen der Zähne 30.  
 113.
- Schmuck 23.  
 Schnupfen 53. 59.  
 Schnupftabak 59.  
 Schollenbewegung, geologi-  
 sche 4.  
 Schöpfstößel 25.  
 Schreibung der Völkernamen 2.  
 Schröpfen 141.  
 Schuli 156.  
 Schuttruppe 1. 166. 173.  
 Schweinfurth 157.  
 Schwesternheirat 102. 157. 182.  
 Schwiegermutter 138.  
 Schwiegervater 138.  
 Schwimmen 74.
- Seele 117.  
 Seelentiere 102. 118.  
 Seelenwurm 115. 136.  
 186.  
 Unsterblichkeit 118.  
 Wanderung 118.
- Seifenfabrikation 53.  
 Selbsthilfe 105.  
 Selbstmörder 98.  
 Serufchanja 169. 179.
- Sexuelle Laster 112. 113.  
 Siedlungen 17 ff.  
 Sinne, der Batwa 12.  
 Sippen, Clans 98 ff.  
 Sittliche Verhältnisse 107 ff.  
 Abortus 109.  
 Jungfräulichkeit der  
 Braut 107.  
 Kindsmord 111.  
 Kontubinat 109.  
 Laster 112.  
 Polyandrie 109.  
 Prostitution 101. 109.
- Sklaven 96.  
 Sonne 145.  
 Sorghum 61.
- Soziale Verhältnisse 94.  
 Adel 94.  
 Altersklassen 113.  
 Bruderschaften 129.  
 Clanorganisation 89.  
 Gefolgschaft 97.  
 Hofbeamte 88.  
 Parias 94.  
 Standesgliederung 94.  
 Stellung der Frau 108.  
 Unfreie 94.  
 Vornehme Geschlechter  
 99. 182.
- Speer 32 ff.  
 Formen 32.  
 Heiliger Speer 127. 134.  
 Schäfte 33.
- Speiseverbote 26. 137.  
 im Totemismus 103.  
 Speisevorschriften 137.
- Spele 151. 154.  
 Spiele 63 ff.  
 Spinat 54.  
 Spione des Königs 90.  
 Spiralktechnik der Flechtereier 80.  
 158.
- Sprache 147 ff.  
 Adjektiva 147.  
 Altkirundi 70. 124. 148.  
 Batwa 148.  
 Hamitisch 149.  
 Kirundi 148.  
 Schnelligkeit des Spre-  
 chens 147.  
 Substantiva 147.  
 Zeitwort 147.
- Sprichwörter 149 ff.  
 Staatsboote 73.  
 Staatsrat 90.  
 Stallfütterung 42.  
 Stammapital, Rinder als  
 41.  
 Standesgliederung 94.  
 Stanley 151.  
 Stege 72.

- Steinwerkzeuge 35. 151. 179.  
 Steuern 174.  
 Stockwektwerfen 64.  
 Strafen 97.  
 Körperstrafen 94.  
 Pfählung 97.  
 Straßen, der Bahimawanderungen 160.  
 Strohhuldigung 185.  
 Stuhlmann 77. 84. 153. 155.  
 Sultanswahl 183.  
 Syphilis 142.
- Tabak** 52. 58.  
 Pfeifen 79.  
 Rauchen 53. 58.  
 Schnupfen 53. 59.  
 Tageszeiten 146.  
 Täler 4. 17.  
 Tanganikasee 2.  
 Fischerei 38.  
 Tänze 65 ff.  
 Einzeltanz 66.  
 Kostüme 67.  
 Kriegstanz 35. 66.  
 Religiöse 128.  
 Weibertanz 67.  
 Tätowierung 28 ff.  
 Termiten, Nahrungsmittel 39.  
 Terrassenfelder 54.  
 Teufel 121.  
 Thermalbäder 141.  
 Thiel, van 124. 159. 181.  
 Chronfolge 91. 183. 184.  
 Chronwechsel 169. 183.  
 Tierarzt 43.  
 Tiere, jagdbare 36.  
 Haustiere s. Haustiere.  
 Tiller 2.  
 Tod 113.  
 Scheu vor den Verstorbenen 186.  
 Ton 78.  
 Tongefäße 25. 78.  
 Tonschieferplateau 2.  
 Töpferei 78. 79.  
 Totemismus 102 ff. 117.  
 Speiseverbote 103.  
 Tiere 118.  
 Totenfeier 114.  
 Totenschmaus 115.  
 Totschlag 105.  
 Tragbahre 72.  
 Trägerverkehr 72. 75.  
 Tragneße 80.  
 Tragsessel des Königs 168.  
 Trauerbräuche 114. 186.  
 Trauerfarbe 114.  
 Treibjagd 36. 48.  
 Tröge 42.
- Trommel 69.  
 Heilige 69. 187.  
 Königstrommel 70. 187.  
 Trotha, v. 1. 166.  
 Tsetsefliege 144.  
 Türöffnung 21.
- Überwurf** 30.  
 Ugalißbrei 52.  
 Uganda 155.  
 Uha 131. 163. 181. 182.  
 Ujogoma 181.  
 Umubandwa 125.  
 Umufumu, Arzt 134.  
 Umugafcha, Gott 120.  
 Umurofi 133. 134.  
 Amusimu 118.  
 Amusiru, Clantotem 102.  
 Amwami, Königstitel 88. 188.  
 Umzäunung 23.  
 Anfreie 94.  
 Anjamvesi, Erklärung des Namens 145.  
 Anjoro 153. 155. 159.  
 Unsterblichkeit der Seele 118.  
 Arundi 1 ff.,  
 Bevölkerung 6 ff.  
 Dynastie 163. 180.  
 Erforschung 1.  
 Geologie 2.  
 Gesamtbevölkerung 11.  
 Grenzen 2.  
 Hydrographie 4.  
 Klima 4.  
 Königreich 88.  
 Königstippe 170.  
 Tierleben 6.  
 Vegetation 4 ff.  
 Urwald 5.  
 Usumbura 1. 53. 74. 75. 166. 172.
- Vegetation** Arundis 4 ff.  
 Verkehrsmittel 71 ff.  
 Verlogenheit der Batuffi 14.  
 Versteckenspielen 64.  
 Verunstaltungen, schmückende 30.  
 Verwaltungspolitik 167. 174.  
 Vestalinnen 188.  
 Viehlocken 42.  
 Viehhäute 175.  
 Viehleben 89.  
 Viehtränken 43. 185.  
 Viehweide 42.  
 Viehzucht 40 ff.  
 Aberglauben 46.  
 Bahimarind 40. 158.  
 Export 46.  
 Sühner 47 ff.  
 Sund 48.
- Viehzucht**, Kalb 44.  
 Krafftutter 43.  
 Lugsuvieh 44.  
 Melken 44.  
 Rinderpest 43.  
 Rindviehbestand 176.  
 Schaf 47.  
 Stallfütterung 42.  
 Tierarzt 43.  
 Tierpflege 43.  
 Tröge 42.  
 Viehlocken 42.  
 Weibegang 42.  
 Zeburind 41.  
 Ziegen 47.  
 Zuchttiere 41. 176.
- Vögel** 6. 37.  
 Vogeljagd 37.  
 Vogelscheuchen 56.
- Völkernamen** 2.  
 Volkskraft 177.  
 Vorgeschichte 151. 179.  
 Vorratshütten 22. 56.  
 Votivgaben 136.
- Wabandwa**, Medizinmänner 124.  
 Wachs 40. 75. 175.  
 Waffen 32 ff.  
 Vogen 24.  
 Messer 34.  
 Pfeil 34.  
 Schild 35. 80.  
 Schlagfeulen 35.  
 Speer 32.
- Wagamwa 179, s. Bagamwa.  
 Bahima 153, s. Bahima.  
 Bahondogo 163. 164. 179. 181.  
 Wahrfager 133.  
 Bahuma 154, s. Bahima.  
 Watundo, Adelsgeschlecht 182.  
 Waldbantu 151.  
 Waldbatwa 13. 36.  
 Waldrodung 161.  
 Waldverwüstung 5.  
 Walindi 154.  
 Wamara, Gott 120.  
 Wambutti, Urwaldpygmäen 10.  
 Wanderhändler 175.  
 Wanderungen der Bahima 154. 157. 160.  
 Wandschirme 21.  
 Wangoni 181.  
 Wanjakarama, Adel 182.  
 Warwanda, Adel 182.  
 Wasigawa, Adel 183.  
 Wasserprobe 98.  
 Waterwa, Adel 183.

- Watschweſi, Watschweſi 124.  
 147. 155.  
 Watuta 164.  
 Wawitu 154. 155. 156, ſ. Wa-  
 bito.  
 Webetechnik der Flechtere 79.  
 Weberei, fehlende, 80.  
 Wege 71.  
 Wehrgehänge 34.  
 Weiberbünde 109.  
 Weibertänze 67.  
 Weidegang 42.  
 Weihe der Felder 57.  
 Weiße Väter, Miſſionsgeſell-  
 ſchaft 1. 139. 151.  
 Welſchſchöpfer 120.  
 Wenengwe, Adel 182.  
 Weule 63. 65.  
 Wildwachſende Pflanzen 54.  
 Wiſtſchaft 36.  
   Ackerbau 48 ff.  
   Bienenzucht 39.  
   Fiſchfang 37 ff.  
   Genußmittel 38 ff.  
   Sackbau 49.  
 Wiſtſchaft, Handel 74.  
   Handwerk 77.  
   Jagd 26. 36 ff.  
   Raubwiſtſchaft 26. 175.  
   Verkehrsmittel 71 ff.  
   Viehzucht 40 ff.  
 Wiſchweſi 154. 156.  
 Witwe 92. 108. 114.  
 Wohnhütten 21ff.  
 Wundt 117.  
  
 Yams 52.  
  
 Zahl der Barundi 17.  
 Zähne 146.  
 Zähne 9.  
   Deformation 30. 113.  
   Schiefzähigkeit 9.  
 Zauberer 129. 131.  
   Batuffi 16.  
   -mittel 132.  
   -raffeln 133.  
   -schule, Uba 131. 182.  
 Zaun 23. 24.  
  
 Zeburind 41.  
 Zehnten 57.  
 Zeitrechnung 145.  
   Jahreszeiten 145.  
   Mondjahr 145.  
   Tageszeiten 146.  
 Zeitwort 147.  
 Zentralbahn 173. 174.  
 Zentralbantu 9. 152.  
 Zeremonien des Kubandwa  
 125 ff.  
 — des heiligen Speeres 127.  
 134.  
 Ziege 47.  
   Felle 30.  
   Fleiſch 46.  
 Ziernarben 29.  
 Zivilverwaltung 174.  
 Zuchttiere 41. 43.  
 Zweikampf 63.  
 Zwerge, ſ. Pygmäen.  
 Zwillinge 110.  
 Zwiſchenseengebiet 2.  
 Zwiſchenseenbaumeffter 49.  
 Zwiſchenseenſtämme 2.





Hochweideland in Südwest-Arundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



Wasserfall im östlichen Randgebirge des Tanganika, West-Arundi  
(Phot. von J. M. van der Burgt)





Von Papyrusumpf erfülltes Tal in Nordwest-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Quarzitrücken östlich von Mujaga, Ost-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



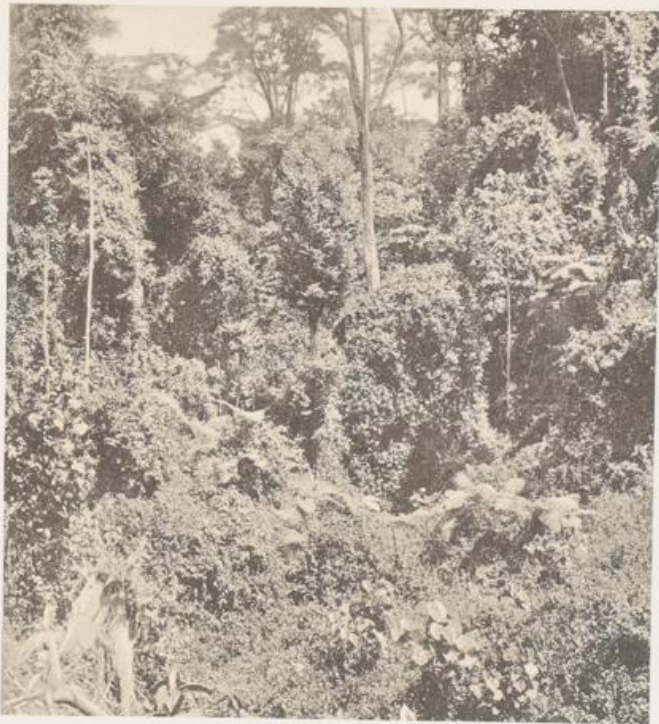


Grassteppe im untern Russiffital, Landschaft Bulinga  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Baumgrassteppe am Kajongosifluß, Mittel-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Urwald auf dem Randgebirge in Nordwest-Urundi  
(Phot. von N. Grauer)



Bambuswald auf dem Randgebirge östlich von Ifumbura  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Furt des Ruwuvu, östlich von Rugera  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Überfahrt über den Ruwuvu bei Kibansa  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Barundi am Ruwuvu bei Kihansa, Mittel-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)

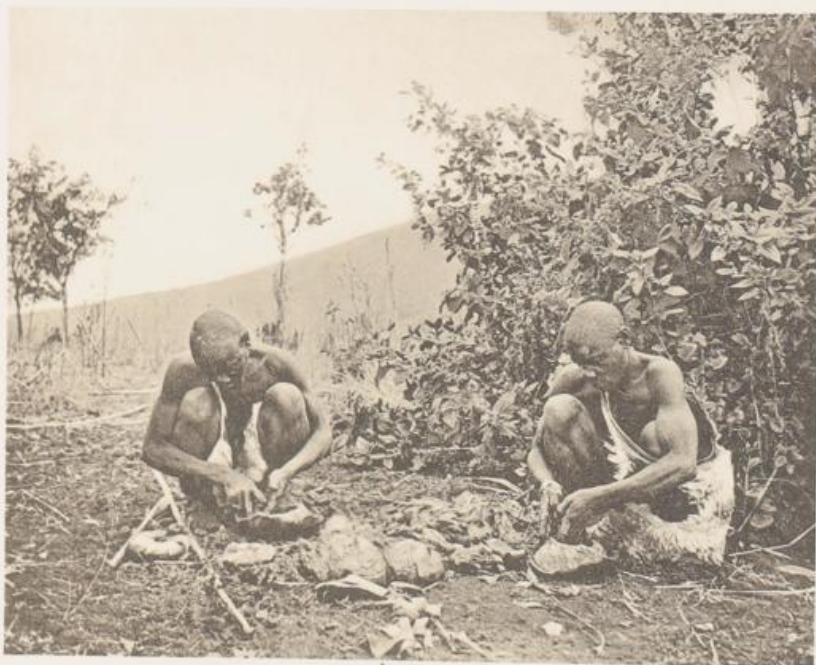


Barundi am Ostufer des Tanganikasees bei Ifumbura  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Batwa bei Kilima, Nordwest-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Töpfernde Batwa bei Kilima, Nordwest-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



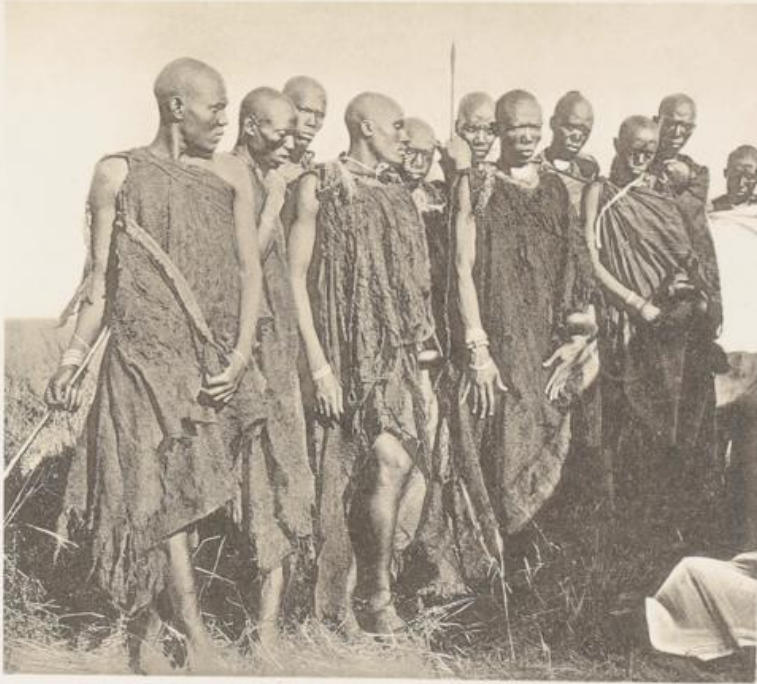


Barundi westlich von Mujaga, Ost-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Barundi bei Kilima, Nordwest-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Barundi vom oberen Muwarasi, West-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Barundi von Migeni, westlich von Magera, Mittel-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Schlaftrante Weiber in Usumbura  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Kettensträflinge in Usumbura  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Batuffigefandtschaft des Königs Mutaga in Usumbura  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



König Mutaga (\*) von Urundi mit Batuffigefolge  
(Phot. von Hauptmann v. Langem-Steinfeller)





Gefolge des Muganwa Lufokosa vor Station Sitega, Mittel-Arundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



Junge Batussi, Mittel-Arundi  
(Phot. der „Weißen Väter“, Arundi)





Krondikönig Mwesi Kifabo, † 1908  
(Phot. der „Weissen Väter“, Krundi)



Krondikönig Mwesi Kifabo, auf einer Kifabahre getragen  
(Phot. der „Weissen Väter“, Krundi)



Krönig Mwezi Kifabo, † 1908  
(Bot. der „Weißen Väter“, Ngoni)



Krönig Mwezi Kifabo, auf einer Reisebahre getragen  
(Bot. der „Weißen Väter“, Ngoni)





Christliche Barundimädchen, Nord-Urundi  
(Phot. von J. M. van der Burgt)



Muganna Serujanja (rechts) mit zwei Brüdern  
(Phot. von J. M. van der Burgt)

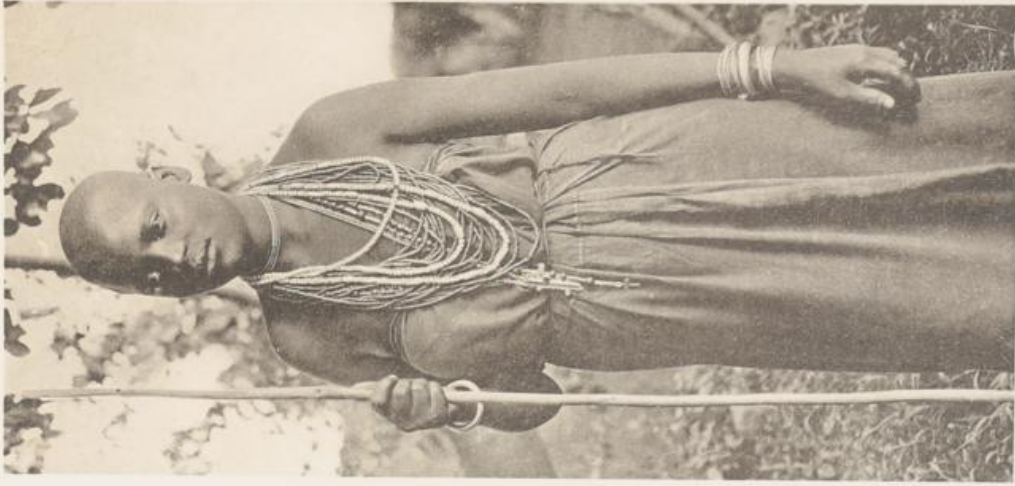


Muganwa Serufchanja (rechts) mit zwei Brüdern  
(Phot. von J. M. van der Burg)



Christliche Barundimädchen, Nord-Urundi  
(Phot. von J. M. van der Burg)





Christliches Mutusimädchen, Urundi  
(Phot. der „Weißen Väter“, Urundi)



Muhutumeib, Urundi  
(Phot. der „Weißen Väter“, Urundi)



Mutusimädchen, Urundi  
(Phot. der „Weißen Väter“, Urundi)



Mutussimädchen, Urundi  
(Phot. der „Weißen Väter“, Urundi)



Muhutuweib, Urundi  
(Phot. der „Weißen Väter“, Urundi)



Christliches Mutussimädchen, Urundi  
(Phot. der „Weißen Väter“, Urundi)





Batuffkinder mit Europäer  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



Weiber und Kinder der Bahutu, Mittel-Urundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)

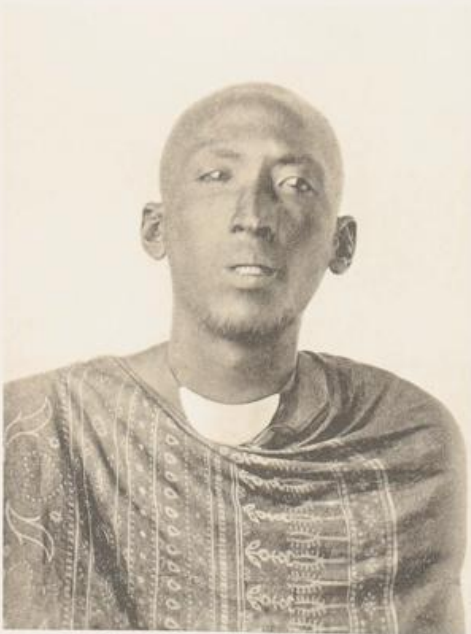




Mutter des Königs Mutaga  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn)



Häuptling Kilima, Nordwest-Urundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn)



Muganwa Sindivironga  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn)



Muganwa Rambi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn)





Hütte in Nordwest-Arundi mit Geisterhüttchen  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Hütte in Nordwest-Arundi mit Bahutuweibern  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Barundidorf bei Kilima, Nordwest-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Barundigehöft östlich des Muwarasi, West-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Dorf mit Euphorbienzaun in der Hypphaenensteppe des unteren Rufiffi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Euphorbienhecken zum Schutz der Felder, bei Magera  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Urundi, Bambusstangen zum Hausbau tragend; bei Gitega, Mittel-Urundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



Gehöft mit Rindenstoff-Fikusbäumen östlich von Mujaga, Ost-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Feldanlage im abgebrannten Papyrus, Mittel-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Batatenfelder in einem Sumpfstal, West-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Rinder mit Mugera, Mittel-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Rinder mit Kuhreihern im Ruffiffital, Nordwest-Urundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)





Viehherde (Rinder, Schafe, Ziegen) in Süd-Urundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



Leopardenfalle in Süd-Urundi  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)





Viehärzte des Königs Mutaga bei der Beschwörungszereemonie  
(Phot. von J. N. van der Burg)



Murundiweib mit geflochtenen Bienenkörben  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)





Stakboote am Nordufer des Tanganikasees  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Papyrusfloß auf dem mittleren Nuvuvu  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



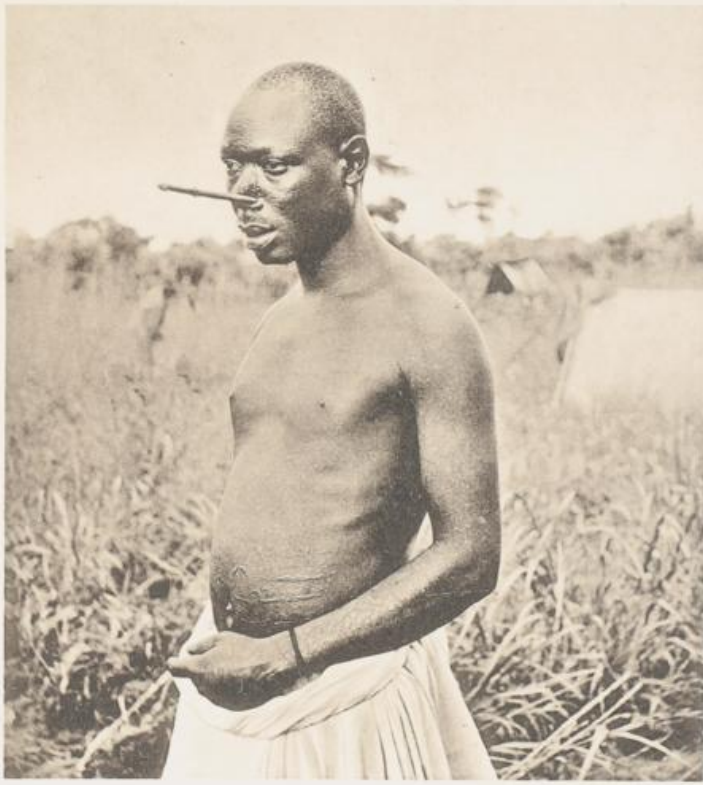


Salzlasten der Saline Gottorp, am Tanganikastrande bei Usumbura  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)



Tagesmarkt in Usumbura  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Schnupfender Murundi mit Nasenklemmer  
(Phot. von Hauptmann Kraut)



Schnupfende Barundi, Tabaksaft in die Nase ziehend  
(Phot. von J. N. van der Burgt)





Heilige Haine (Zmana) in Mittel-Urundi  
(Phot. von J. M. van der Burch)



Kirche der Missionsstation Mujaga, Ost-Urundi  
(Phot. von Hans Meyer, 1911)





Bogenschützen in Usumbura  
(Phot. von Hauptmann Strauß)



Bogenschützen in Usumbura  
(Phot. von Hauptmann Strauß)





Barundi-Batuffi, zum Tanz antretend  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



Tanzende Barundi, bei Ifumbura  
(Phot. von Hauptmann v. Langenn-Steinfeller)



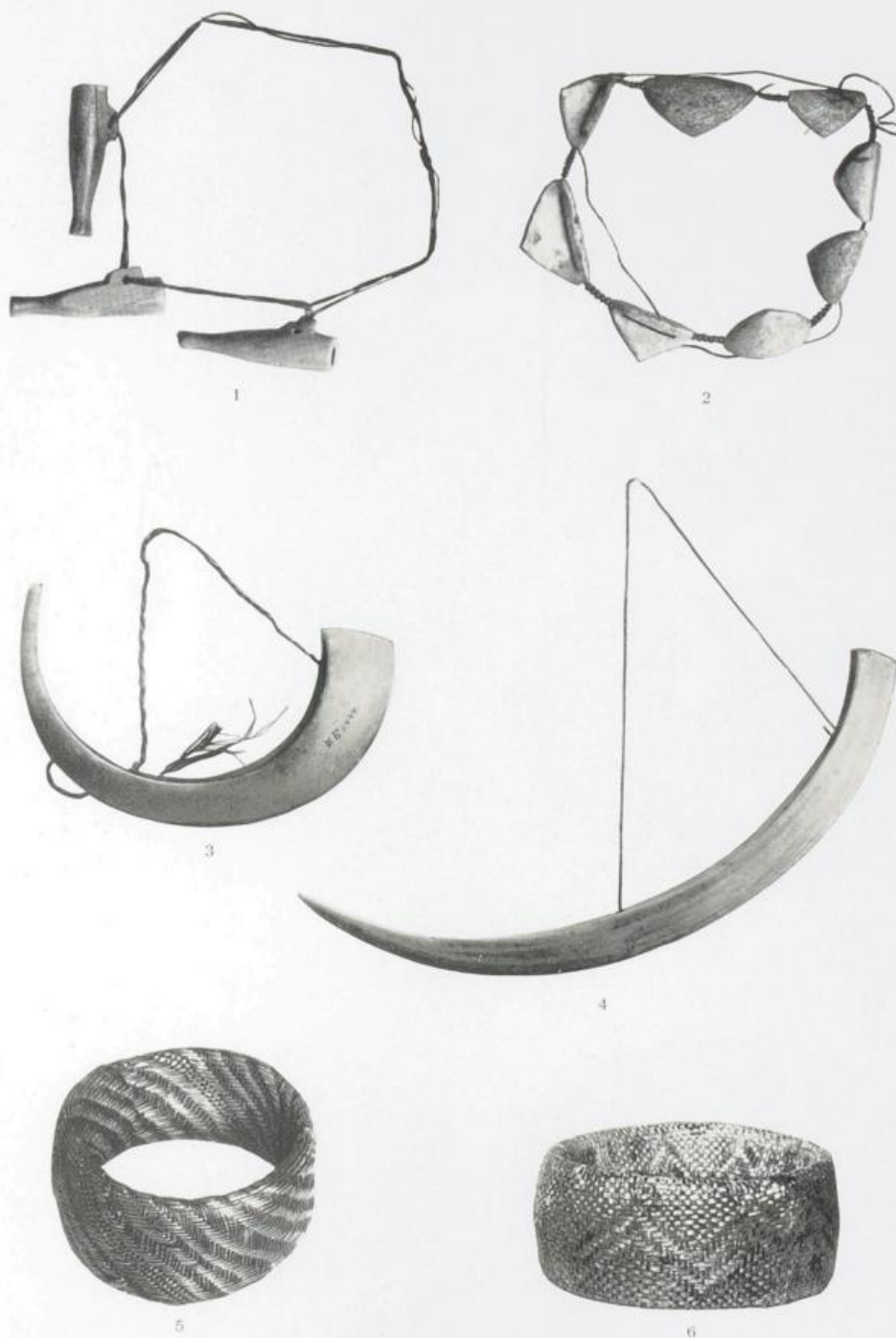


Kriegstanz der Barundi im Festschmuck  
(Phot. von Hauptmann Kraut)



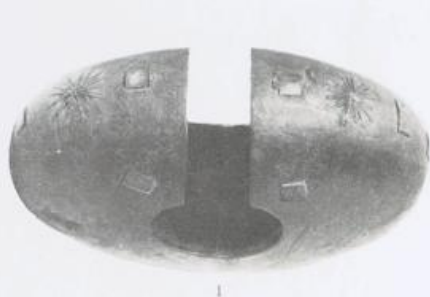
Kriegstanz der Barundi bei Station Gitega  
(Phot. der „Weißen Väter“, Urundi)



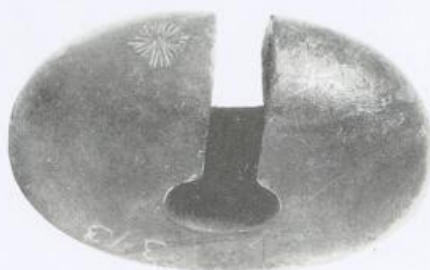


## Schmucksachen und Flechtarbeiten.

Nr. 1) Halschmuck aus knöchernen Pfeilspitzen,  $3\frac{1}{2}$  cm lang; Mus. f. Völkert., Berlin. — Nr. 2) Halschmuck aus geschliffenen Muschelschalen und roten Perlen, 5 cm lang; Mus. f. Völkert., Berlin. — Nr. 3) Halschmuck aus Flusspferdahn, 14 cm lang; Mus. f. Völkert., Berlin. — Nr. 4) Halschmuck aus Flusspferdahn, 20 cm lang; Mus. f. Völkert., Berlin. — Nr. 5, 6) Halsbänder unterseher, aus Stroh geflochten, 14 cm breit; Mus. f. Völkert., Leipzig.



1



2



3



4



5



6

Hölzerne Armringe,  
teilweise mit Metallblättchen eingelegt, Schutz des Handgelenkes gegen das Zurückschnellen der Bogensehne.  
Nr. 1, 2, 3, 5, 6) 12 bis 17 cm breit; Mus. f. Völkert., Berlin. — Nr. 4) 14 cm breit; Mus. f. Völkert., Leipzig.



1



2



3



4



5



6



7

Sölzerne Armringe,  
mit Metallblättchen eingelegt, Schutz des Handgelenkes gegen das Zurückschnellen der Bogensehne.  
Nr. 1 bis 5) 12 bis 16 cm breit; Mus. f. Böttert, Berlin. — Nr. 6, 7) 15 cm breit; Mus. f. Böttert, Leipzig.



Rindenstoffe und Rindenhammer; Mus. f. Völkert., Leipzig.  
Nr. 1) Gewalttes, noch nicht verarbeitetes Stoffstück aus Zitusrinde; 140 cm lang. — Nr. 2) Bearbeiteter Mantel aus Zitusrindenstoff, mit Schulterquaste aus Bananenbast; 135 cm lang. — Nr. 3) Hölzerner Hammer zum Klopfen der Zitusrinde, 32 cm lang.



Rindenstoffe und Rindenhammer.

Nr. 1) Obergewand aus Ficusrindenstoff mit Bastbändern, 100 cm breit; Mus. f. Völkert., Leipzig. — Nr. 2) Bemalte Matte aus Ficusrindenstoff, 98 cm breit; Mus. f. Völkert., Leipzig. — Nr. 3) Holzhammer zum Schöpfen der Ficusrinde, 42 cm lang; Mus. f. Völkert., Berlin.



1

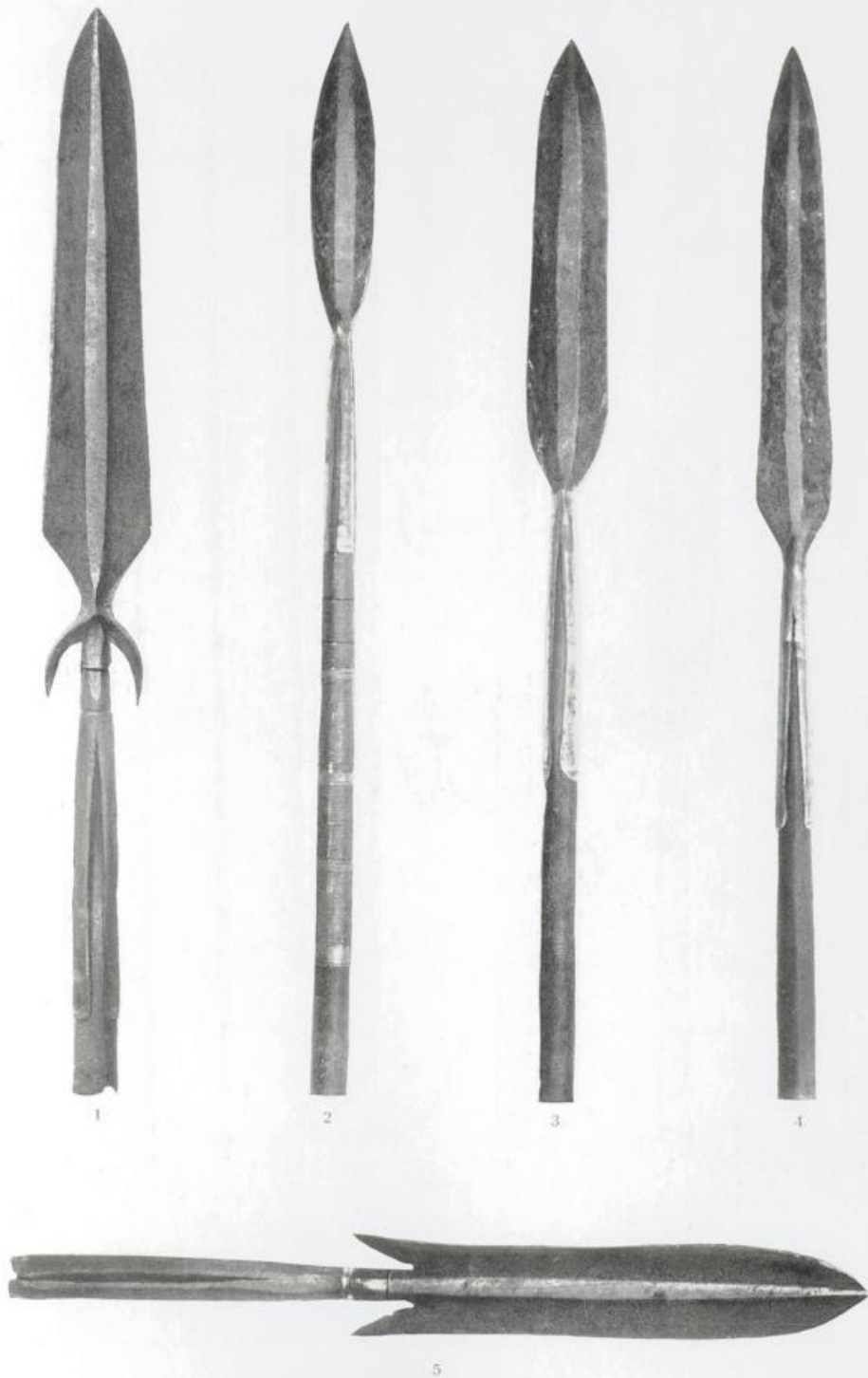


2

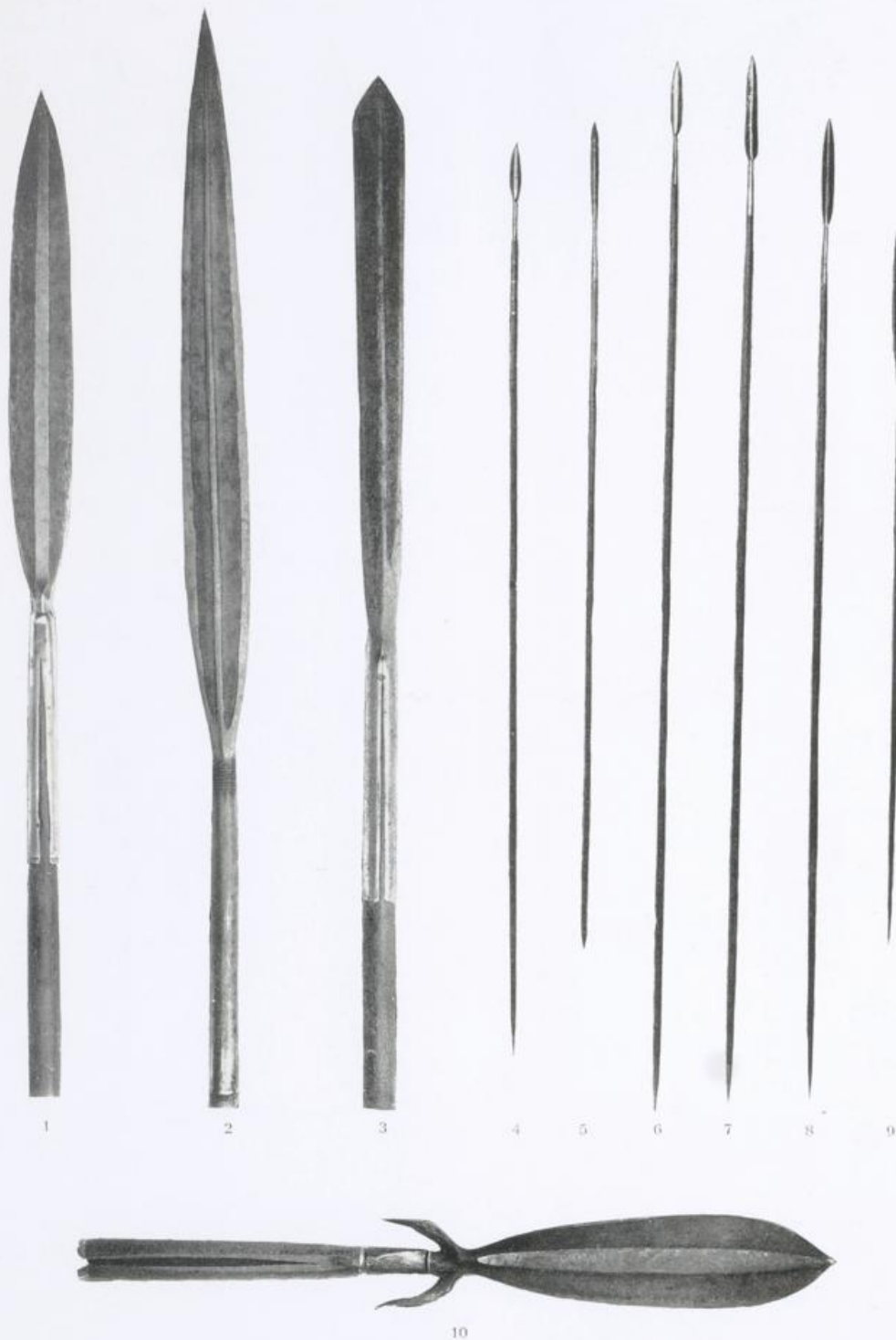


3

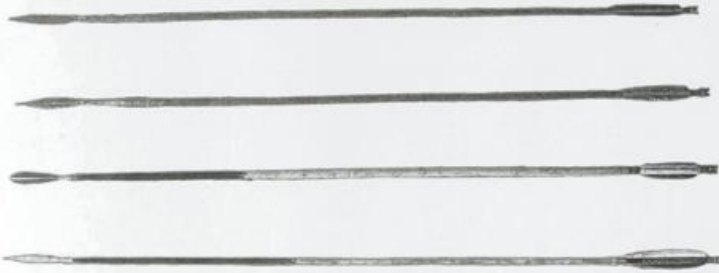
Hüftenschurze aus Bananenbast, für kleine Mädchen,  
58 bis 62 cm lang; Mus. f. Völkert., Leipzig.



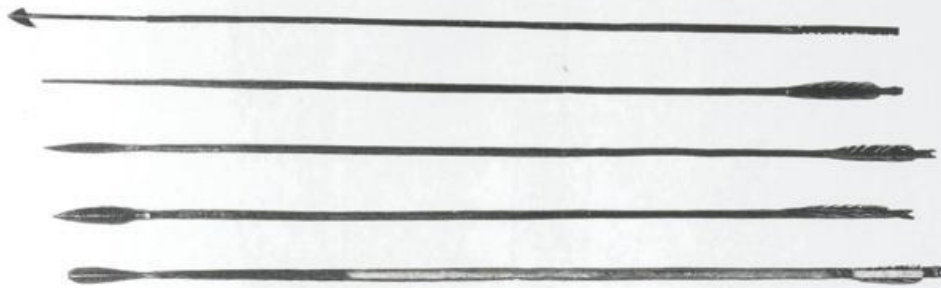
Eiserne Speerspitzen; Mus. f. Völkert., Petersburg.  
Nr. 1) 30 cm lang; Nr. 2) 16 cm lang; Nr. 3) 24 cm lang; Nr. 4) 27 cm lang; Nr. 5) 24 cm lang.



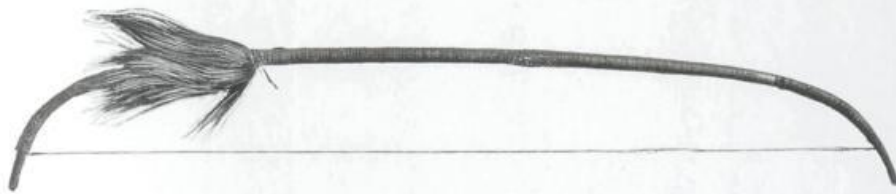
Eiserne Speerspitzen und ganze Speere; Mus. f. Völkerk., Leipzig.  
Nr. 1) 23 cm lang; Nr. 2) 32 cm lang; Nr. 3) 28 cm lang; Nr. 10) 22 cm lang; Nr. 4 bis 9) 1,70 m bis 2,40 m lang.



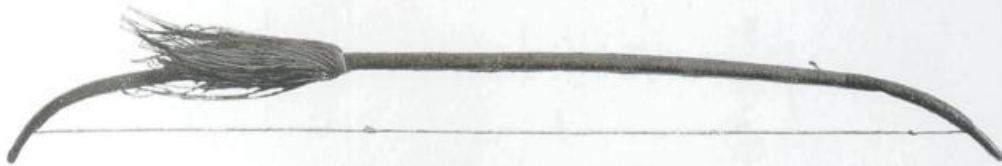
1



2



3



4



5



6

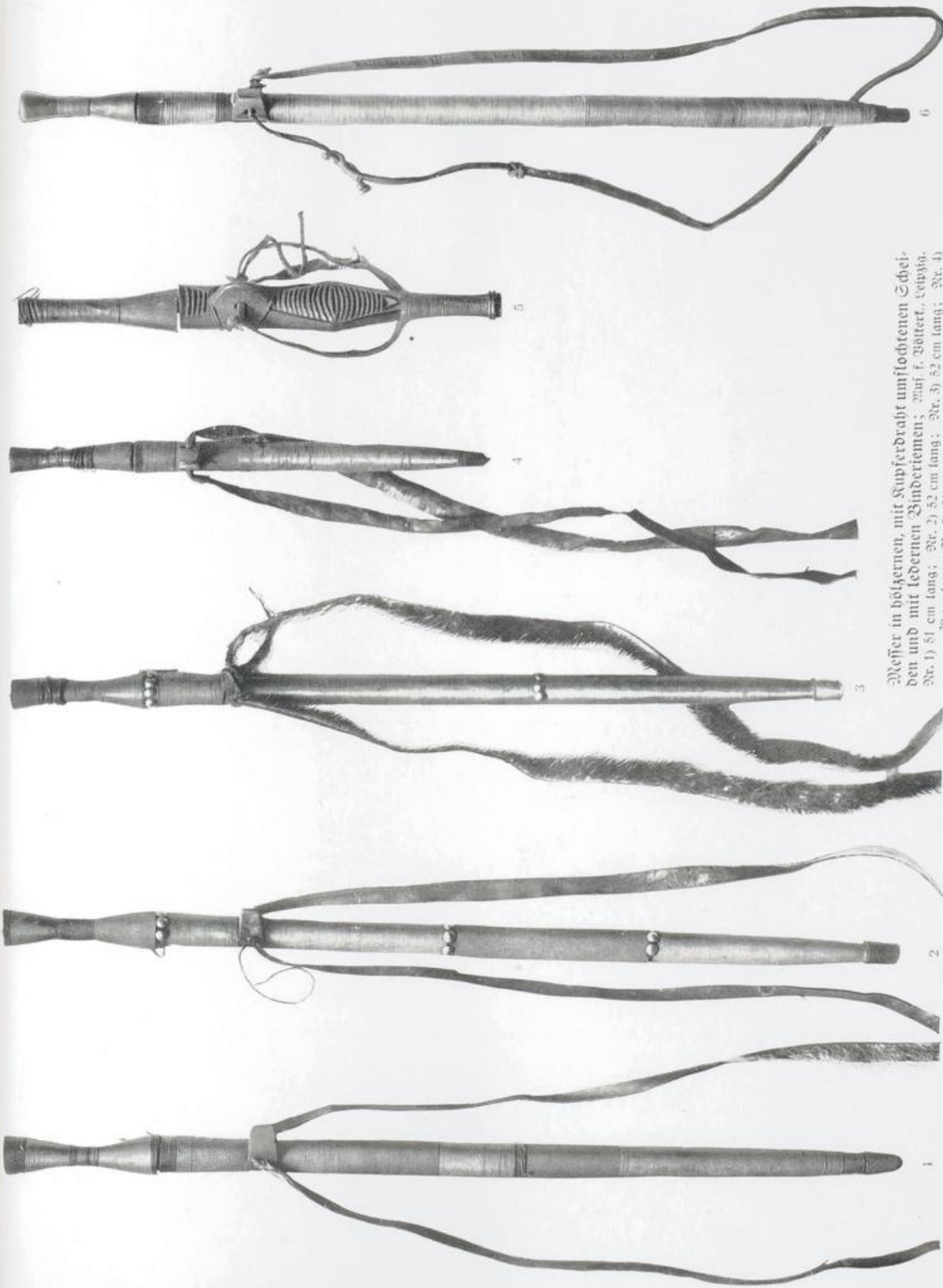
Pfeile und Bogen; Mus. f. Völkert., Leipzig.

Nr. 1, 2) Mit Eisenspitzen, 72 bis 76 cm lang; Nr. 3, 4, 5, 6) 145 bis 166 cm lang.

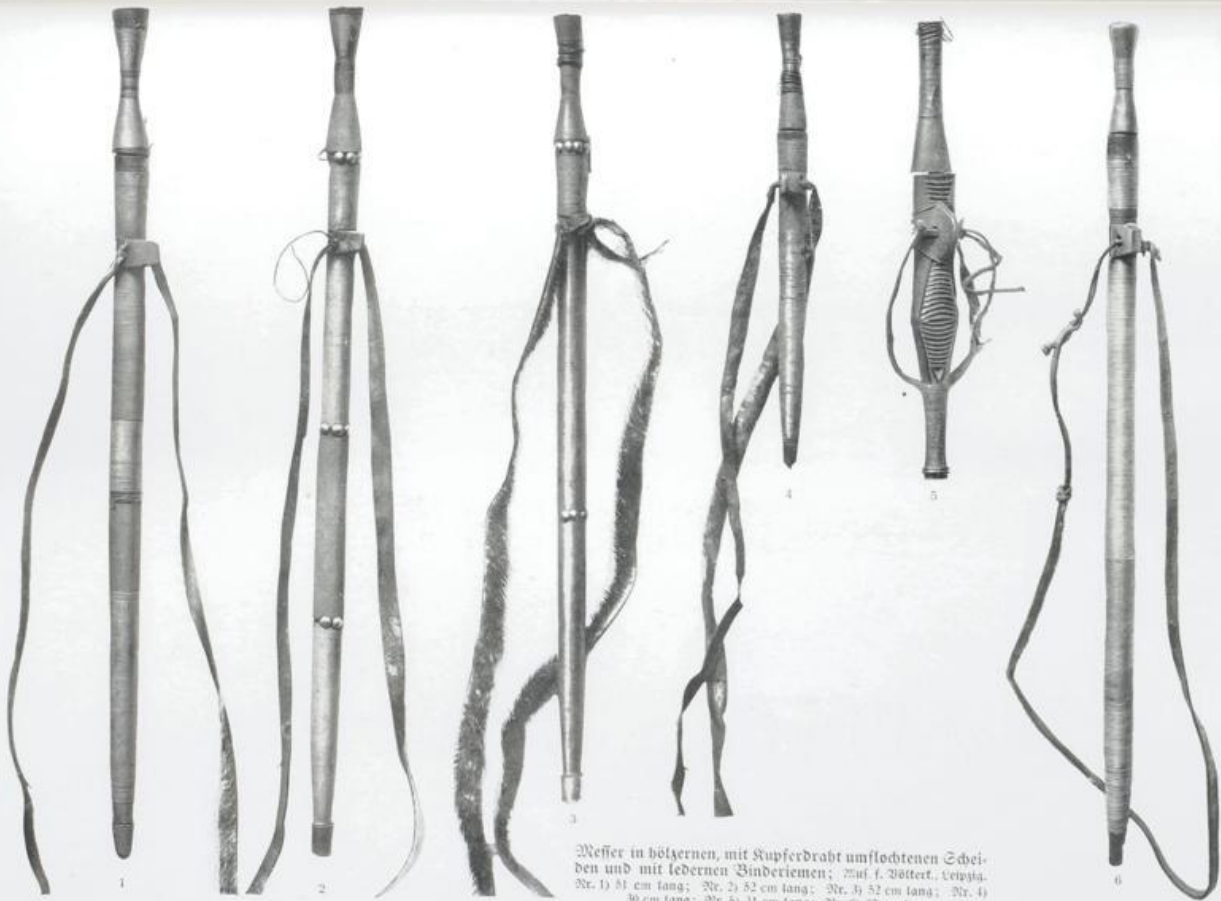


Böcher und Pfeile; Mus. f. Völkert., Leipzig.

Nr. 1) Aus Holz geschnitten, 110 cm lang; Nr. 2) Aus Rohr geflochten, 90 cm lang; Nr. 3) Aus Holz geschnitten, 97 cm lang; Nr. 4) Mit gezähnter Holzspitze, 95 cm lang; Nr. 5) Mit Eisenspitze, 92 cm lang; Nr. 6) Mit glatter Holzspitze, 95 cm lang.



Messer in hölzernen, mit Kupferdraht umflochtenen Scheiden und mit ledernen Bindertemen; aus F. Böttert, *Woywa*. Nr. 1) 81 cm lang; Nr. 2) 52 cm lang; Nr. 3) 52 cm lang; Nr. 4) 39 cm lang; Nr. 5) 31 cm lang; Nr. 6) 67 cm lang.



Messer in hölzernen, mit Kupferdraht umflochtenen Scheiden und mit ledernen Bänderriemen; Mus. f. Völkert., Vevey.  
 Nr. 1) 51 cm lang; Nr. 2) 52 cm lang; Nr. 3) 52 cm lang; Nr. 4) 30 cm lang; Nr. 5) 31 cm lang; Nr. 6) 67 cm lang.

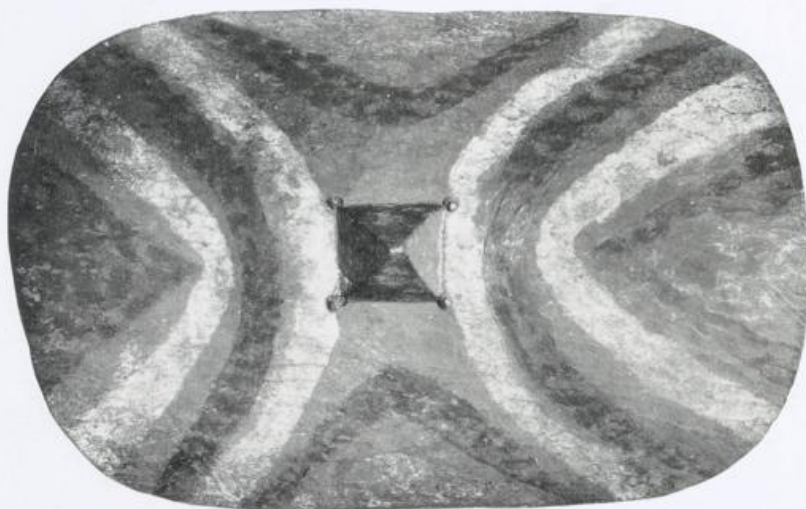
Seite 13



1



2

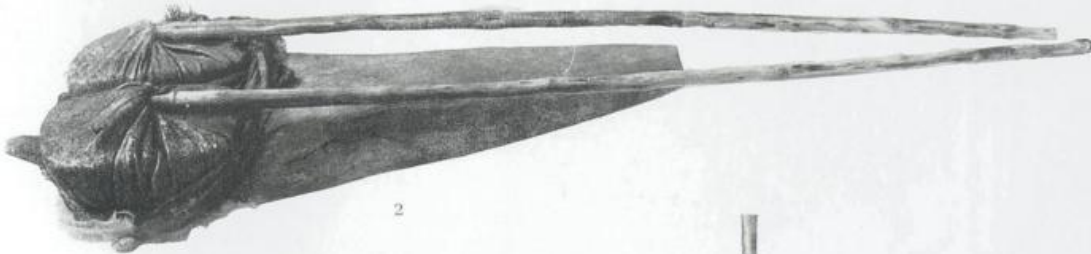


3

Hölzerne bemalte Schilde; Mus. f. Völkerr., Leipzig.  
Nr. 1) 60 cm hoch; Nr. 2) 85 cm hoch; Nr. 3) 80 cm hoch.



1



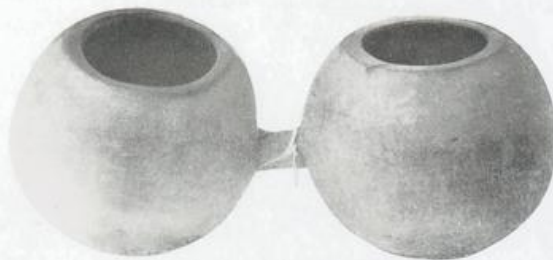
2



4



3



5

Haus-, Fisch- und Feldgeräte. Mus. f. Völkert., Leipzig.

Nr. 1) Fischnet aus Bastchnüren, 120 cm lang; Nr. 2) Gefäßblasebalg aus Holz und Ziegenfell, 97 cm lang; Nr. 3) Hölzerne Milchflasche, 28 cm lang; Nr. 4) Eiserner Kinderkloche, 14 cm lang; Nr. 5) Hölzernes Doppelgefäß für Butter, 20 cm breit.

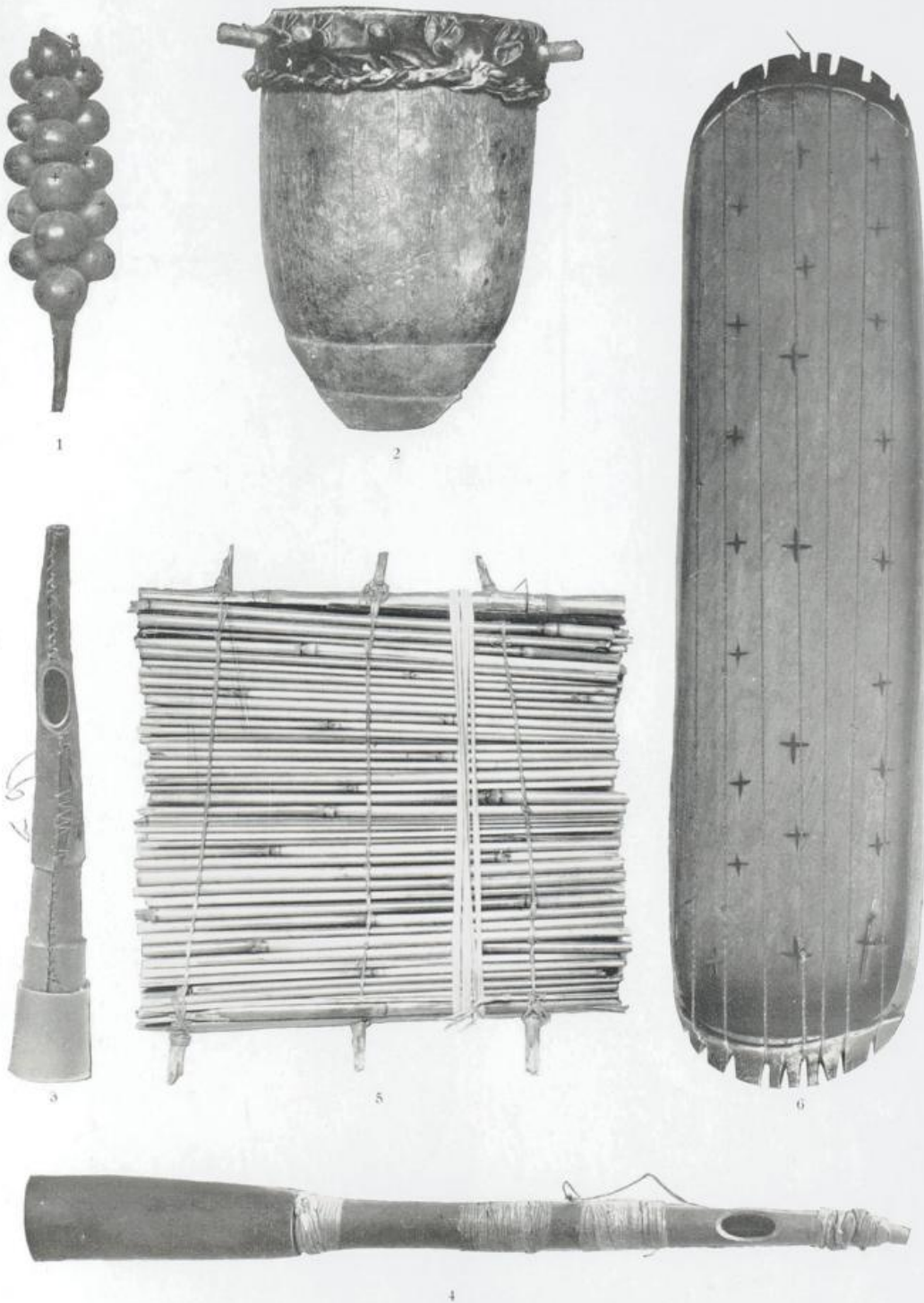


Wider- und Säuggeräte; Kar. f. Göttert, Leipzig.  
Zkr. 1) gezeichnetes Holz zum Säen des Strickens, 68 cm lang; Zkr. 2) Grabhaken  
mit Eisenhaken, 150 cm lang; Zkr. 3) eiserne Feldhaken in Solpittel, 47 cm lang;  
Zkr. 4) eiserne Säemesser für Feldarbeit, 53 cm lang; Zkr. 5) Eisenmesser zum  
Säen der Samen, 76 cm lang.



Werk- und Hausgeräte; Ost. v. Vöste, Leipzig.

Nr. 1) Weichhölztes Holz zum Umrühren des Bierbieres, 68 cm lang; Nr. 2) Grabstiel mit Eisen Spitze, 150 cm lang; Nr. 3) Eiserne Feldbade in 3/4 Teil, 47 cm lang; Nr. 4) Eiserne Saumesser für Feldarbeit, 53 cm lang; Nr. 5) Eiserne Messer zum Abschneiden der Bananen, 76 cm lang.



Musikinstrumente. Nr. 1, 2, 5) Mus. f. Völkert., Berlin; Nr. 3, 4, 6) Mus. f. Völkert., Leipzig.  
 Nr. 1) Rasselstab aus Kürbissen, 32 cm lang; Nr. 2) Hölzerne Trommel, mit Rindsfell bespannt, 66 cm hoch; Nr. 3, 4) Hölzerne Flöten,  
 mit Rindsfell umnäht, 40 und 62 cm lang; Nr. 5) Rasselbrett aus Rohr, 18 cm lang; Nr. 6) Hölzerne Schalensitzber, 72 cm lang.



1



2



3



4



5



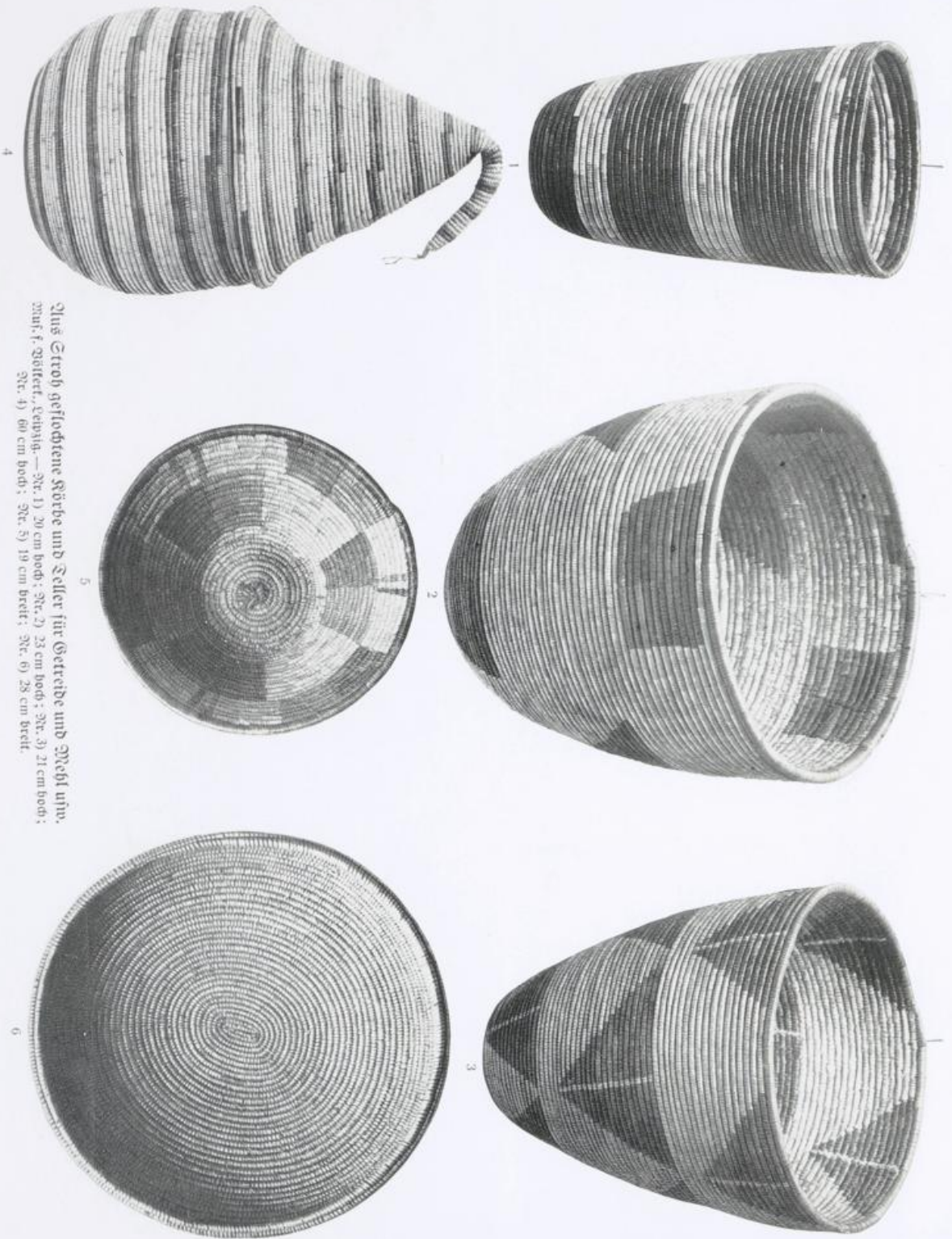
6

Tongefäße.

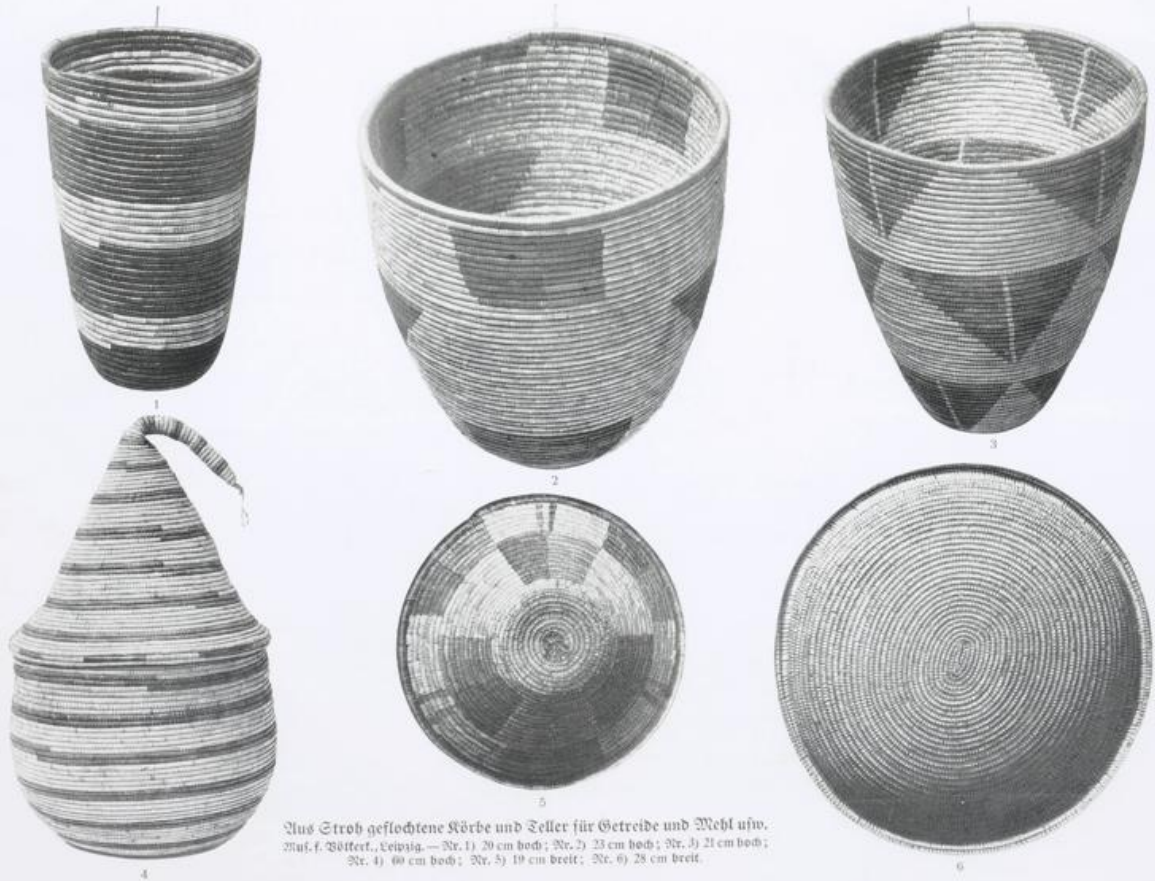
Nr. 1, 2, 3) Tongefäße für Flüssigkeiten, 18 bis 20 cm hoch; Mus. f. Völkert., Berlin. — Nr. 4, 5, 6) Eiserne Kochtöpfe, 14 bis 22 cm hoch; Mus. f. Völkert., Leipzig.



Tabatspfeifen aus schwarzem Horn, 12 bis 16 cm lang.  
Nr. 1, 2, 3, 6 bis 9) Mus. f. Völkert., Leipzig; Nr. 4, 5) Mus. f. Völkert., Berlin.

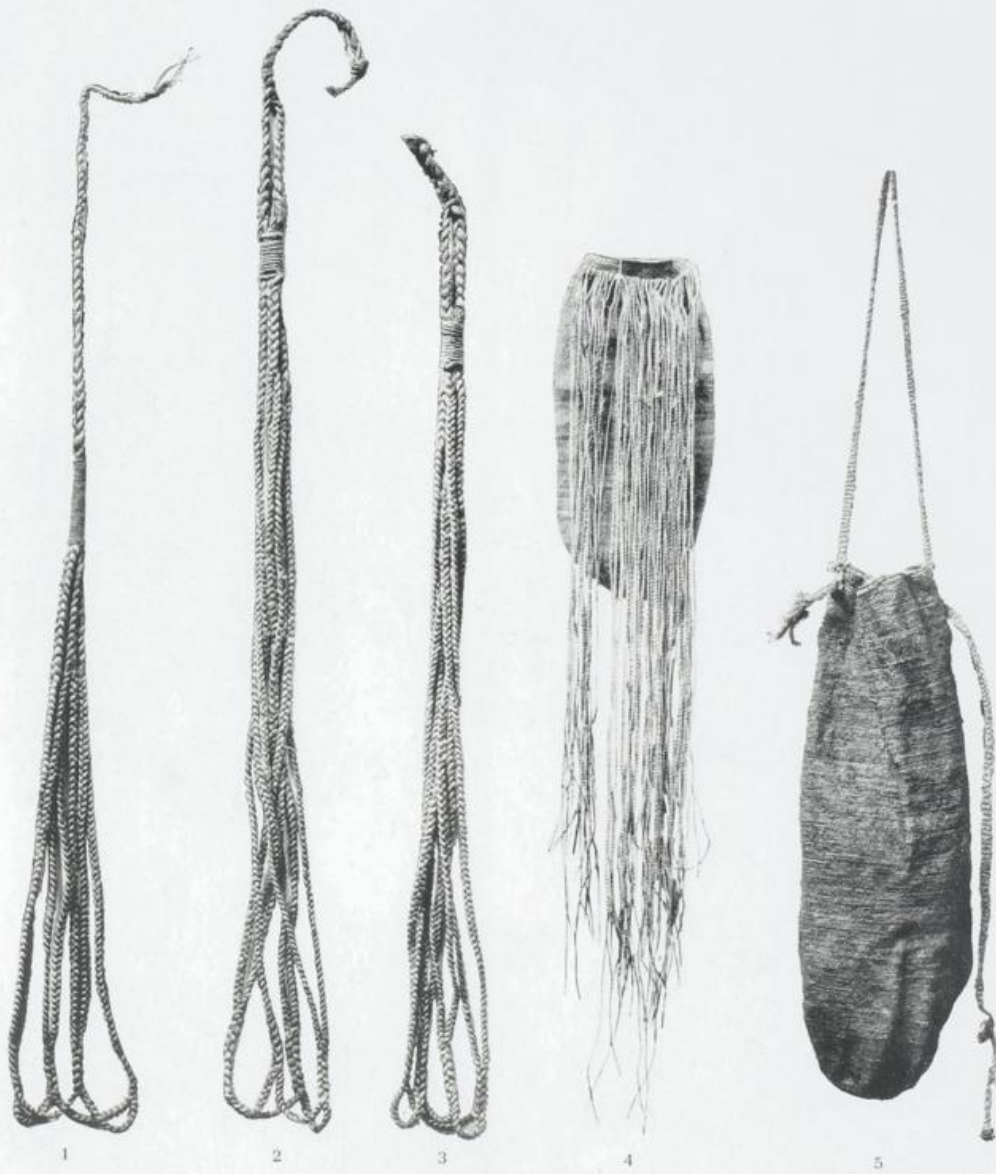


Aus Grob geflochtene Körbe und Seller für Getreide und Mehl uhn.  
 200. F. Göttfert, Lebnia. — 30r. 1) 20 cm hoch; 30r. 2) 23 cm hoch; 30r. 3) 21 cm hoch;  
 30r. 4) 60 cm hoch; 30r. 5) 19 cm hoch; 30r. 6) 28 cm hoch.



Z. 111. 50

Aus Stroh geflochtene Körbe und Teller für Getreide und Mehl usw.  
 Mus. f. Völkerc., Leipzig. — Nr. 1) 20 cm hoch; Nr. 2) 23 cm hoch; Nr. 3) 21 cm hoch;  
 Nr. 4) 60 cm hoch; Nr. 5) 19 cm breit; Nr. 6) 28 cm breit.



Geflochtene Seile zum Lastentragen und geflochtene Tragsäcke für Proviant, Tabak usw. Mus. f. Völkert., Leipzig.  
Nr. 1, 2, 3) 100 bis 112 cm lang; Nr. 4) 48 cm lang, ohne Schnüre; Nr. 5) 64 cm lang, ohne Schnüre.



1



2



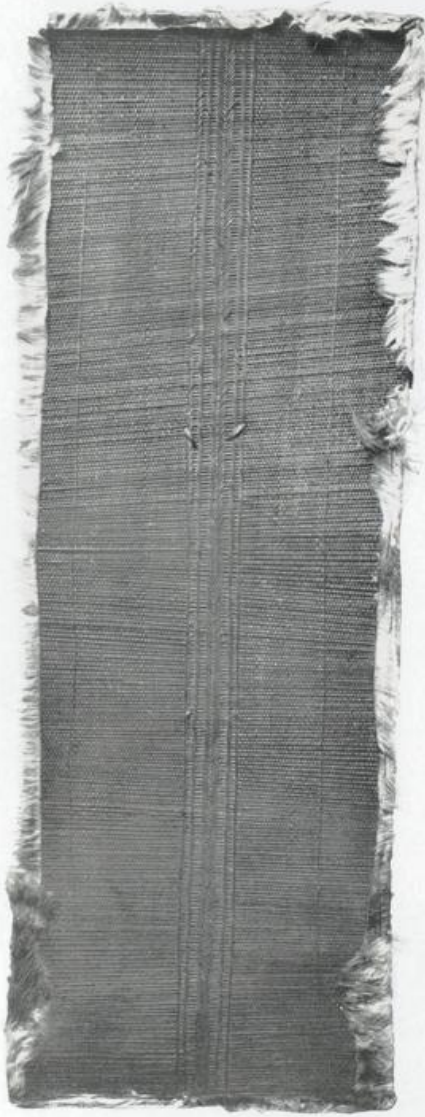
3



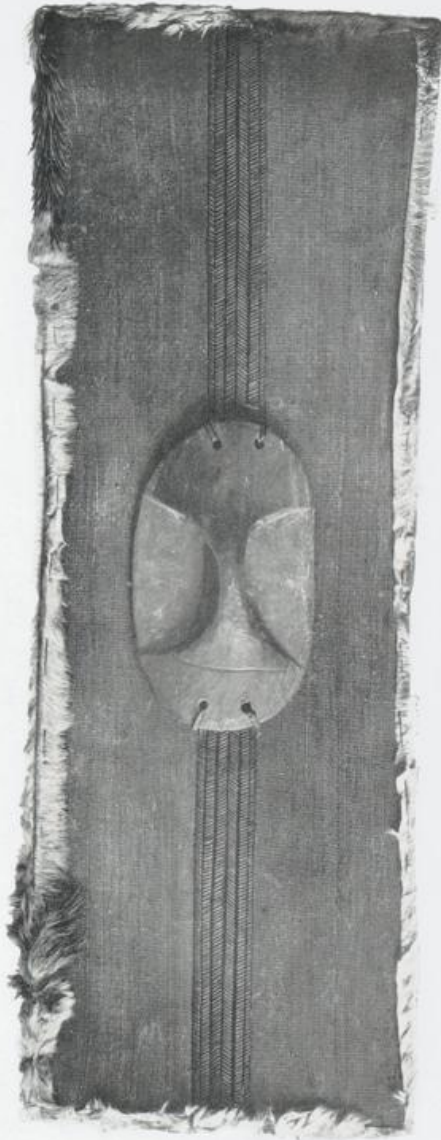
4

Hausgeräte aus Holz und Kürbis; Mus. f. Völkert., Leipzig.

Nr. 1) Hölzerner Napf für Getreide, Mehl usw., 35 cm lang; Nr. 2) Verzierter Flaschenkürbis für Milch, 12 cm hoch  
Nr. 3) Verzierter Flaschenkürbis, 16 cm hoch; Nr. 4) Hölzernes Buttergefäß, 20 cm hoch.



1



2

Aus Rohr geflochtener Schild.

Nr. 1) Vorderseite; Nr. 2) Rückseite, mit hölzernem Handgriff, 122 cm lang; Mus. f. Völkert., Leipzig.



Stopfschmude und Zimmette; aus F. Güter, Berlin.  
Ztr. 1) Gabelförmiger Stod mit zweifeln-Zimmetten in getrockneten Gaddeln,  
82 cm lang; Ztr. 2, 3) Geflochtene Korbmanden mit Ziegenhaaren und saure-  
milchfecht, 68 und 80 cm lang.



Kopfschmuck und Amulette; Mus. f. Völkert., Berlin.  
Nr. 1) Sabelsförmiger Stab mit Medizin-Amuletten in geflochtenen Säcken, 82 cm lang; Nr. 2, 3) Geflochtene Tanzmützen mit Regenbaaren und Kaurimuscheln, 68 und 80 cm lang.



Halschmucke und Amulette, mit „Medizin“ gefüllt.

Nr. 1, 4) Ziegenhörnchen, Knochenstückchen, Holzstückchen, 16 und 20 cm breit; Mus. f. Völkert., Leipzig. — Nr. 2, 3) Geschnitzte Rindshörner, 9 u. 10 cm lang; Mus. f. Völkert., Berlin.



# KARTEN DES MI







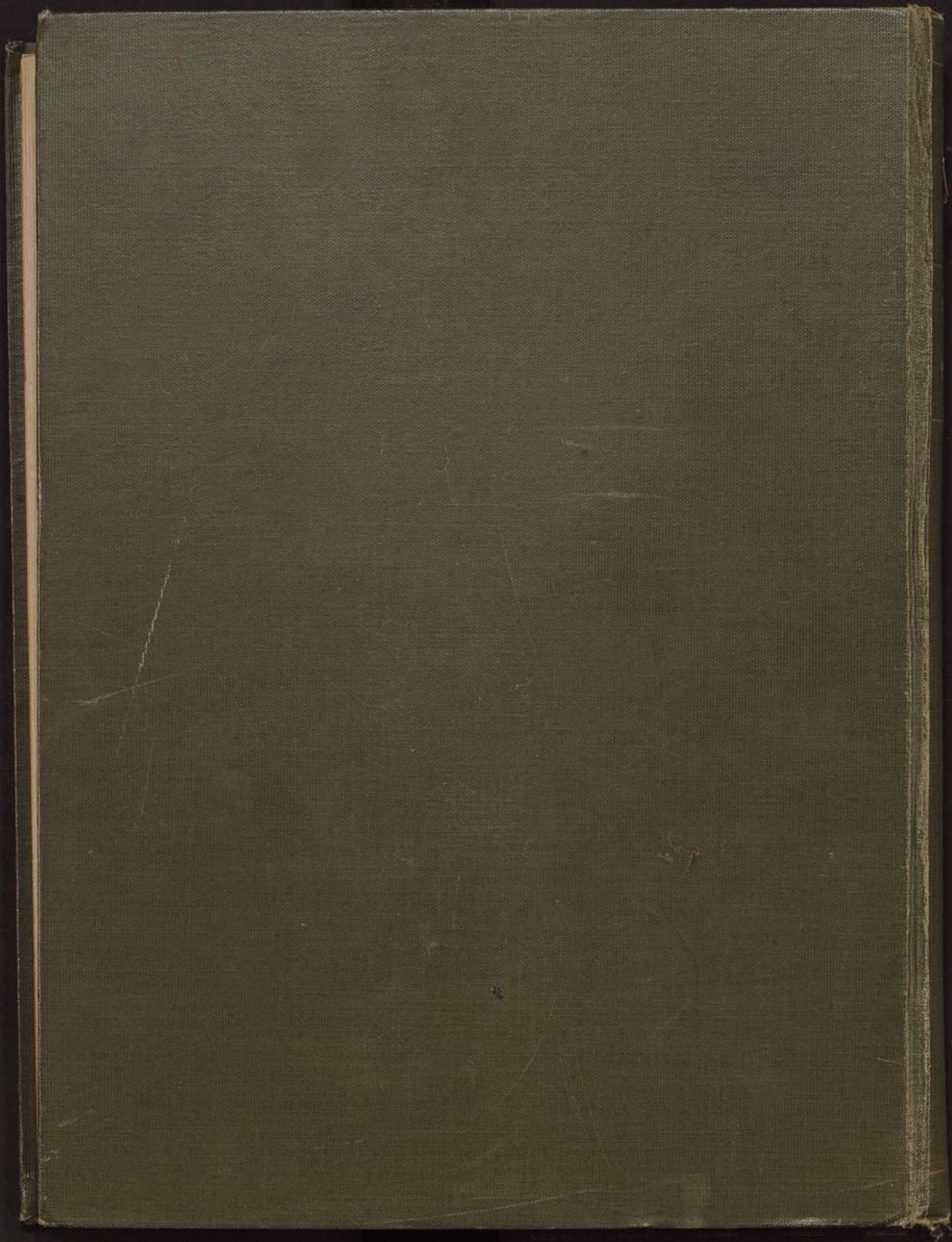












V. 2  
6  
644

Hans Meyer  
Die  
Barundi